Bilder

aus

Oberägypten, der Wüste

und

dem Rothen Meere.

Von

C. B. Klunzinger,

Dr. med., ehemal. ägyptischem Sanitätsarzt zu Koseir, Mitglied der Kaiserl. Leopoldinisch-Carolinischen deutschen Akademie der Naturforscher, der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Ehrenmitglied der naturforschenden Freunde in Berlin etc.

Mit einem Vorwort

von

Dr. Georg Schweinfurth.

Mit 22 Originalzeichnungen.

Zweite Auflage.

Stuttgart.

Verlag von Levy & Müller.

1878.









delin. KLUNZINGER. Verlag von Levy & Müller in Stuttgart. sculpsit E. SUES.

Die Karawanserei Bir Amber.

Bilder

aus

Oberägypten, der Wüste

und

dem Rothen Meere.

Von

C. B. Klunzinger,

Dr. med., ehemal. ägyptischem Sanitätsarzt zu Koseir, Mitglied der Kaiserl. Leopoldinisch-Carolinischen deutschen Akademie der Naturforscher, der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Ehrenmitglied der naturforschenden Freunde in Berlin etc.

Mit einem Vorwort

von

Dr. Georg Schweinfurth.

Mit 22 Originalzeichnungen.

Zweite Auflage.

Stuttgart.

Verlag von Levy & Müller.

1878.

Druck von Alfred Müller in Stuttgart.

Vorwort

von

Dr. Georg Schweinfurth.

Geistesverwandte Neigungen und ein gleiches Interesse der Wissenschaft führten mich vor 13 Jahren in Cairo mit dem Verfasser dieses Buches zusammen und befestigten in kurzer Zeit zwischen ihm und mir ein dauerhaftes Band der Freundschaft. Als wir uns zum ersten Male in der Kalifenstadt trafen, hatte ich, ein Neuling auf afrikanischem Boden, noch meine erste Lehrzeit durchzumachen, während der deutsche Arzt und Naturforscher, den ich inmitten eines abgelegenen arabischen Quartiers aufsuchte, bereits weit in Sprache und Sittenkenntniss des Volks vorgeschritten war.

Während Andere, die von der fremden Welt sich das Eine oder Andere anzueignen gekommen waren und nicht Willens, auf den heimathlichen Comfort des Hôtel-Lebens zu verzichten, diese Welt wie auf einer Schaubühne vor ihren Blicken vorüberziehen liessen, indem sie es dem Zufall anheimstellten, wohin und bis wieweit sich ihre geistigen Fühler erstreckten, lebte *Dr. Klunzinger,* wie weiland *Burkhard,* „der Sohn des Lutheraners", und *Lane,* gesegneten Andenkens, ganz unter den gläubigen Erben des Paradieses. So wie in neuerer Zeit sich das Leben der Europäer im Oriente überhaupt gestaltet, kann man seine zwanzig Jahre in Aegypten verlebt haben, ohne von Land und Leuten beträchtlich mehr zu wissen, als in hundert Büchern steht, wo Stubengelehrte über Dinge berichten, die sie nie gesehen haben. Nein, zu dieser Kategorie von Leuten gehörte mein Freund nicht. Wie ich ihn da fand, in seinem Hause von rohen Erdziegeln der Armenpraxis beflissen, von Blinden und

Lahmen umlagert, deren Lippen manch salbungsvollen Spruch zum Segen des aufopfernden und uneigennützigen Menschenfreundes ertönen liessen, während er aus den Händen Anderer als ärztliches Honorar zoologisches Material für seine Studien empfieng, da musste ich zu einem Genossen hinaufblicken, an dessen Vorbilde meine Augen mit Bewunderung hafteten.

Als ich darauf einige Monate nach meiner ersten Begegnung mit dem Verfasser die Reisen begann, welche mich im Laufe der Jahre von wenig bekannten Gegenden bis zu völlig unerforschten führen sollten, erreichte ich jenen abgeschiedenen Hafenplatz am Rothen Meere, wo sich mein Freund inzwischen bereits als Sanitätsarzt niedergelassen hatte. Zu drei verschiedenen Gelegenheiten fand ich in seinem Hause die gastlichste Aufnahme und verlebte an seiner Seite manche Woche, durch den besten Lehrmeister eingeführt in die arabische Welt und zugleich mit den Geheimnissen der unterseeischen Wunderwelt der Korallen vertraut gemacht. Viele Jahre hat mein Freund seitdem in diesem entlegenen Winkel der Erde hingebungsvoll für die Wissenschaft und zum Besten der leidenden Menschheit gewirkt. Noch bewahren ihm die Bewohner Koseir's das dankbarste Andenken, und einen eclatanten Beweis von der Liebe und Verehrung, welche er sich bei ihnen zu erwerben gewusst, gaben ihm die Aeltesten dieser Stadt, als sie, nachdem er nach mehrjähriger Abwesenheit in Europa wieder, aber nur als Privatmann, zurückgekehrt war, von der obersten Sanitätsbehörde seine Wiederernennung als ihren Arzt in einer besonderen Petition erflehten.

Vereinsamt und abgeschlossen in seinen Forschungen, aber ohne der menschlichen Gesellschaft, die sich ihm hier in ärmlichstem Gewande zeigte, selbstgenügsam den Rücken zu kehren, lebte er fern von dem Hochmuthsteufel der „einzig fühlenden Brust unter Larven", ein Mensch unter Menschen. Unter Fischern und Schiffern, unter Pilgern und Kameltreibern, kleinen Händlern und armen Schreiberseelen hat unser Menschenfreund seine besten Jahre geopfert. Der Gelehrte, der Naturforscher vor Allem, dessen Ideal überall die Natur, kann nicht verwildern in der Einöde.

Nicht ohne Grund mag Manchem das Leben der höheren

und höchsten Schichten in der heutigen Bevölkerung Aegyptens anekeln. All ihr Dichten und Trachten gipfelt in schmutziger Geldgier und in schamloser Knechtschaft vor dem Mammon des Besitzes; jedes Verständniss ist ihnen fremd für Dinge, die nicht in klingender Münze ein Aequivalent finden. Da sind Menschen ohne Charakter, ohne Nationalgeist und Gewissen, aus Feigheit ebenso unfähig zum Verbrechen, wie zu elend zu irgend einem Werke der Grossthat. Aber ein offenbares Unrecht begeht Jeder, der in seiner Beurtheilung des Volkscharakters diesen Widerwillen der grossen Masse entgelten lässt. Wenn der Arme geizig, der Unterdrückte feig erscheint, so beweist das noch lange nicht, dass sie dafür in der Summe ihrer vorzüglichen Eigenschaften uns Europäern, die wir unter minder glücklichem Himmel uns unendlich glücklicherer socialer Zustände erfreuen, nicht weit überlegen sein könnten. Um aber völlig gerecht zu sein, müssen wir stets bei unserem Urtheile darauf bedacht sein, nur Gleichartiges einander gegenüberzustellen, und hierin fehlen die Meisten, welche, sobald sie sich an Sittenschilderungen der gemeinen Aegypter wagen, immer das glückliche Loos unserer mittleren Gesellschaft vor Augen haben. Oft freilich geht ihnen eine gründliche Kenntniss unserer arbeitenden Klassen ab. Ihr Loos aber macht die Fellahin in der That nur der Hefe unserer niedrigsten Volksschichten vergleichbar, und von solchem Gesichtspunkte aus betrachtet, müssen sie uns bewunderungswürdig erscheinen. Fast aller Mittel einer Volksbildung beraubt, und nach oben zu ohne irgend ein nacheifernswerthes Vorbild der Moral, wachsen sie nicht anders auf als Wilde; dennoch sehen wir sie in manchen Tugenden excelliren, deren sich bei uns die Weisesten nur mit Mühe befleissigen. Ihr Leben ist das der geregeltsten Ordnung und sie sind die höflichsten und manierlichsten Menschen von der Welt.

Abgesehen von dem vertrauten Umgange mit einer grossen Menge der unteren und mittleren Volksklassen in verschiedenen Theilen Aegyptens kamen dem Verfasser natürlich auch die Befugnisse zu Statten, welche ihm als Arzt der Regierung zu Gebote standen. Es ist Sache des diagnostischen Scharfblicks der Mediciner, die geheimsten Falten des menschlichen Herzens zu ergründen. Solche Kenntniss und Erfahrung durfte nicht

eines Mannes Besitzthum bleiben. Schon bei meinem ersten Besuche in Koseir empfahl ich dem Freunde das seit so langer Zeit brachliegende Feld der ägyptischen Volks-Sitten zu cultiviren. Er solle sich *Lane* zum Vorbild nehmen, das gäbe alsdann einen Appendix zum *Bädeker* der Zukunft.

Meine Wünsche sind in Erfüllung gegangen. Auch Aegypten hat nun seinen *Bädeker* erhalten, einen Führer durch das alte Wunderland, der alles bisher Dagewesene weit in den Schatten stellt, und *Klunzingers* Schilderungen werden keiner auch noch so zusammengedrängten Reisebibliothek eines Nil-Touristen in Zukunft fehlen dürfen.

Ueber vierzig Jahre sind verflossen, seit *Edward Lane* seine „manners and customs of the modern Egyptians" der Oeffentlichkeit übergab. Seine Schilderungen sind unübertroffen, ja sie erlangten im Lauf der Jahre einen gewissen Ruf der Classicität, und der beste Beweis von ihrer Unersetzlichkeit schien in dem Umstande geboten, dass kein neuer Autor es wagte, auf unabhängiger Bahn seinen Spuren zu folgen.

Gross ist indess die Masse der in genanntem Zeitraume erschienenen Werke, welche Aegypten, sein Volk und das Land zum Gegenstand hatten. Hofgeschichten und Palastintriguen aus Mehemed Ali's Zeit haben allein ganze Reihen von Bänden angefüllt, oft von Leuten erzählt, die selbst im vornehmen eitlen Weltgetreibe verkommen waren. Dann waren es wieder phantastisch aufgeputzte Romane oder in den Hôtels von Cairo aufgetischte Klatschgeschichten, welche als „Geheimnisse von Aegypten" und wohlfeile Eisenbahnlectüre durch die Welt liefen. Eine Fluth von beiläufigen Reise-Erinnerungen, wo Erlebnisse während der dreimonatlichen Dahabiefahrt zum Besten gegeben werden, oder weniger als das, wechselte ab mit fachmännischen Werken von kundiger und gewandter Hand. Die deutsche Reiseliteratur hat sich der letzteren nicht zu schämen, und Werke wie die eines *v. Kremer, Stephan, Lütke* haben sich einer günstigen Aufnahme in den weitesten Kreisen zu erfreuen gehabt; allein sie alle können nicht prätendiren, was Studium der Volksbräuche anbelangt, mit den Aufzeichnungen eines Mannes zu wetteifern, der sich dem Gegenstande mit so vieljährigem und anhaltendem Fleisse gewidmet hat, wie

Dr. Klunzinger, und dessen Vertrautheit mit der arabischen Umgangssprache *) überhaupt nur in ganz vereinzelten Fällen in Aegypten erreicht worden ist.

Das vorliegende Werk, schon in seiner äusseren Gestalt und Anordnung des Stoffes durchweg neu und eigenartig, ist in der That als eine Gabe dem wissbegierigen Publicum zu empfehlen, welche eine noch gänzlich offene Lücke in unserer Kenntniss des heutigen Aegyptens ausfüllt. *Lane,* so zuverlässig und ausführlich auch seine Schilderungen sein mögen, hat im Grunde genommen doch nur grossstädtische Verhältnisse geschildert. Eine schwache Seite seines Werks ist die nur ungenügend ausgeführte Schilderung der ägyptischen Christen. Sein Beobachtungsfeld war die alte prächtige Kalifenstadt mit den unzähligen Festen und der vergnügungssüchtigen Bevölkerung einer Tyrannenresidenz. In schlichteres Gewand ist ägyptisch-arabische Volkssitte durch *Klunzingers* Skizzen gehüllt, aber desto ungeschminkter, naturwahrer erscheinen die Bilder.

Es ist nicht des Verfassers Art, sich seinem Leser als Sittenrichter aufzudrängen, Urtheile und Schlussfolgerungen aus den geschilderten Verhältnissen zu ziehen, wo der wahre Thatbestand einem Jeden gestattet, sich sein eigenes Urtheil zu bilden. Und er hat wohl daran gethan, diese gefährliche Klippe zu meiden, wo die Ideen der Menschen so vielgestaltig sind wie ihre Köpfe. Mindestens entgeht er auf diese Art dem höhnenden Zuruf des Stubengelehrten, welcher ihm vorhalten würde, dass es demjenigen, der seine besten Jahre unter Menschen von solcher Bildungsstufe verlebt, nicht zu verargen sei, wenn er im logischen Denken sich wenig geübt zeige.

Dass die Thatsachen reden, war des Verfassers hauptsächlichstes Bemühen. Ein überschwänglich poetisches Gemüth wird vielleicht die üblichen Naturschilderungen als Rahmen des Sittenbildes und in letzterem Fall selbst den idyllischen Hauch vermissen, mit welchem unsere Schriftsteller, oft vom Weltschmerz oder von anderem Aberglauben angekränkelt, ihre Schilderungen zu beleben vermeinen. Vor dem nüchternen Forscherblicke

*) *Dr. Klunzinger* bereitet ein umfangreiches Werk, welches das in Aegypten gebräuchliche Idiom des Vulgär-Arabischen zum Gegenstande hat, zur demnächstigen Publikation vor.

des Arztes und Zoologen hat das Alles keinen Bestand; wie sein Scalpell die Fäden der geheimnissvollsten Gewebe zertheilt, in denen das unbewusste Leben pulsirt, so wirft sein Mikroskop Licht auf eine Welt der Räthsel, von denen das gewöhnliche Auge keine Ahnung hat. Ich beglückwünsche meinen Freund, dass er nicht in den Fehler seiner Zeitgenossen verfallen ist, verfeinerte, vielleicht gekünstelte Gefühle seinen Personen zu unterschieben, wie diese in der niederen Sphäre des Lebens, im Kampfe und Ringen um dasselbe, gar nicht Zeit finden können sie zu haben. Mögen Andere ihn „ausschreiben", — und wie leicht wird es nun sein, einen Roman mit ägyptischer Localfärbung zusammenzusticken nach solchem Muster!

Cairo, im November 1876.

Georg Schweinfurth.

Vorrede.

Gar gewaltig ist der Strom der Literatur, der sich seit alten Zeiten, insbesondere aber in neuerer Zeit über das wunderbare Land des heiligen Nil ergossen hat, und doch sind wir weit entfernt, uns einer vollendeten Kenntniss auch nur des eigentlichen Aegyptens rühmen zu dürfen. In Genauigkeit und Wahrheit der Schilderung seiner heutigen Bewohner steht *Lane* noch immer unerreicht da; aber er hat sich fast nur an die Bürger der Hauptstadt gehalten: vom *Landleben*, von *Oberägypten* zumal, existiren eben nur Berichte von Reisenden. In ganz Oberägypten sind bis heute nur wenige Europäer angesiedelt, und diese sind fast ausschliesslich griechische Handelsleute, die ihre Erfahrungen nicht publicistisch zu verwerthen vermögen. Noch weniger ist diess von den Eingeborenen selbst zu erwarten. Genaue Beobachtungen und Urtheile lassen sich nicht durch eine Vogelschau gewinnen, sondern dadurch, dass man sich, wie *Lane*, mit dem Volk verflicht, wie dieses lebt, allmählig in die Geheimnisse seiner Sitten und seiner Religion, vor allem aber seiner *Sprache* einzudringen sucht, und dazu gehört ein fester Wohnsitz, eingehendes Studium, Entbehrungsfähigkeit und viel Zeit.

Als ich im Jahre 1863 Europa verliess, mit dem speciellen Zweck, am Rothen Meere zoologische Studien und Sammlungen zu machen, beschloss ich, meine Beobachtungen nicht auf Thiere zu beschränken, sondern meine *ganze* Umgebung verstehen zu lernen, denn, wie *Humboldt* sagt, nur das, was man versteht, geniesst man. Seit jener Zeit, von 1863—1869, und mit Unterbrechung einiger Jahre, die ich in Europa zubrachte, von 1872—1875, lebte ich in einem kleinen Hafenstädtchen am oberägyptischen Gestade des Rothen Meeres, in Koseir als Sanitäts- oder Quarantänearzt, von der ägyptischen Regierung angestellt, hielt mich aber auch viel in dem benachbarten Theil des Nilthales, welcher der alten Thebaide oder der heutigen Mudirîe *Kene* entspricht, in Privat- und Amtsgeschäften auf. Als langjähriger Bewohner einer kleinen Ortschaft, wo ich so zu sagen zur Familie gehörte, als Arzt und Regierungsbeamter, als Naturforscher, hatte ich reiche Gelegenheit, Land und Volk kennen zu lernen und eingehende Studien über die Volkssprache zu machen, während es Europäern, die in der Hauptstadt wohnen, äusserst schwer wird, aus ihren Kreisen sich herauszureissen und in die der Eingeborenen einzudringen.

Meine langjährigen Erfahrungen und Beobachtungen habe ich nun in diesem Buche niedergelegt und in ein für das grössere Publikum geniessbares Gewand zu kleiden versucht. Ich habe nicht die Form der Reisebeschreibung gewählt, wo die Person des Verfassers sich immer lästig breit macht, sondern ich habe den Wissbegierigen an der Hand genommen, und so wandern wir von einem *Bild* zum andern. Nur bei einigen Kapiteln musste mehr eine beschreibende Darstellung gegeben werden. Als besonders interessant erschien mir die Vergleichung der heutigen Aegypter mit den *alten*, um so mehr, als die Oberägypter den alten Typus und viele Sitten besonders rein erhalten haben. Die Leser mögen daher *Wilkinson's* „ancient Egyptians" stets zur Hand haben. Dass die Naturgeschichte nicht kurz weg kam, wird man dem Naturforscher zu gute halten.

Manches aus dem vorliegenden Buche ist den Lesern einiger Zeitschriften z. B. des „Ausland", der „Westermann'schen Monatshefte", der „Zeitschrift für Erdkunde" bekannt, aber Alles ist durchaus umgearbeitet und durch Beobachtungen während meines zweiten Aufenthaltes in jener Gegend reichlich vermehrt worden, andere Kapitel sind durchaus neu.

Der Text ist von einigen bildlichen Darstellungen begleitet, welche ich selbst an Ort und Stelle getreu nach der Natur gezeichnet habe. Sie sind von Herrn Maler *Sues* in Stuttgart sorgfältig ausgeführt und auf Holz geschnitten.

Berlin, im November 1876.

C. B. Klunzinger.

Inhaltsübersicht.

I. Kapitel. **Vier Tage in einer Landstadt.**

II. Kapitel. **Wanderung auf dem Land und auf dem Flusse.**

III. Kapitel. **Werk-, Feier-, Jubel- und Trauertage.**

IV. Kapitel. **Die Wüste.**

V. Kapitel. **Am Rothen Meere.**

VI. Kapitel. **Die Naturschätze des Rothen Meeres.**

VII. Kapitel. **Die geheimen Wissenschaften der Moslimin.**

Verzeichniss der Abbildungen.

*) Das Gestelle auf den Säcken ist eine Sänfte „schebrîe“, sollte aber mehr in die Länge gezogen sein. Die Säcke, aus Halfegras geflochten, sollten quer gestreift erscheinen.

**) Die Schilderung des Landstadtlebens bezieht sich allerdings hauptsächlich auf Kene. Ich habe aber Manfalut seiner malerischen Lage wegen zum Abbilden vorgezogen. Die schweren Wolken möge der Beschauer sich hinwegdenken.

***) Die Figur sollte Zöpfe haben statt der fliegenden Haare.

Berichtigungen.

Seite		Zeile		von		statt		lies	
Seite	5	Zeile	5	von	oben	statt	Blitzableiter	lies	Blickableiter.
,,	104	,,	5	,,	unten	,,	Umschlag	,,	Umschlag—
,,	172	,,	5	,,	,,	,,	Barbiererslӓden	,,	Barbierer.
,,	192	,,	11	,,	,,	,,	von	,,	an.
,,	288	,,	28	,,	oben	,,	in	,,	ein.
,,	396	,,	18	,,	unten	,,	Wasserbergen	,,	Wasserbächen.

Bilder

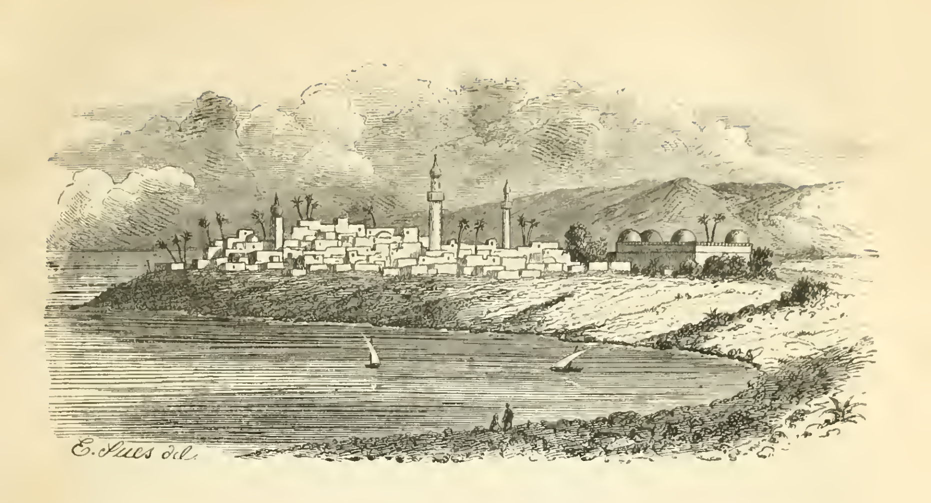
aus

Oberägypten, der Wüste

und

dem Rothen Meere.





I. Kapitel.

Vier Tage in einer Landstadt.

Erster Tag.

Rundschau.

Wir stehen auf einem aller Vegetation baren Schutthügel, über uns der tiefblaue Dom eines wolkenlosen Himmels; ein leiser Nordwind wehrt den glühenden Strahlen der in hohem Bogen hinziehenden Sonne, uns zu versengen, die lechzende Atmosphäre lässt den Blick mit durchsichtiger Klarheit bis an den fernen Horizont hinschweifen und rings um uns her ist greifbar rein das Landschaftsbild gebreitet. Ein grüner Saatteppich bekleidet das flache Thal, das gegen Norden zieht und aus dem von Strecke zu Strecke ein Palmenhain auftaucht. Ein breiter Wasserstreif fliesst schlängelnd seiner Mitte entlang, einziger Zeuger und Säuger des vom Himmel verlassenen Bodens. Gegen Westen und Osten besäumt sich das Thal in greller Grenzlinie durch die kahle gelbgraue Wüste, welche bald in einer unübersehbaren sanft ansteigenden Plateaufläche sich verliert, bald plötzlich in starren, schroffen Felsmassen emporsteigt.

Zu unsern Füssen aber liegt das schwer zu enträthselnde Häusergewirr einer ansehnlichen *Stadt*. Unter den meist einstöckigen, von nur wenigen Lichtscharten durchbohrten flachdachigen, oft in antiker Weise gegen oben sich verjüngenden Lehmwürfeln, aus welchen sie besteht, ragt eine grosse Anzahl Nadeln hoch in die Lüfte, wölben sich gewaltige Kuppeln auf, erheben sich saubere viereckige Zinnenthürme, in deren vieldurchlöcherten Wänden sich ein reges Taubenleben entfaltet, und das Lehmgrau der Häuser ist reich durchsetzt mit dem Immergrün ihrer Mitte entsteigender Palmen und Laubbäume. An den meisten Gebäuden lässt sich der nagende Zahn der Zeit nicht verkennen, *ein namhafter Theil der Stadt liegt stets in Ruinen*. Mit Mühe entdecken wir in dem Profil dieses Labyrinths einige gröbere Adern und Zweige, wo die Häuser von einander gerückt in deutlichen Reihen sich ordnen und die da und dort herzartig sich erweitern. Da giebt sich dann ein dichtes Drängen und Wallen des menschlichen Verkehrs kund, den Körperchen in den Capillaren des Blutes gleich.

Das lauschende Ohr unterscheidet in dem allgemeinen Gemurmel dieser menschlichen Wohnstätte das widrige Kläffen zahlreicher Hunde, den trompetenartigen Schmerzensschrei brünstiger Esel, das unmuthige Brüllen störrischer Kamele, das Geschrei spielender und raufender Gassenjungen, die Warnungen aufrennender Eselsbuben, von den Märkten her die unablässigen Ausrufungen der Mäkler und Kleinverkäufer, von den Zinnen der Thürme die helle melodische Stimme der Mahner zum Gebet, dann und wann auch den wimmernden Gesang eines liebestrunkenen Jünglings oder das Festjubiliren einer Schalmei sammt Nachdruck von Pauken und Händegeklatsch.

Wir vermissen, vom geschäftigen Norden gekommen, das Pflastergerassel hinfliegender Wagen; die langen Schornsteine haben noch nicht den Sieg über die Thürme der Paläste, Tempel und Taubenschläge gewonnen, noch nicht ist von dem Klappern der Maschine, dem Klopfen und Hämmern des Gewerbfleisses die Stimme der Menschen und Thiere zurückgedrängt.

In einem schattigen Hain vor der Stadt breitet ein Mann mit vollem Bart und markigen Zügen in Ernst und Ruhe einen Teppich auf der Erde aus; sein Haupt deckt ein grosses Lein-

wandgewinde, der Turban, eine volle Toga mit weiten Aermeln wallt über seinen tiefgebräunten Körper bis zu den Füssen herab; er zieht seine rothen Pantoffeln aus, tritt andächtig in fassungsvoller Stimmung auf den Teppich, wendet sein Gesicht nach Südosten und beugt sich nach unabänderlicher Regel vor dem Allmächtigen. Dort sitzt oder hockt ein Landessohn und saugt aus langer Pfeife und kleiner Schaale die erlaubten Genussmittel Tabak und Kaffee in stillem Humor. Um die Mauer jenes Hauses schleicht ein gespensterhaftes Wesen, die ganze Figur vom Scheitel bis zu den allein sichtbaren Füssen in einen faltenreichen weiten Mantel sorgsam gebettet, es soll ein Glied des schönen Geschlechtes sein.

Wir haben genug gesehen, und wären wir von einem Genius im Dunkel der Nacht auf jenen Schutthügel verschlagen worden, um zu wissen, dass wir vor einer Stadt im Orient des Islam stehen, ferne vom Abendland, weit ferner selbst für den Gedanken als das neue transatlantische Abendland. Wir befinden uns auf dem klassischen Boden des uralten Nil, weit oben im Süden Aegyptens, wo der Mercur des neunzehnten Jahrhunderts zwar schon begonnen hat, seine Drahtfühlfäden hinzustrecken, wo er mit seinen dampfbeschwingten Sandalen wenigstens auf der Wasserstrasse wohl dann und wann ab- und zugeht, in seinem Gefolge die engbehosten Träger der Civilisation, wo er sich aber noch gar nicht heimisch fühlt, und das Volk in Ursprünglichkeit seines Daseins sich freut.

Eingang zur Stadt. Die Häuser.

Wir steigen hinab und dringen in das Häusergewirr ein. Keine kriegerische Ringmauer umgiebt die Stadt, wohl aber bilden die äussersten Häuser eine dichte Schliessung, zwischen welcher bald ein regelrechter Thorbogen, bald eine offene Strasse, bald ein enges Pförtchen einen Zugang lässt, oder es hat sich durch ein zerfallenes Gebäude eine Bresche gebildet, die Niemand zu verstopfen gedenkt. Am besten ist es, wenn wir dem Dammweg folgen, der in der Richtung nach der Stadt zu sich windet und, zumal wenn zur Zeit des Hochwassers das Land ringsum unter Wasser steht, uns gefahrlos in das Herz

der Stadt einführt. Nicht viel breiter als der Dammweg, der kaum zwei Reiter passiren lässt, wird es, wenn die Häuser zur Eingangsstrasse sich stellen. Diese führt uns allmälig weiter, sich erweiternd und verengernd, krümmend und winkelnd, senkend und erhebend. Die Spaliere der Häuser zeugen wenig von geometrischer Genauigkeit, die Richtungslinie ist mannigfach gebrochen und gebaucht, wenn auch das einzelne Haus einen annähernd rechtwinkligen Typus hat.

Lassen wir den Blick an einem solchen Landstadthaus, das selten mehr als einstockig ist, hin- und hinaufschweifen, so starrt uns nur eine kahle graue, selten übertünchte Lehmwand an, die oft für ganze Häuserstrecken eine gemeinschaftliche ist. Verschieden von den fensterreichen Häusern der Hauptstadt mit ihren Erkern entdecken wir fast nur einige kleine Luftlöcher, und selbst sie sind zumeist noch mit einem engmaschigen Holzgitter verschlossen. So ist das heilige Hausinnere von der Aussenwelt abgeschlossen. Luft und Licht dringt in die Gemächer vom Hofraum aus, welcher ringsum vom Hause umfasst ist. Die Mauer ist zusammengesetzt aus rohen, *ungebrannten Thonziegeln* von länglich rechteckiger Form, wie sie schon die alten Aegypter, damals stets mit dem Regierungsstempel gezeichnet, für ihre Privatbauten brauchten; ihr Name „Tub“ hat sich bis heute erhalten. Dieses Material ist eben nur für diese regenlosen Districte möglich, bei einem stärkeren andauernden Regen würde eine so erbaute Stadt in kurzer Zeit in einen Breihaufen verwandelt, und auch darin liegt ein Beweis, dass das Klima des alten Aegyptens so trocken wie das des jetzigen war.

Zwei Dinge fesseln indess den Blick: das *Hausthor* und der viele Gebäude zierende *Taubenthurm*. Der Umgebung des ersteren musste ein gewisser Halt verliehen werden; das geschieht durch Quadersteine, gebrannte Backsteine und Querbalken, und diese werden zugleich zur Anbringung eines architektonischen Schmuckes durch Farbenwechsel und mosaikartige Anordnung benutzt. Weniger gelingt es, wenn auch das Gebiet der Malerei oder gar der höheren Sculptur betreten wird; hierin bringt es der arabische Künstler nur zu gräulichen kindischen Zerrbildern. Durch solche bunte Thormalereien kennzeichnet gern der „Hâdj“,

der eine Wallfahrt nach Mekka gemacht hat, sein Haus. Auch bei den alten Aegyptern war die Fahrt zu einem Tempel ein Ruhm, den man an die Häuser malte. Um den Blick des Neiders zu neutralisiren, setzt man über das Hausthor gern Sprüche aus dem Koran, und in ähnlicher Absicht, als Blitzableiter, wird oft ein ausgestopftes Ungeheuer, zumal ein Krokodil, auch wohl eine Aloë über dem Eingang befestigt. Auch die alten Aegypter brachten hier gern Inschriften und Symbole von gutem Omen an. Inmitten des grossen Thors, das nur zum Einführen grösserer Gegenstände geöffnet wird, befindet sich gewöhnlich ein kleines Pförtchen durch welches Menschen und andere kleinere Geschöpfe ein- und herausschlüpfen.

Die gruppenweise auf die Plattform der Häuser aufgesetzten, oder auch für sich aufstrebenden *Taubenthürme,**) bald würfelförmig, bald in antiker Weise nach oben verjüngt, bilden einen grossen, oft selbst den grössten Theil der Gebäulichkeiten. Sie geben den Häusern der Städte und Dörfer Oberägyptens ein charakteristisches, stattliches Ansehen. Indem sie den sonst so kahlen Häusern einen architektonischen Schmuck verleihen, erfüllen sie neben dem landwirthschaftlichen ohne Wissen ihrer Erbauer auch einen landschaftlichen Zweck. Statt der gänzlich fehlenden Schornsteine sind vielen Terrassen, wie bei den Häusern der alten Aegypter, kurze, meist schräge Dachvorsprünge oder *Windfänge* aufgesetzt, welche, gegen Norden gerichtet, den kühlenden Wind auffangen und Schatten gewähren.

Strassenverkehr. Eseljungen.

In der Provinzialstadt ist die alte und die neue Welt noch nicht zur gefährlichen Collision gekommen wie in der Hauptstadt. Da sieht man noch nicht das hastige Jagen und Rennen, noch keine dahinsausenden Carrossen, welche den Rücken des Wanderers durchbohrt haben können, ehe er die Warnungsrufe des Wagenlenkers unterschieden hat. Da geht Alles noch seinen gemessenen Schritt und Tritt, und wenn man auch einmal, in tiefe Gedanken versunken, plötzlich den fletschenden Rachen eines Kamels im Nacken fühlt, oder ein leichtes ein-

*) Siehe II. Kapitel Fig. 9.

herrennendes Eselein Einem auf die Fersen tritt, so hat man immer noch Zeit auszuweichen, wenn das nicht die bedächtigen Thiere von selbst gethan haben. Je näher wir dem Herzen der Stadt, dem Markte, kommen, desto belebter wird es. Bald beweist uns ein Stoss, ein Fusstritt, eine unsanfte Berührung mit irgend einem Nebenmenschen die Existenz eines Nicht-Ich's. Hinter uns hören wir jugendliche Stimmen näher und näher an's Ohr schallen, welche warnen, den Rücken, die Beine, den Kopf und was an uns zerbrechlich ist, in Acht zu nehmen. Es sind die hochberühmten *Eseljungen,* die, selbst nachspringend, einen Trupp Reiter im Galopp durch das Menschengewühl in den engen Strassen hindurch an den Ort ihrer Bestimmung jagen. Das etwas träge Naturell ihrer langohrigen Pfleglinge wird durch fortgesetzte Prügel, oder, wenn diese in Folge langjähriger Uebung auf eine schwielig gewordene Haut fruchtlos fallen, durch Eintreiben eines Grabstichels in offen gehaltene Wunden angefeuert. Dabei fehlt es nicht an kräftigen Beschimpfungen des unvernünftigen Thieres, den Stichworten: Hundesohn, Christen- und Judenbube folgt ein gedehnter emphatischer Ha-Laut, wie ihn nur ein ächtes Araberkind hervorzubringen im Stande ist, und diesem ein wirksamer Stoss in den mageren Steiss, der das Reitthier vor- und seitwärts schiebt. — Es kommt uns der ritterliche Gedanke, auch ein solches Eselein zu besteigen. Noch schneller aber als der Gedanke sind die Eselsbuben, die an der nahen Ecke ihren Stand haben. Schon hat uns ein halbes Duzend derselben umringt, ehe wir noch zum wirklichen Entschluss gekommen sind. Es ist keine Rettung, keine Flucht mehr möglich; es gilt, eine rasche Wahl zu treffen. Ein blitzender Blick, ein drohend geschwungener Stock, und der um unsere Person sich zankende und balgende Schwarm ist zerstoben, wobei der Knabe unserer Wahl uns wirksam unterstützt.

Der Eseltreiber ist in ganz Aegypten derselbe unverschämte Feigling, dabei aber recht gemüthliche Bursche, sobald man einmal seine nähere Bekanntschaft gemacht hat. Nur zur Ausbildung seines Sprachentalents hat er in den inneren Provinzen weniger Gelegenheit als in den Hauptstädten, noch redet er uns nicht in der reichen alexandrinischen Mosaiksprache der lingua franka an: „Nigi ja Musjo, voulez ride good esel,

un abrico thejib, bono", d. h. sollen wir kommen o (arabisch) Herr, wollen Sie (französisch) reiten guten (englisch) Esel (deutsch), ein Esel (italienisch statt burico) gut (arabisch), gut (italienisch). Dem sofort erkannten Deutschen steht dort stets ein „guter Esel, Bismarckesel, Laskeresel" zu Diensten. Nun, wir sitzen jetzt sicher und schiessen mit verhängten Zügeln vorwärts, müssen aber stets auf Erhaltung des Gleichgewichts bedacht sein, da die vis a tergo des Stupfers bald rechts, bald links einfällt und instinctmässig die Croupe des Reitthiers jedesmal auf die Seite plötzlich ausbiegt, die der gezüchtigten gegenüber liegt. Kaum hat unser Esel seinen nicht unsanften trippelnden Trab angeschlagen, so bringt ihn eine allgemeine Stockung des Kreislaufs des Gasseninhalts zum Stehen. Ein Kamel, das eine, ausgespannten Fittigen gleiche, gegen die Seite hinausstarrende Last auf den Rippen trägt, hat beim Umbiegen um die Gassenecke nicht die richtige Mitte getroffen, nur seine eigene Körperbreite bemessend, und ist an die Ecke gestossen. Da muss es denn erst wieder um einige Schritte zurückgebracht und nach und nach in den Mittelweg geleitet werden. Sofort nach Aufräumung dieses Hindernisses und Wiederbeginn der Circulation sehen wir an derselben verhängnissvollen Ecke einen Lastesel auf der Erde liegen; es ist ihm ebenso gegangen wie dem Kamel, aber der Stoss an die Ecke hat das Gleichgewicht seiner Ueberlast verrückt, und er konnte sich nicht mehr auf den zur Fracht in gar keinem Verhältniss stehenden schwachen Füssen halten.

Missvergnügt über das fortwährende Stocken steigen wir ab und vertrauen uns lieber unserm eigenen schmiegsamen Körper an. Wir drücken dem Eselbuben einige Kupfermünzen in die Hand, der freilich immer unzufrieden ist, wo er es mit einem fränkischen Menschen zu thun hat, und ausser seinem Lohn auch noch ein „Bachschisch"*) haben will, jenes vieldeutige Geldgeschenk, dessen Namen jedem in Aegypten gewesenen Europäer noch sein Leben lang nachklingt. Je nach Gemüths-

*) Dieser Name ist übrigens persisch und wird meist nur Europäern gegenüber angewendet; er scheint auch erst mit den Europäern eingewandert zu sein, noch zu der Franzosen Zeit bettelten die Eingeborenen mit den Worten: Fáda, Fáda!

art und Stimmung befriedigen wir, um einem Skandal zu entgehen, das trotzige Verlangen durch eine Zugabe oder durch eine Achtung einflössende Stellung mit erhobenem Stock. Ein Eingeborener, der die Preise kennt, hat ihm die Hälfte gegeben, der Junge küsst dankbar, ohne den Betrag zu prüfen, die Bescheerung und steckt sie dann in seinen Busen, in die Wellen seines Kopftuches oder — in's Ohr. Der Europäer aber muss jederzeit und überall zu viel bezahlen, andrerseits aber ist er — der „Chauage" — seiner Zahlungsfähigkeit, seiner Macht, seiner Energie und anerkannten Geschicklichkeit halber, weniger vielleicht mancher moralischer Vorzüge wegen, ein Gegenstand unterwürfigsten, wenigstens äusserlichen Respects in ganz Aegypten.

Die hohe Person.

Was soll das bedeuten? Die eiligen Marsches waren, bleiben stehen, wer da sass, erhebet sich, wer eine Pfeife oder Cigarette rauchte, senkt sie darnieder, wer in lebhaftem Gespräch war, verstummt, wer stritt und zankte, beuget regungslos das Haupt, die Gruppen treten zur Seite, rechts und links bilden sich Spaliere. Aus der sich spaltenden Menge springt ein leichtfüssiger, hochaufgeschürzter Jüngling hervor, in der Hand eine Ruthe haltend, es ist der Vorläufer. Hinter ihm trabt hoch zu Ross oder auf rosshohem, schneeweissem Esel von Edelrace ein pumphosiger (in neuerer Zeit aber auf hohen Befehl nur noch europäisch schwarz bekleideter) Türke heran, gefolgt von einer Schaar schwer bewaffneter, nachkeuchender türkischer Polizeisoldaten, von Dienern und Sklaven. Die hohe Person grüsst, der Sitte des Islam gemäss zuerst, huldvoll rechts und links die in Ehrfurcht erstarrten Bürger, welche nun symbolisch den Staub der Unterwürfigkeit in tiefer Verbeugung vom Boden heben, an den Mund zum Kusse setzen und die Aufrichtigkeit der Ehrenbezeugung durch Anlegen der Hand an Stirn und Herz betheuern. Der gewaltige Türke ist der „Mudir", das Oberhaupt der Provinz. Der Pomp, ohne den er nie aus dem Hause tritt, ist Liebhaberei und Bedürfniss seines Stammvolks und kleidet ihn zugleich dem Volke gegenüber in den werthvollen Nimbus der Mächtigkeit.

Bazar.

Wir wandern noch ein paar Schritte weiter dem Menschenzug nach und haben das Centrum des Verkehrs, den Markt, oder, wie ihn der Europäer und Türke, kaum aber der Araber zu nennen beliebt, den Bazar erreicht. Die weiten offenen Plätze der Stadt sind nur für schattige Stunden und an gewissen Tagen der Woche zum Verkaufe der Lebensmittel bestimmt, das Krämern geht dagegen in den Kaufgässchen vor sich, die bei ihrer Enge durch Selbsbeschattung oder eine oben quer übergelegte Decke in einem beständigen Halbdunkel gehalten sind, wo man mit Behaglichkeit die heissesten Tages- und Jahreszeiten zubringen kann. Die Läden bestehen in Reihen niederer Zellen, im Grundstock eines Wohnhauses oder in besondern niedern langgestreckten Gebäuden eingelassen. Man weiss so viel zu erzählen von den prächtigen Bazaren des üppigen Orients! Dafür konnten vielleicht unsere Urväter schwärmen, als die europäische Industrie, überhaupt Europa in Allem hinter dem reichen Orient weit zurück war. Heutzutage erscheint ein solcher Bazar, selbst in den grössten Städten Aegyptens, gegenüber den europäischen Prachtläden kleinlich und ärmlich. Ganz Unrecht mag der arabische Kaufmann nicht haben, wenn er, wie er entgegenzuhalten pflegt, seinem Lädchen nicht die gleissende Ausstattung verleiht, die einen guten Theil des Anlagekapitals verzehrt und hinter der häufig genug der hohläugige Gant lauert. Der schönste und reichste Laden eines Landeseingeborenen steht in der Regel, was die äussere Erscheinung betrifft, hinter dem Lädchen eines europäischen Vorstadthändlers oder der Bude eines vagirenden Jahrmarktkrämers zurück. In der Provinz besteht er im besten Fall aus einer, einige Fuss über dem Strassenboden erhabenen viereckigen Kammer, die eben nur das aufrechte Stehen erlaubt, damit darin das Gebet verrichtet werden kann, und die in den andern Dimensionen in der Regel noch weniger misst. Im Hintergrund sind die wenigen vorräthigen Waaren auf einigen offenen Brettständern aufgestapelt. Einige Tücher und Flitter hängen von dem dachartig aufgeschlagenen oberen Flügel der Ladenthür herab, während der untere Flügel hinab, oder zur

Vermehrung der Oberfläche des Ladenbodens tischartig nach aussen geschlagen ist. Hier und da bringt auch ein Fachkästchen mit gläsernem Deckel allerlei kleine hübsche Waaren zur Anschauung. Grosse Schilder und Annoncen darf man hier nicht suchen; man sieht ja, was im Laden ist, denkt der Kaufmann, und die Wenigsten würden jene Aufschriften lesen können. Die angeschlagenen Schriftstücke sind vielmehr Sprüche aus dem Koran. Ein ausgebreiteter Teppich mit einigen Kissen bildet den einzigen und vollständigen Comfort des behäbigen Ladenbesitzers, und da sitzt er mit übereinander geschlagenen

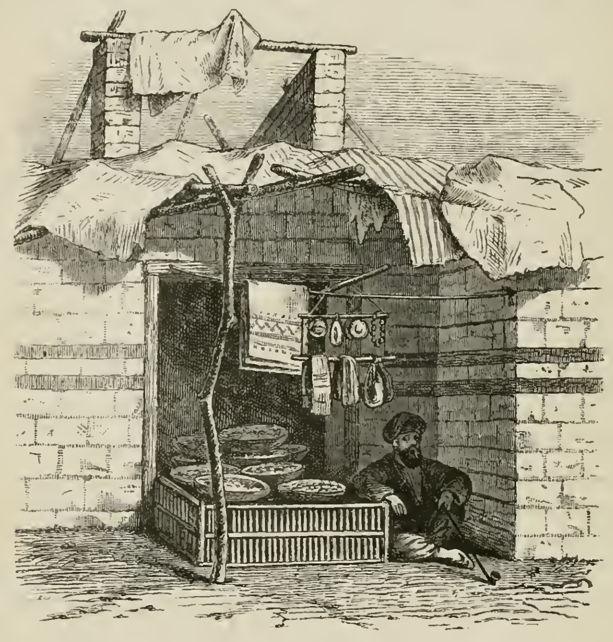


Fig. 2.

Beinen, die lange Pfeife oder die Papier-Cigarette im Mund, und wartet mit Würde und Ruhe der Käufer. Ein anderer, der noch weniger auf Prunk sieht, schleppt seine Waare tagtäglich hinten aus dem finstern Magazin in die thürenlose Ladenzelle, füllt mit ihnen seine Strohkörbe auf und stellt sie in Parade auf alte Kisten oder Palmzweigkäfige, die leichtern gaukeln malerisch auf ausgespannten Stricken und Stangen. (Fig. 2.)

Gewerbeschau.

Die Werkstätten der Gewerbsleute unterscheiden sich wenig von den Buden der Kaufleute, und die Arbeiten dieser Menschen entstehen im Licht der Oeffentlichkeit. Nach uralter Regel haben sich die Marktleute meist nach Fach und Zunft geordnet, doch in der Provinz, wo auch die Theilung der Arbeit nicht so ausgesprochen ist, weniger streng als in der Hauptstadt. Diese Ordnung scheint der Collegialität keinen Eintrag zu thun. Von dem stillen Bezirk der Gewürzkrämer oder Volksapotheken gelangt man zu den gellenden Räumen der Klempner und Kupferschmiede, von den duftenden Herden der Garköche zu den berüchtigten Höhlen der Gerber. Machen wir die Runde bei den Stätten der Gewerbe. Zwar wer heutzutage eine Forschungsreise unternimmt, um die industrielle Thätigkeit der verschiedenen Völker der Erde zum Besten seines Heimathlandes zu verwerthen, der wird seine Schritte zuletzt zu demjenigen Lande wenden, von dem einst das erste Licht der Cultur in alle Welt strahlte. Aber dennoch ist eine Gewerbsschau hier gar nicht ohne Interesse; sie ist zum mindesten Heiterkeit erregend, denn hier finden wir sonder Zweifel das leibhaftige Bild der Gewerbsthätigkeit der ehrwürdigen Väter des Menschengeschlechts und sehr häufig der altägyptischen Vorfahren selbst. Der Schlüssel zum Verständniss der Werke der heutigen Aegypter ist ihr Grundsatz, aus naheliegenden billigen Materialien Gebilde zu schaffen, die „es thun“, wobei Dauerhaftigkeit, Genauigkeit und gar Aesthetik weiter nicht in Betracht zu kommen haben.



Fig. 3.

Staunend bleiben wir vor der Bude eines sonderbaren Geigers stehen (Fig. 3). Er hat die Schnur seines Fiedelbogens um eine senkrechte Welle geschlungen und ver-

setzt diese durch Hin- und Hertreiben des Bogens in drehende Bewegung. Hierbei wühlt sich der über der Welle vorragende Eisenstift mit seiner lanzettlichen Spitze immer tiefer in das Mark des Rohres ein, das er mit der andern Hand darüber gestülpt hält. Mit wenigen Zügen, welche ein kratzendes, rasselndes Geräusch entlocken, hat der vermeintliche Maëstro der Musik eine vortreffliche Pfeifenröhre hergestellt, jenes gemüthliche Instrument des Volksglückes. Neben ihm sitzt sein Gehülfe oder Bruder, der *Dreher*. Sein ganzer sehr transportabler Apparat besteht in einem Fussbrett und zwei darauf senkrechten Brettchen, zwischen welchen vermittelst vorragender Stifte der abzudrehende Gegenstand, ein Holz, ein Knochen, ein Bernstein eingeklemmt wird. Durch den Fiedelbogen in der rechten Hand wird dieses Object in Achsenbewegung versetzt, während die linke Hand den scharfen Stahlmeissel ansetzt, der den Gegenstand glatt nagt. Die Stützung des Apparats geschieht durch Anstemmen des nackten rechten Fusses auf zwei Querstäbe, des linken auf das Fussbrett.

Der *Schreiner* oder *Zimmermann*, das ist arabisch *ein* Begriff (der „Neggâr"), hat weder Hobelbank noch in der Regel Schraubenzwinge. Zu was auch so theures Handwerkzeug? Er hockt auf das Brett, das er hobeln und behauen will, stützt sein Scheit mit dem Fuss, oder bei feineren Arbeiten nimmt er seinen Gegenstand zwischen die zweite und die grosse Zehe seines Klammerfusses, wie es schon die alten Aegypter machten; auch die Zähne kommen ihm als Handwerkzeug zu Statten. Als Massstab genügt ihm meist eine Schnur oder ein Palmzweig, an denen er sich das Mass merkt, und als Zirkel ein Strick, durch welchen als Centrum ein Stift eingesteckt ist. Der Bohrer ist ähnlich dem Instrument des Pfeifenmachers und rührt auch aus altägyptischer Zeit her. Er ist ein am Ende lanzettlich verbreiterter Eisenstift, von einer Holzwelle umkleidet. Das obere Ende des Stifts steckt in einem hohlen Knopf oder Nussgelenk, das zumeist eine wirkliche Domnuss (Frucht der Dompalme) ist. Die Welle kommt wieder durch den bekannten Fiedelbogen in Drehung. Die Handhabung dieses Drehbohrers scheint in der Hand des arabischen Handwerksmanns leicht und spielend, der ungeübte Franke greift lieber zum Hand-

bohrer. Das Hauptwerkzeug des Schreiners ist die kleine Axt, in deren Führung er eine grosse Geschicklichkeit besitzt.

Beim Klempner, Schlosser, Silberschmied bewundern wir das *Gebläse;* ein kleiner Erdhügel ist von einer alten abgeschnittenen Flintenröhre durchbohrt, und diese mündet gegen den Herd, d. h. ein von einigen losen Steinen zusammengehaltenes Kohlenhäufchen. Der Blasebalg ist ein kegelförmig sich zuspitzender und hier an das hintere Ende des Flintenlaufes angesetzter Bockschlauch, wahrscheinlich ein alter Wasserschlauch. Hinten ist dieser zu einer queren Spalte aufgeschnitten, die Spaltränder sind mit Holzstäben verstärkt. Im Hintergrund der Bude hockt der dickbackige Lehrbube, spielt mit den Fingern einer Hand an den Schlüpfern des Balges, erhebt ihn, den Spalt öffnend, senkt ihn beim Schliessen, und die durch den Balg eingeathmete Luft dringt unter dem Erdhügel durch die Flinte und bläst auf die Kohlengluth davor los.

Etwas complicirter ist das Gebläse des *Schmiedes*. Hinter einer schiefen Bretterwand befinden sich zwei grosse cylindrische, durch eine Anzahl Holzreifen gestärkte Lederbälge, beide gegen hinten geschlossen durch einen Holzboden mit Luftloch und Klappe. Durch eine sehr einfache Vorrichtung, nämlich einige an dem Balgboden befestigte senkrechte Holzstäbe, die unten an einem Fussbrett mittelst eines eisernen Ringes charnierartig beweglich sind, werden sie abwechselnd von dem auf dem Fussbrett stehenden Jungen durch Vor- und Zurückziehen für die Luft geschlossen und geöffnet. Die Bälge convergiren, setzen sich auch in Flintenröhren fort, erst in zwei, dann in einer gemeinschaftlichen, und die Luft bläst auf den vorderen Herd, nämlich einen durch rohe Steine ummauerten Erdwall. Der arabische Hephästus hat seine zerlumptesten Kleider an- oder der Hitze wegen bis auf die Hüften ausgezogen, und die Decke der geräumigen Schmiede ist mit herabhängenden Lappen und Strohmattenfetzen festonnirt. Denn, meint er, Eleganz der Ausstattung hilft nichts zur Arbeit. Ein ungeschlachter knorriger Stiel, wie er aus dem Boden wächst, erfüllt ihm für seinen Hammer den Zweck ebenso gut, als ein feingedrehter eingelegter elfenbeinerner Griff und kommt billiger.

Wir werfen einen Blick in die sämmtlich offenen Buden

der Schneider, Schuster, Sattler, Bortenwirker, Filzarbeiter, Klempner, Kupferschmiede oder Kesselflicker, der Matten- und Korbflechter, und dringen in die zurückgezogeneren halboffenen der Gerber, Indigofärber, Weber, Bäcker, Töpfer. Ein Bettdeckenmacher lockert mit der langen Saite seines harfen- oder schiessbogenartigen Instruments die bollicht gewordene alte Baumwolle. Der Silber- und Goldschmied schmilzt das feine Gold der alten Zechinen und österreichischen Ducaten („Magar", d. h. Ungarn), sowie das zinngemischte Silber der Mariatheresienthaler ein und verfertigt daraus mittelst einiger Modél, eines einfachen konischen Löthrohres, Zängchen und Hämmer die zierlichsten, sehr gesuchten Schmucksachen. Bei dem Hang der Aegypterinnen zu Gold- und Silberschmuck findet ein solcher Goldschmied in jedem Städtchen sein Auskommen. Die Glasfabrication, welche ihre Heimath im alten Aegypten, nicht in Phönizien hat und einst hier so berühmt war, ist jetzt auf einige jämmerliche Erzeugnisse herabgesunken. Fast alle Waaren dieses Stoffes, sowie des Porzellans, selbst die so allgemein gebräuchlichen, in Europa kaum zu habenden Kaffeetässchen werden aus dem fränkischen Auslande bezogen. Dagegen steht die *Töpferei* an einigen Orten Oberägyptens (Kenne, Balas, Siut) sehr in Flor, die Procedur unterscheidet sich kaum von der in Europa gebräuchlichen. Diese Gefässe sind ohne Glasur, porös, und halten daher das Wasser kühl; sie haben noch dieselben Formen, wie die, welche man in den altägyptischen Gräbern findet. Die grossen Hänkelkrüge aus Balas, und nach diesem Dorf benannt, werden in Flösse zusammengebunden verschifft.

Wir sehen das Geschick des auch in diesem Lande stets gesprächigen *Barbiers,* der sämmtliche Schädel, die unter seine Hände kommen, glatt polirt, und daher eine ganz erstaunliche Uebung im Rasieren gewonnen hat; seine Kunden beschauen selbstgefällig ihre grossen Gesichtszüge in dem vorgehaltenen gestielten Hohlspiegel. Ein Patient wird an irgend einem leidenden Theile durch Schnitte mit dem Rasiermesser in die Kreuz und Quere geschröpft, und das Blut mittelst eines zur Luftverdünnung oben angesaugten und dann mit einer Lederklappe verschlossenen, konisch gestalteten Wiederkäuerhorns herausgelockt.

In dem untern Gelass eines Hauses in der *Mühle* sehen wir ein Pferd kreisen, das einen rohen Baumstamm auf seinem Nacken hat, und damit eine Walze, ein Zahnrad und einen Mühlstein in Bewegung setzt. Letzterer bekommt die Getreidekörner aus einem Klappenkasten zugespielt und lässt weiter unten das fertige Mehl und die Kleie durcheinander gemahlen ausströmen. Wir erfahren, dass es mit den von den Franzosen einst eingeführten und auf manchen Höhen noch weithin sichtbaren Windmühlen nicht recht gehen will, und dass auch schon das „Dampfmehl", das feine Mehl der Dampfmühlen immer grösseren Absatzes sich erfreut. Viel Mehl wird auch in den Häusern gemahlen mittelst einer Handmühle, deren Basis ebenfalls der Mühlstein ist. Sie erfordert immerhin viele Kraft, und das Mahlen wird von stämmigen Sklavinnen oder von Frauen der niedersten Stände versehen. Es beginnt schon beim ersten Tagesgrauen. Die Frauen vereinigen sich gern zu Mahlgesellschaften, singen dabei eigenthümliche eintönige Mahlweisen und klatschen mit Hand und — Mund.

Ein „*Kafasmacher*" zimmert aus den Zweigen der Dattelpalme, so lang sie noch frisch sind, eine Menge billiger gegitterter Möbel, welche bei dem Holzmangel des Landes sehr zu Statten kommen: Bettgestelle, Stühle, Bänke, Käfige, Gitterkisten für allerlei zerbrechliche Waaren, z. B. für Gläser, Thonkrüge. Diese Möbel haben freilich die fatale Eigenschaft, dass sie den Wanzen als geeignetster Aufenthalt dienen.

Der ägyptische Handwerker ist geschickt und gelehrig, er erregt selbst Bewunderung, wenn man die Rohheit seiner Werkzeuge bedenkt. Man sieht aber doch einem Gegenstand sofort an, ob er von einem Araber oder Europäer gearbeitet ist. Die Eingebornen wissen das selbst recht gut und verachten sich in solchen Dingen selbst. Ein arabischer Stuhl steht nie ganz sicher auf seinen Füssen; ein Tisch, eine Thüre muss immer ein bischen schief sein, ein Kasten, ein Koffer muss irgendwo klaffen, an einer Blechbüchse ist die Löthnaht jedenfalls schmierig, die Fläche ein wenig eckig, oder es ist ein ganz kleines Löchelchen da.

Der eingeborene Handwerker lernt von Kindesbeinen an: sobald er gehen und sprechen kann, hält er sich den grössten

Theil des Tages in der Bude seines Vaters auf, hilft und hindert, so gut er kann. Der Sohn ist selbstverständlich Lehrjunge, später Geselle und endlich Nachfolger seines Vaters im Geschäft. Wer keinen Sohn hat, kauft sich dafür einen Sklaven und lehrt ihn sein Handwerk. Sobald der Junge es so weit gebracht hat als der Vater, ist er Meister. Mehr als dieser wissen zu wollen, wäre Vermessenheit. Wird der Alte müde, so ernährt ihn der Dank seiner Jungen.

Im Uebrigen kann Jeder treiben was er will. *Gewerbefreiheit* hat im mohamedanischen Orient von jeher geherrscht. Bei den alten Aegyptern dagegen waren die Zünfte streng geschlossen, kein Handwerker durfte bei Strafe sich in die Geschäfte eines andern mischen, der Sohn trieb stets das Handwerk seines Vaters.

Volksschau.

Nachdem wir uns im Marktleben im allgemeinen orientirt haben, treten wir auf die Seite und wenden uns an irgend einen Ladenbesitzer, um in Ruhe und Musse das Treiben der Menschen in Markt und Strasse anzuschauen. Der Mann lädt uns freundlich ein, sich zu ihm auf die Ladenbank zu setzen, beeilt sich, dem Gaste aus der nahen Kaffeeschenke eine Erquickung holen zu lassen, und bietet uns seinen Schibuk an. Mann an Mann zieht an unsern musternden Augen vorüber, unsere Gedanken beginnen traumhaft zu werden, wandeln ja alle die Gestalten, für die wir in unserer Jugendzeit, als wir die arabischen Märchen von Tausend und eine Nacht lasen, schwärmten, leibhaftig vor uns dahin. Da ist ja der Entdecker der Räuberhöhle Ali Baba, der alte Schuhflicker Baba Mustafa, der Kaufmann Ali Chuge, der sein Geld in Oliven versteckt, da der glückliche Aladin, der die Wunderlampe fand, da sind sie alle, die Hassan, die Hossen, die Ibrahim, die Ahmed.

Mehr als zehn Jahrhunderte sind seit Harun er Raschid vorübergerauscht, Manches ist in der grossen Welt anders geworden, kein mächtiger Chalif herrscht mehr über die Gläubigen, das Volk aber ist, soweit es die arabische Sprache redet und den Islam bekennt, in Sprache, Tracht und Gewohnheiten nicht

merklich von dem Vorbild seiner Ahnen abgewichen. Ja wir gehen noch weiter: entkleiden wir den gemeinen oberägyptischen Mann aus dem Volke seines jetzigen Ueberzugs (Blouse, Turban), streifen wir ihm den allerdings dicken Islams-, beziehungsweise Christenfirniss ab, und berauben ihn der Pfeife, des Kaffees und des Bartes, so steht er vor uns als echtes Landeskind von Kemi: dieselben schlanken und doch kräftigen Glieder, die breite Brust, derselbe Gesichtstypus mit breiten Wangen, ausgesprochenen Lippen, weiten Nasenflügeln, Mandelaugen, auch derselbe geschorene harte Kopf, trotz aller Schicksalsschläge wohl im Grund dasselbe angestammte Wesen, endlich eine Menge einzelner Sitten und Gebräuche aus der grossen Pharaonenzeit, die theils direct durch Tradition sich fortgepflanzt, theils indirect mittels des Judenthums in dem Islam sich eingebürgert haben.

Kleidung.

In seiner Kleidung lässt sich der Orientale von keinem Modedespotismus tyrannisiren, sondern diese bewegt sich im weitesten Spielraum nach gewissen unabänderlichen Regeln. Nur der höhere Beamte, vom Oberschreiber und Doctor an, musste sich in neuerer Zeit, auch in der Provinz, einem höheren Willen fügen und sich einen schwarzen, europäisch-türkischen Anzug (mit Stehkragen am Rock) anschaffen, welcher als Basis aller Civilisation gilt. Der gemeine Mann in der Stadt trägt ein bis zu den Füssen reichendes oder etwas kürzeres Hemd oder Blouse aus Baumwollstoff mit oder öfter ohne Gürtel. Darunter ist er in kurze leichte Unterhosen geschlüpft oder hat sich mit einem Hüftentuch umschlungen. Nur bei schwerer, nässender oder schmutzender Arbeit wird die Blouse abgelegt. Die Alten waren darin noch weniger bedenklich: der Arbeiter, der Krieger und selbst der König in der Hitze des Kampfes bot sich nur im kurzen Lendentuch oder Schurz. Die wohlgebildete behaarte Brust tritt durch den Vorderschlitz der Blouse in einem breiten Dreieck zu Tage oder ist durch eine buntgestreifte Weste, die unter oder auch über dem Rock angezogen wird, verhüllt. Die Farbe des Rockes ist zumal bei den schwarzen Sudanern und den blassen Beduinen eine weisse, bei dem sparsamen

städtischen Aegypter aber, der sich im Wechsel der Wäsche nicht übereilt, vorsichtigerweise zumeist eine blaue. Der oberägyptische Bauer dagegen, daran ist er sofort zu erkennen, trägt einen weiten Rock von braunem Rohwollstoff auch im Sommer, und seine Aermel, weit genug, um je einen Mannskörper aufzunehmen, hängen fast bis zu den Fussknöcheln herab. Nie fehlt beim Bauer oder Bürgersmann, wenn er über Feld geht, das gestreifte an beiden Enden gefranzte Umschlagtuch „Milaje" (eine Art Plaid), das um die Schulter gehängt wird; es dient zu allerlei Zwecken: als Wärmstoff im Winter, als Kopfkissen beim Ruhen, als Teppich, als schattengebender Vorhang, als Umschlagtuch bei Einkäufen, als Futtertrog und Tischtuch.

Die durch frühe Uebung gehärteten Füsse gehen nackt, oder sind mit hochrothen, vorn meist etwas geschnäbelten Lederpantoffeln, zuweilen auch mit Sandalen bekleidet. Strümpfe oder gar Stiefel sind, als die Ausübung der Religion hindernd, wenig im Gebrauch. Desto sorgfältiger ist das Haupt bedacht. Der Jugend und manchem Arbeiter muss eine weisse Mütze aus Baumwollzeug, die sich genau der Rundung des Schädels anschmiegt und das Ohr frei lässt, genügen. Die reifere oder vornehmere Jugend stülpt über jene noch eine rothe Troddelmütze („tarbusch", türkisch: „Fäs") aus gediegenem westländischem Tuch (die aus europäischem Tuch sind nicht beliebt bei den Eingeborenen), an der eine kühne Quaste von blauer Seide herabhängt. Die Erwachsenen bilden sich durch Umwindung besagter Unterlage, welche meist nur einmal für das Leben angeschafft wird oder von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbt, bis sie die letzte Spur ihrer Farbe verloren hat, mit einem gewöhnlich weissen oder rothen, bei Nachkommen des Propheten grünen, bei den Kopten schwarzen oder blauen, zusammengefalteten ungeheuer langen Gazestoff den malerischen Turban, jenes achtunggebietende, schwer auf dem Haupt wiegende Symbol des Muselmans. Mancher Fellah und der Derwisch trägt eine dicke Filzmütze von der Form eines umgestülpten Stockscherbens oder eines Zuckerhuts. Der Beduine des Ostens und auch mancher Städter lässt grellfarbige, oft seidene Tücher um Haupt und Schulter flattern als Schutz gegen Sonne und

Sturm. In den Zeiten stürmischer Wintertage ist der Eingeborene vor allem auf den Schutz seines rasirten Kopfes bedacht, es scheint ihn nur an diesem trotz der Turbandecke und am Nacken zu frieren, während die untern Extremitäten nach wie vor der Nacktheit überlassen bleiben. Der schwarze oder weisse oder gestreifte wollene Wintermantel wird dann über den Kopf gezogen oder nur die Kapuze, die oben an demselben angebracht ist. Der lange gestreifte, vom Hals bis zu den Fussknöcheln herabwallende, mit einem tripolis-seidenen oder Kaschmirgürtel zusammengehaltene Kaftan, über dem ein weitärmliges, blauschwarzes Hemd wie eine Toga getragen wird, gehört den besseren Ständen an. Der elegante arabische Herr bezieht sich über dem kostbaren, buntgestreiften seidenen Kaftan mit einem vorn offenen, ebenfalls körperlangen, meist taillelosen feinen Tuchrock von einfacher, aber gern hoher Farbe. Der Türke, und wer sich gern Effendi heissen hört, wirft sich in ein Wams und die üppigen faltenreichen Pumphosen, deren Zwischenstoff in Form eines Sackes cokettirend nachgeschwänzelt wird. In den Gürtel steckt der kriegerische Türke Dolche und Pistolen, der friedliche Arabersohn (so heisst sich der Aegypter, während „Araber" Beduine bedeutet) das Tintenzeug. Eine bequeme, besonders bei Halborientalen (Levantinern, Juden, Syriern) beliebte, auf Strasse und Salon noch als fashionabel geltende Mischkleidung ist die Vereinigung des arabischen meist einfach weissen Kaftans mit dem türkischen Wams oder dem europäischen Rock, wobei aber der Turban dem Tarbusch weichen muss. Auch der Beamte vertauscht, sobald es ihm seine Stellung erlaubt, zumal im Sommer, seine ihm unbequeme Uniform (s. oben) mit diesem leichten Anzug, unter dem die blosen Unterhosen getragen werden. Den Nutzen der Leibwäsche scheint selbst der vornehmere Araber nicht einzusehen, er badet und wäscht sich zwar viel und sorgfältig, aber als Hemd dient ihm meist nur ein ganz leichter, halb durchsichtiger Gazestoff, der zur Aufsaugung des Schweisses wenig geeignet ist. Die Tracht der alten Aegypter war, soweit man aus den Umrissen der Bilder schliessen kann, von der jetzigen ziemlich verschieden. Der gemeine Mann trug, wie oben erwähnt, blos ein Lendentuch oder einen kurzen bis zu den Knieen reichenden Rock und auf dem rasirten und

stets bartlosen Kopf eine der heutigen ähnliche Schweissmütze, der vornehmere aber einen längeren vielfaltigen, an der Hüfte durch einen Gürtel zusammengehaltenen Rock mit gefranztem Saum, und darüber wohl noch einen weiten Wollmantel, ähnlich dem der heutigen Moghrebiner. Auf dem Kopfe sass eine Perücke, und am Kinn ein künstlicher Bart, statt der Schuhe dienten nur Sandalen.

Marktgestalten.

Die lauteste Stimme im Chor der Marktgestalten erhebt der *Mäkler* oder Versteigerer. Unermüdlich rennt er marktauf, marktab, rechts und links, zeigt auf hoch erhobenem Arm seine Waare, z. B. einen Teppich, einen Bernsteinknopf für die Pfeife, eine Pistole, früher auch wohl einen Sklaven, die er im Auftrag eines unsichtbaren Eigenthümers zu verkaufen hat. Ein Liebhaber an einem Ende des Markts bietet 100 Piaster. „Hundert Piaster!“ ruft er, abwärts laufend zur unteren Grenze der Marktgasse, wo ein Liebhaber vorher 99¾ Piaster geboten hatte, um diesem die Steigerung anzuzeigen. Einer in der Mitte wagt jetzt 100¼, wieder rennt er auf- und abwärts, den neuen Preis zu verkündigen. Für seine Bemühung bekommt er für je 1 Piaster 1 Mejti oder 1 Para, d. h. 1/40 des Verkaufswerths. Er ist der Löwe des Marktes, Alles hört auf ihn, er kennt Alles und Alle. Ein nicht geringer Theil des Handels geht durch seine Hände. Der Kaufmann selbst, der seine Waare schnell losschlagen möchte, benutzt ihn, oder er kauft die um einen Spottpreis angebotene Waare eines Geldbedürftigen, um sie später bei Gelegenheit mit Gewinn zu verkaufen. Bei wichtigeren Käufen durchschneidet dieser Mann die ganze Stadt, wo sich Kaffeeschenken, Waaren- und Gasthäuser und andere öffentliche Versammlungsorte finden, klopft an den Privathäusern an und dringt zuweilen bis in die geheiligten Räume der Harim. Ein so wichtiges Geschäft hat seine Concurrenten, den Vorrang behauptet aber die stärkste Stimme und die feinste Kenntniss der Schliche.

Im zweiten Rang hört man die Rufe der *Hausirer,* die einige Kleinigkeiten auf eigene Rechnung verkaufen, besonders

Kinder mit Zündhölzchen, Cigarettenpapier, Früchten und Süssigkeiten. Auch finden es die ständigen Krämer und selbst die würdigen Kaufleute für nöthig, von Zeit zu Zeit der vorüberwallenden Menge das Vorhandensein und die Vortrefflichkeit ihrer Waaren mündlich und öffentlich bekannt zu machen, und sie thun das in stereotypen, lakonischen, häufig gereimten und oft wahrhaft poetischen Redensarten, in einer für jede Waare bestimmten Melodie, die freilich übersetzt ihren Reiz verlieren, z. B. ja tin, ja akl es salatin, d. h. Feigen, die Speise der Sultane! Der Verkäufer von Süssholzsyrup ruft: O Laber des Leibs! u. s. w. In einer Ecke sitzen Geldwechsler an einer Kasse und lassen ihre Thaler klirren. Allerorten sind Schreiber, meist christliche Kopten, und suchen den Mangel des Volksunterrichts auszubeuten; selbst die grösseren Kaufleute bedienen sich ihrer für ihre Rechnungen, theils weil sie sich nicht stark genug fühlen, theils weil es zum guten Tone gehört, einen Schreiber zu halten.

Mundschenken, den thönernen Wasserkrug auf dem Rücken, sind stets bereit, den reinen Labetrank aus messingenen Trinkschalen, wie sie schon die alten Aegypter brauchten, zu credenzen, häufig sogar umsonst, im Auftrag einer frommen Stiftung. Das Klappen dieser Schalen ist ein wesentlicher Bestandtheil des Marktgetöses. Ein anderer Wasserträger trägt auf seinem Rücken einen gewaltigen Lederschlauch (auch altägyptisch), dessen vorragende Stummeln noch lebhaft an den einstigen Besitzer, einen Bock, erinnern. Aus der Kragenöffnung sprengt er das kühlende Nass auf den staubigen Strassenboden. Für leichtere Besprengungen, z. B. eines Stubenbodens, wird das Wasser wohl auch aus dem damit vollgefüllten Munde ausgespritzt, wie von den Figuren einer Fontäne.

Ein *Lastträger* hüpft mit einer grossen centnerschweren Kiste auf dem Rücken stöhnend den Markt entlang; er glaubt sich durch Springen seine Arbeit zu erleichtern. Grössere Lasten werden zuweilen auf zwei durch Querstricke verbundene Längsstäbe von vier Mann springend und im Takt singend getragen. Alles wird getragen, und zwar meist auf dem Rücken, theils durch Menschen, theils durch Lastthiere; Wagen und Karren fangen erst bei der Hauptstadt an. Bei den Alten

waren Wagen sehr im Gebrauch, aber, wie es scheint, nur für Jagd und Krieg. Leichtere Lasten, wie Wassereimer, wurden bei ihnen an einer über Nacken und Schultern gelegten Stange beiderseits im Gleichgewichte aufgehängt, statt, wie jetzt, auf Kopf oder Schultern getragen zu werden.

Zahlreiche meist blinde *Bettler* steuern kühn und sicher durch die Stosswogen des Marktes und der Strasse, mit dem Stocke tastend, und fordern in fast gebieterischem, nur indirect an das Volk gerichteten Worten den Lohn ihrer Armuth: „Ich fordere von Gott den Preis eines Laibes Brod", oder: „Ich bin der Gast Gottes und des Propheten, o reicher Geber Gott!" Andere singen von einem festen Standort aus vom Morgen bis zum Abend einen gewissen auswendig gelernten Koranspruch in ausdruckvoller altarabischer Schriftsprache melodisch ab. Einige *Wahn- oder Blödsinnige,* schmutzig, mit nur wenigen über die Blösse geschlagenen Fetzen, irren rastlos auf und ab. Niemand stört sie in ihrer zwecklosen Geschäftigkeit, und wer einen wohlwollenden Blick von ihnen erhascht, fühlt sich beglückt. Denn es sind Heilige, Günstlinge Gottes, deren Segen Wunder wirkt.

Strassenscandal.

Es entsteht ein Zusammenlauf. Einige Personen sind eines geringfügigen Handels wegen in Wortwechsel gerathen, der in lauten Scandal ausartet. Es fallen Beleidigungen, die sich allmälig zu den ehrenrührigsten Beschimpfungen steigern, Schlag auf Schlag folgen sich die Würzen: Hundesohn, Pharaonenbrut, Ungläubiger, Mönchskind, Kuppler, Zwitter, verflucht sei dein Vater, dein Bart, deiner Mutter Schoss, hol dich das Grab, treffe dich das Unheil! Ein blutiger Ausgang scheint unvermeidlich, Polizei ist nirgends zu sehen. Ein gerade vorübergehender Greis, ein Schech, tritt feierlich in den Kreis, mit Ehrfurcht weichen die Parteien auseinander, er lässt sich die Ursache und den Hergang des Zankes erzählen, er thut einen Richterspruch oder beschwichtigt die Kämpfenden mit dem Zauberwort: ma 'alesch (macht nichts), und nach einigen Augenblicken sieht man die Todfeinde in Liebesumarmungen, die Stirn, die Hand oder

den Saum des Kleides des Alten küssen und Hand in Hand abmarschieren. Dergleichen geschieht zwar nicht jedesmal, aber häufig genug.

Der Markt und die Frauen.

Wo ist denn das andere Geschlecht geblieben? Wehe Derjenigen, die es wagte, auch in der tiefsten Vermummung die der Oeffentlichkeit übergebenen Stätten des Marktes zu betreten, sie würde auf immer ihres ehrsamen Namens verlustig gehen. Selbst die Puppen, die von Zeit zu Zeit vorüberflattern und einem Stande angehören, der wenig auf diesen Namen hält, finden es für nöthig, hier sich mit einer züchtigen Decke halb und halb zu umhüllen. Nur da und dort wandelt einsam eine offene alte reizlose Bauernfrau. Die öffentliche Strenge gegen das zarte Geschlecht nimmt mit der Nähe des heiligen Landes des Propheten in geradem Verhältniss zu, womit freilich noch nichts in Bezug auf ihre eigene Sittenstrenge gesagt sein soll. Je mehr man nordwärts geht, zumal in den Hauptstädten, desto mehr schwärmen diese Gespenster, ja sie sitzen dort, allerdings vermummt, als ordentliche Kaufleute in den Buden.

Kaffeehaus.

Der oben erwähnte Tumult hat auch uns wieder in Umlauf gesetzt und wir befinden uns vor einem Café. Die so genannten Räume, die noch weniger als die Läden fränkischen Ansprüchen an Eleganz und Comfort entsprechen, finden sich in Menge in jedem Städtchen und Flecken vom einfachen Strohpferch bis zur geräumigen, architektonischen Schmuckes nicht ganz baren Säulenhalle, besonders wo sie reicheren Privatleuten oder Moscheenstiftungen als Vermiethern angehören. Von gewichsten Kellnern, aufgputzten Buffetdamen, blitzenden Spiegelwänden haben wir abzusehen. Selbst der Teppich, die Basis alles orientalischen Comforts, ist verschwunden, und statt dessen sind einfache Strohmatten auf die lehmige Erde oder die Lehm- und Steinbänke ausgebreitet. Oder man kann sich auf einem Gitterkorb aus Palmzweigen oder einem schwerfälligen Stroh-

geflechtstuhl vor der Halle gegen die Strasse hin niederlassen. Es gehört nicht gerade sehr zum guten Ton, ein solches Café zu besuchen, die Gäste gehören meist den untern Ständen an. Aber für unser gutes Geld dürfen wir schon einen Trunk wagen; für wenige Para bekommen wir ein winziges Schälchen des bittern satzigen Labetranks. Der Eingeborene trinkt fast nur unversüssten Kaffee, der Zucker soll die freudig stimmende Wirkung des Kaffees aufheben oder vermindern. Verlangen wir Kaffee à la Franka, so bekommen wir nicht etwa eine Tasse Kaffe mit Milch, Rahm und Cognac, ein solches Gemisch ist dem Eingeborenen ganz unbegreiflich, sondern blos schwarzen Kaffee mit einem Stückchen Zucker darin. Der Kaffeewirth ist immerhin auch über dieses ungewohnte Verlangen in einen Zustand der Aufregung gerathen und hat seine Trabanten express auf den Markt geschickt, um das Zuckerstückchen beizuschaffen. Für ein anderes Mal thun wir am besten, nach dem Vorbild mancher einheimischer Leckermäuler für den Fall eines Besuchs im Café stets ein Stückchen Zucker in der Tasche bereit zu halten und uns selbst den bitteren Kelch zu versüssen. Da ein solches Café die Haltung eines Buchhalters oder Schreibers nicht aushält, der Kaffeewirth selbst aber, den niedersten Ständen angehörig, des Schreibens nicht kundig ist, so malt er die Zehrung der Gäste mit Strichen an die Wand, wobei ihm — was liegt näher? — als Tinte der Kaffeesatz dient. Das Kaffeehaus selbst ist nicht gerade unrein, immer aber ist's der Kaffeewirth, der an dem Kohlenherd mitten in der Kaffeebude steht, wie der Heizer an der Maschine. Eine grosse Kanne mit heissem Wasser ist stets über dem Feuer, ein kleines Kännchen ohne oder mit sehr unvollkommenem Deckel dient zur Abfertigung der jedesmaligen Bestellung. Das bereitete Getränk ist vortrefflich, trotzdem dass ein guter Theil des Aroma durch die weiten Lücken am Deckel verflogen ist. Mokka ist nahe, und die Cichorie fast unbekannt. Das gewöhnliche Surrogat zur Ersparniss sind geröstete Kichererbsen, die gar nicht übel zu geniessen sind, zumal wenn ein kleiner Zusatz von Gewürznelken, wie es häufig geschieht, einen edlen Beigeschmack giebt. Das Stossen der Bohnen mit einem schweren Stempel zu einem feinen Mehl, wie es die Kaffeemühle nie zu

Stande bringt, trägt wesentlich zur Hervorbringung einer gesättigten Kaffeelösung bei. Der Kaffeestösser, ein besonderer Gewerbsmann, begleitet jeden Stoss seines wuchtigen Stempels mit einem lauten Stossseufzer aus seiner Brust.

Die Stammgäste sind, wie gesagt, kleine Leute: Handwerker, Kleinkrämer, Amtsdiener, türkische Soldaten, selten ein Bauer. Am wohlsten ist es dem gemeinen Mann auf dem Boden, und er verschmäht den nebenstehenden Stuhl, den er gern den Honoratioren des Café's, den türkischen Soldaten, überlässt. Der Eine findet es ausserordentlich bequem, eine hockende Zwischenstellung zwischen Sitzen und Stehen mit tiefgebeugten Knien einzunehmen, wobei sein Sitzknoten der Erde bis auf einige Zolle sich nähert, aber sie doch nicht berührt, ein Anderer hat sich mit demselben ganz aufgesetzt und hält die vor sich aufgeschlagenen gebeugten Beine mit den Armen umfasst, ein Dritter sitzt auf den übereinander geschlagenen Beinen in der bekannten Schneidermanier. Dies, sowie das Hocken auf dem Boden pflegten schon die alten Aegypter, es ist eine alte, ächt orientalische Sitte. Jenes Volk liebte indess mehr das Sitzen auf Stühlen und geschmackvollen Fauteuils; das Sitzen auf einem Knie, was jene gern thaten, sieht man jetzt nie mehr, und das mag von der Religion herrühren: knien und zur Erde sich werfen soll man nur vor Gott, nicht einmal vor dem Herrscher. In der einen Hand hält der Gast das Schälchen mit dem heissen Kaffee, diesen bedächtig prüfend und schlürfend, in der andern das lange Pfeifenrohr mit dem breiten glatten Bernsteinknopf am Mund. Der hat sich auf die Seite gelegt, den Kopf auf den Ellbogen gestützt, die Füsse nachlässig gestreckt, Jener ist in tiefen Schlummer versunken. Dort ist eine Gruppe auf dem Bauche liegender Dominospieler, im Hintergrund bemerkt man einen lockeren Gesellen mit einer Hetäre schäkern.

Von Zeit zu Zeit hört man ein seltsames Röcheln und Rasseln, es kommt aus der fast nur im Orient einheimischen Wasserpfeife. Der diesem Genuss Fröhnende saugt an dem Schlangen- oder steifen Schilfrohr mit voller Brust, der Dampf des Tombaks steigt geläutert durch das Wasser in der Höhle der Cocosnuss mit Geräusch in das Rohr und tief in die Lungen des

Rauchers hinab, nur ein kleiner Theil stösst sich mit der Luft der nächsten Ausathmung wieder aus der Brust heraus. Manche, ja die meisten der Wasserpfeifenraucher darf man in Verdacht haben, dass sie zwischen die brennende Kohle auf dem Pfeifenstein nicht blos den unschuldigen persischen Tombak, sondern auch eine Pille aus Haschisch gelegt haben. Das eigenthümliche Parfüm, das aus diesen Cafés haucht, verräth das unleugbar. Das Halten des Haschisch ist zwar neuerdings wiederum verboten worden, solche Verordnungen werden aber meist nur in der ersten Zeit nach ihrem Erlass schärfer gehandhabt. Es mögen sich wohl schon Einige in einen Zustand wonnigster Glückseligkeit eingesaugt haben, doch der Rausch ist ein gutartiger und sanfter, oft spasshaft geschwätziger Art und ist hauptsächlich charakterisirt durch Sinnestäuschungen. Im ganzen herrscht in diesen Versammlungsstätten des gemeinen Mannes eine Ruhe und Würde, die dem Orientalen eigen ist. Da hört man nie das wüste Schreien und Toben, wie es aus den Bierstuben und Winkelkneipen der „civilisirten“ Welt dringt. Ohne es zu wollen, sind wir mit einem Nebensitzer in ein Gespräch verwickelt, wir müssen abwechselnd mit unserem gesprächigen Freund das Abrauchen einer Pfeife aus der noch von dessen Lippen benetzten Mundspitze durchmachen, brechen aber endlich das Gespräch ab, da die Gemüthlichkeit des Kameraden in unverschämtes Ausfragen um unsere Person und Verhältnisse auszuarten droht.

Griechische Schenke.

In den meisten ägyptischen Städten und Städtchen bis in die entferntesten Provinzen finden sich Krämer, fast ausschliesslich griechischer Nation, die einige gangbare europäische oder levantinische Materialien, wie Oliven, Olivenöl, Käse, eingemachte Früchte, Pulver, Spielwaaren und dergleichen, vorzugsweise aber geistige Getränke verkaufen. Durch diese gesuchteste Waare werden ihre Läden zu Schenken. In eine solche treten wir ein. Es ist ein finsteres, schmutziges Lokal, das allerdings geräumiger ist als eine arabische Butik, aber es muss zugleich als Magazin dienen, und Fässer, Kisten und Säcke liegen wild durcheinander.

Der arabische Comfort ist ausgemerzt, der europäische noch nicht dafür eingesetzt. Wir finden kaum einige Stühle zum Sitzen, noch viel seltener einen Tisch für die Gäste, den allgemeinen Laden- und Verkaufstisch ausgenommen. Der Besitzer trägt die griechisch-türkische Tracht mit blauen Schlepphosen von roher Leinwand, oder er hat sich bereits einen europäischen Anzug angeschafft, in welchem aber noch der frühere Barbar steckt. Ein rechtgläubiger Muselman, der ein Gläschen, worin sich einmal Branntwein befand, nur nach der sorgfältigsten Läuterung wieder benutzt, der eine Arznei, worin er einige Tröpfchen einer alkoholischen Tinctur wittert, auf dem Schmerzenslager verweigert, dem der Genuss dieses Lebensgeistes zu den schauerlichsten Verbrechen gehört, wird natürlich ein solches Institut einer Kneipe in den noch wenig durch die Franken verunreinigten Provinzen verabscheuen und damit auf ihren Gründer, und wäre sonst auch gegen ihn als Menschen nicht viel einzuwenden, mit tiefster Verachtung herabblicken, und man hört häufig hierauf bezügliche Schimpfwörter, worin neben dem Kuppler und Haschischraucher der Kneipenwirth figurirt. Ein Muselman, wollte er eine Branntweinschenke errichten, würde bald von seinen Glaubensgenossen gezwungen, es wieder aufzugeben. Dieses „schändliche" Gewerbe überlässt man den Christen und zwar fast ausschliesslich den griechischen. Damit ist noch keineswegs gesagt, dass die Moslemin der geistigen Getränke sich immer enthalten. Im Gegentheil sind sie gerade hierin ausserordentlich gelehrig und thun es ihren Lehrmeistern, den Christen, bald zuvor. Während der Lehrmeister einige Kelche geschlürft, hat der Anhänger des Propheten oft schon ebenso viele Flaschen des starken Geistes vertilgt, und gerade der Reiz des Verbotenen führt zur zügellosen Ausschweifung und zum Laster. Eine Beute nach der andern fällt, das zeigt das Entstehen immer neuer Schenken, der Wohlstand ihrer Besitzer. Die Tavernen finden sich zwar nie voll, man schämt sich, darin öffentlich sich zu zeigen, der Gast setzt sich verstohlen in einen Winkel oder er geht wiederholt ab und zu, um sein durstiges Herz anzufrischen. Desto mehr aber wird auswärts getragen, besonders an Orte, deren gleich Erwähnung geschehen soll. Die gereichten Getränke sind

zumeist mit Mastix und Anis versetzter, und daher bei Zugiessen von Wasser trüber Fruchtbranntwein, seltener ein griechischer Rothwein, auch Cognac, Burgunder, wie wenigstens die Etiquetten auf den Flaschen besagen, und sogar Champagner. Wenig beliebt in der Provinz ist das theure, meist versauerte europäische Bier.

Einheimische Bierschenke.

Häufiger wird vom gemeinen Manne, auch dem Bauern, *einheimisches Bier* „Bûsa" getrunken, das in sehr primitiven Rohrhütten in Städten und Dörfern, und zur Erntezeit auch mitten im Felde geschenkt wird. Der Bierwirth, gewöhnlich ein Nubier, kredenzt es seinen Gästen aus einem grossen Braukessel in einer Holzschale, die von Mund zu Mund geht. Dieses Bier ist ein nur halbgegohrenes säuerliches und daher kaum berauschendes milchiges Malzgebräu, ähnlich dem Weissbier; es gehört zu den erlaubten Genussmitteln. Doch geht es oft sehr lebhaft in diesen Schenken zu, man hört Musik und Gesang und sieht auch wohl zweifelhafte Evatöchter ein- und ausgehen. Auch die Frauen trinken dieses Bier bei ihren eigenthümlichen sanitären Zusammenkünften, wo sie sich in Ecstase versetzen, dem sogen. „Sar". (Siehe VII. Kap.) Das Bier der alten Aegypter „cythus" war berauschend, wie das noch heute so viel im Sudan und in Abyssinien getrunkene. Im Grossen und Ganzen ist das Trinken geistiger Getränke bei dem mässigen und sparsamen Volke Aegyptens, soweit es den Islam bekennt, selten, während die eingeborenen Christen fast ausnahmslos und in hohem Grade diesem Genuss fröhnen. Der Bauer kennt dieses Genussmittel fast gar nicht, und dadurch wird unendlich viel Unheil verhütet. „Der Wein hat viel Gutes", meint selbst der Prophet in seinem Koran, „aber auch viel Schlimmes", ja Mohamed soll, wie die Gläubigen selbst oft erzählen, früher selbst sich hie und da ein Räuschchen angethan, in einem solchen aber einmal seinen geliebten Lehrer erstochen haben. Daher denn das strenge Verbot. Und in der That unterscheidet sich der gemeine Mann des Islam von dem Pöbel des Abendlands wesentlich durch Nüchternheit und Genügsamkeit, und in Folge

mangelnder Trunkenheit durch weniger Rohheit und ein gewisses solides, würdiges Gepräge. Den sehr beträchtlichen Theil des Einkommens, der beim Abendländer, auch beim mässigen, der Kehle geopfert wird, um mit dem „nothwendigen Genussmittel" Leib und Seele zusammenzuhalten, verwendet der Moslim zur Haltung einer Familie, und er befindet sich bei seinem Wasser ebenso gesund, kräftig und zu den schwersten Arbeiten fähig, als der einer steten Anfeuerung bedürftige Arbeiter des Nordens. Und dieses Bedürfniss ist für den, der es zu haben meint und daran gewöhnt ist, nicht minder mächtig im heissen Süden als im kalten Norden. Verbreiteter unter den Moslemin ist der Genuss des Opiums und noch mehr des Haschisch, ja gerade bei der Klasse, welche die Religion zu repräsentiren haben, den Kadis, Ulemas, Derwischen, so gebrandmarkt diese Gewohnheit auch ist. Die alten Aegypter waren bekanntlich grosse Weinliebhaber, und Räuschchen waren sogar bei den Frauen nicht selten.

Tänzerinnen.

Von der Schnapsschenke zum Quartier der tugendlosen tanzenden Schwestern ist nur ein Schritt in Raum und Gedanken. Ihre Inhaber arbeiten sich gegenseitig in die Hände, keiner gedeiht ohne den andern. Der von geistigen Getränken Angestochene vergisst sonstige Rücksichten und Scrupel und fällt der nahen, lockenden Sirene in die Arme; der einmal in der Gewalt seiner Hetäre liegende lässt auf ihr Gebot Flasche über Flasche kommen, und es wird dieser um so leichter, den durch Sinnenlust und Schnaps berauschten Genossen zu überreden, seine Baarschaft zu opfern. Diese Tänzerinnen, von jeher in Aegypten, schon zu der Pharaonenzeit, einheimisch, treiben sich, besonders seit sie aus der Hauptstadt verwiesen wurden, in allen Städten und Städtchen Oberägyptens in Menge umher. Sie rühmen sich, von dem bekannten Günstling des Chalifen Harun er Raschid's, Barmek, abzustammen, nach Einigen sollen sie wahrhaftige Zigeuner sein, von irgend einer Racenreinheit kann aber bei ihren lockeren Sitten keine Rede sein, auch recrutiren sie sich aus dem übrigen Volk. Man heisst sie

Ghawâsi (Sing. Ghasîe), welcher Namen daher kommen soll, dass sie den Ghus, wie man die alten Mameluken heisst, aufspielten (?). Bei vielen Schriftstellern werden sie als „Alma's" aufgeführt, das sind aber Sängerinnen von etwas besserem Ruf. Man duldet sie nicht in der Nähe der Häuser ehrsamer Bürger, sondern hat ihnen besondere Strassen oder Viertel angewiesen, die freilich oft gerade die besuchtesten sind. Man legt ihnen nicht ganz das Handwerk, weil man sie braucht, sowohl bei Festlichkeiten zum Vortanzen, als zum „Schutz für die Frauen", wie der weise Araber meint, d. h. sie ziehen die leichtfertigen Männer von der Nachstellung nach den „Verbotenen", den Harîm oder ehrbaren Frauen ab.

Ohne Bedenken durchwandern wir, am besten zur Vesperzeit, dieses Hauptquartier der geduldeten Zuchtlosigkeit, und gönnen uns die seltene Gelegenheit, die Reize der ägyptischen Damenwelt, deren Dasein wir sonst kaum aus einigen vermummten Gestalten vermuthen konnten, in ihrer Pracht und ihrem vollen Schmuck zu bewundern. Da begegnen uns denn gleich drei Damen, die Fürnehmsten ihres Standes. (Siehe III. Kapitel Fig. 10.) Klassisch weite, freudig farbige seidene Obergewänder umflattern sie, ein eng anliegendes, engärmeliges Kleid von kostbarem Stoff fällt senkrecht von der Hüfte bis einige Zoll über die Fussknöchel herab, so dass die bunten bauschigen Hosen, denen ein glanzledernes Schühchen oder ein gelber Pantoffel folgt, noch zur Ansicht kommen. Der ganze Körper vom Kopf bis zu den Füssen ist mit Goldschmuck überzogen und behangen, so dass eine solche Tänzerin schon dadurch ein sehr werthvoller Gegenstand ist. Noch vor wenigen Jahren kleine arme Mädchen haben sie ihre Vorzüge und Reize in ihrer Weise so gut benutzt, dass sie jetzt in so kostbarem Schmuck prangen können und ihre Schatzkammer vielleicht gefüllter ist, als die manches Grosshändlers oder selbst eines türkischen Paschas. Die eine der drei Grazien ist voll, stämmig, stark wie eine Eiche, mit semitisch-arabischem, gezogenem Gesichtsprofil; die zweite, klein, blass und schmächtig, ist in dem berühmten Vollmondsstil der arabischen Märchen gebaut, die dritte, fast mohrenhaft brünett, ist nach dem breitwangigen Sphinxtypus (die ägypti-

schen Sphinxe sollen übrigens männliche Wesen vorstellen) der Fellahinnen, directer Nachkommen der alten Aegypterinnen, geschnitten.

Wir enteilen, denn schon ertönt ihre Pfauenstimme und gemeine Rede und zerstört die Illusion. Wir arbeiten uns glücklich durch die Lockstimmen all der Schönen, deren Haut vom tiefsten Pechschwarz, durch's Kaffee- und Nussbraune bis in's hell Bleifarbene sich zieht, einem weiteren Pigmentmangel aber, der blauäugige rosenwangige Blondinen hervorbringt, nicht mehr unterworfen ist, hindurch. Wir bewundern mehr ihre Purpurmäntel, ihre dotterfarbigen Pumphosen und smaragdenen Jäckchen, als dass wir von der Feinheit ihrer Züge gefesselt wären. Von der Hässlichkeit der grossen Mehrzahl überzeugt, suchen wir dem Schauplatz ihrer Thätigkeit zu entrinnen.

Da hält uns plötzlich eine scheussliche Furie ihr Medusenhaupt entgegen; in starrer haarsträubender Betrachtung gefangen stehen wir vor ihr. Das Weib, derselben Zunft angehörig, schon im Spätherbst ihrer Jahre, aber unvermögend, an den Verlust ihrer Reize zu glauben, hat ihren vergilbten Wangen mit zinnoberrother Farbe eine zweite Jugend aufzustreichen gesucht; an Nase, Stirn, Wangen, Lippen und Kinn hebt sich eine grosse Anzahl schwarzer runder Farbpunkte hervor. Das spärliche glatt angelegte oder fremde Haar zeigt da und dort einige Klümpchen noch unverstrichenen Schmeers; der ranzige Geruch ist verhüllt durch den Qualm eines moschusartigen Parfüms, das aus ihrer Hautoberfläche aufsteigt. Und so kauert sie an der Schwelle ihrer Hausthüre, aus einer langen Pfeife dichte Wolken stossend, in Gesellschaft ihrer grauhaarigen Mutter, die an der Wasserpfeife saugt.

Mit Abscheu ringen wir uns aus ihren Schlingen und schauen auf die andere Seite der Strasse. Da begegnen unsere Blicke einem niedlichen Kindergesichtchen, das uns entgegenlächelt. Wähnend, die reine Unschuld gefunden zu haben, nicken wir freundlich. Das braune Mädchen springt auf uns zu und schmiegt sich an uns an; wir erfahren bald, dass es eine abyssinische, vor kurzem von einer Ghawasimutter erkaufte Sklavin ist. Wie erstaunen wir aber, wenn wir sehen und hören müssen, wie diese liebliche, *kaum neunjährige* Knospe von vier Fuss

Höhe auf ihr Kämmerchen weist und schmunzelnd keck ihren Wunsch zu erkennen giebt, uns dort zu empfangen! Ueberhaupt recrutirt sich der Stand der Tänzerinnen jetzt, zur Zeit der Aufhebung der Sklaverei, mehr als je aus solchen jung angekauften Gallamädchen.

Treiben zur Nachtzeit.

Unterdessen ist es dunkel geworden und wir begeben uns, in Gedanken über die Bildsamkeit der menschlichen Seele, in unsere Behausung. Ein nächtlicher Spaziergang bietet uns wenig. Die Strassen sind, mit Ausnahme der Vollmondszeit (und des Ramadans) schon frühe, sobald der letzte Schein des Tages verloschen ist, verwaist. Wer noch umherzieht, trägt eine Papier- oder Glaslaterne, sonst riskirt er, von einem Nachtwächter der nächsten Polizeiwachstube überwiesen zu werden. Da und dort steht vielleicht noch ein Früchteverkäufer, der seine dem Verderben nahe Waare bei dem spärlichen Schein eines hängenden Oellämpchens um jeden Preis loszuschlagen sucht. Oder wir stossen auf einen Abendzirkel friedlicher Kleinbürger, die sich, ohne Labetrank auf dem Staube eines freien Platzes ausgebreitet, unterhalten. Aus einer oder der andern Schnapsschenke klingt das Gezänk oder der Humor einiger verspäteter Bacchusgesellen. Am spätesten verglimmen die Fünkchen menschlichen Verkehrs um die oben geschilderten Grotten der Aphrodite und Terpsichore.

Zweiter Tag.

Wochenmarkt.

Der Moslim ist ein Kind des Tages. Die unumschränkte Herrschaft über die unheimliche Nacht hat er gern an die Hunde, Uhus und Gespenster abgegeben. Kaum aber ist ein schwarzer Faden von einem weissen zu unterscheiden, so wird's allenthalben munter, und die aufgehende Sonne sieht schon den Zug des öffentlichen Lebens in vollem Gange.

Auch wir machen uns früh auf, und gelangen an einen grösseren freien Platz. Hier treibt sich eine ungewöhnliche Menge brauner Landleute umher; es ist der Wochenmarkt. Die Verkäufer, mancher in Gesellschaft seiner Ehehälfte, sitzen auf dem Boden, vor sich die Erzeugnisse des üppigen Feldes, das doppelte und dreifache Ernte giebt und auch im Winter treibt, daher an frischen Gewächsen das ganze Jahr über kein Mangel ist, wenn auch die Mannigfaltigkeit vieles zu wünschen übrig lässt. Sie bergen ihre Waaren in Körben oder haben sie auf ihrem Umschlagtuche vor sich ausgeschüttet. Je nach dem Gegenstande verkaufen sie dieselben stückweise, oder sie haben sie in kleine Häufchen vertheilt oder wägen sie auf selbst fabricirter Wage ab, wobei vorher abgewogene Steine die Gewichte vorstellen. Daselbst sitzen ländliche Krämer, welche für das Landvolk Schmuckwaaren geringen Werthes, Taschenmesser u. dgl. ausgestellt haben. Auch fehlen nicht Geomantiker, Wahrsager, Amuletschreiber u. dgl.

Sklavenmarkt.

In einer Ecke des Platzes neben dem Viehmarkte gewahren wir eine Gruppe dürftig gekleideter, rabenschwarzer Kinder beiderlei Geschlechts: es sind zum Verkauf ausgestellte Sklaven. In der Hauptstadt und deren Umgebung ist der Sklavenhandel neuerdings durch die Wachsamkeit der höheren Behörden allerdings sehr eingeschränkt worden, die Einwohner selbst kaufen nicht mehr gerne Sklaven, weil sie nicht mehr sicher vor dem Davonlaufen sind; denn jeder Sklave, der sich auf dem Polizeiamt meldet, ist sofort frei. Von Zeit zu Zeit werden auch ganze Sklaventransporte confiscirt, die Sklaven aber dann in die Hauptstadt eskortirt, wo amtlich über sie verfügt wird. Die Knaben, sobald sie stark genug sind, werden dann einfach unter das Militär gesteckt, andere als Knechte, die Mädchen als Mägde in den Dienst gegeben, einige begabtere wohl auch in die Staatsschulen geschickt. Aber wie man einem fremdländischen Vogel den sicheren Untergang bereitet, wenn man ihn plötzlich im fremden Lande frei lässt, so ist auch für diese Sklaven die Freiheit nicht das beste Loos, so

lange sie sich noch nicht eingewöhnt haben. Ein Sklave oder eine Sklavin ist dem Herrn immer ein Schatz, den er hütet und pflegt, der freie Diener ist unzuverlässig und steht zu seinem Herrn in lockerem Verhältniss. Er wird nicht mehr geätzt, sondern muss sich selbst sein Brod erkämpfen in einem Lande, dessen Sprache er nicht einmal kennt. In den heutigen Uebergangszuständen genügen nicht mehr blose Antisklaverei-Vereine oder solche zur „Seelenrettung", sondern es sollten sich humane Vereine bilden, die es sich zur Aufgabe machen, *die eben Freigewordenen ihrem Heimathlande zurückzugeben,* eine Aufgabe, die heutzutage, wo das Innere Afrika's immer mehr zugänglich ist, wohl zum Theil erreicht werden kann, wenn auch noch unter grossen Opfern an Zeit und Mühe.

In der Provinz, in Oberägypten, ist es mit dem Sklavenhandel im Allgemeinen bis auf den heutigen Tag ziemlich beim alten geblieben, der öffentliche Verkauf auf dem Markt hat keineswegs ganz aufgehört, wenn er auch nicht mehr so grossartig ist, wie früher. Die Beamten leihen selbst ihre Hand, wenn ein entflohener Sklave wieder aufgespürt werden soll, ja die eingeborenen christlichen oder mohammedanischen Consularagenten der europäischen Mächte, das ist ein öffentliches Geheimniss, treiben oft selbst mit ihrem Gelde, aber ja nicht unter ihrem Namen, Sklavenhandel! In den Verordnungen, welche das Verbot dieses Handels bezwecken und von Zeit zu Zeit erneuert werden, ist zugegeben, dass ordentliche angesehene Leute sich wohl einen oder einige Sklaven zum Hausgebrauch kaufen dürfen. Solange aber Sklaven gekauft werden können, so lange werden sie auch verkauft.

Ihr Depot haben die Sklavenhändler in den öffentlichen Herbergen. Wir geben unsere Absicht zu erkennen, einen Kauf zu machen und werden in den Hof einer solchen Herberge geführt. Daselbst finden wir einige Sauahlimädchen von tief brauner Hautfarbe, beschäftigt, in einem grossen Holzgefässe die von ihren Herren aus ihren Heimathländern mitgebrachte Getreidefrucht, das „Duchn", die Basis des Sudanbrodes, zu stossen; die Blössen ihres schon ziemlich entwickelten Körpers sind sie wenig bemüht, zu bedecken. Ein kleineres Negermädchen trägt weiter nichts als einen Zottengürtel. Man führt

uns ein wohlverschleiertes abyssinisches Fräulein, ein Gallamädchen, die edelste aller gefärbten Racen, vor, man zeigt uns ihre äusserst gracilen Glieder, deckt ihr angenehm braunes Gesicht mit den grossen sprechenden Augen auf und ist zu allen Forschungen des Käufers bereit. Dem kleinen Mohren da sperrt man den Rachen auf, um seine weissen Zähne zu studiren und weist auf sein gediegenes Gesäss. Als Preise werden uns angegeben: ein männlicher Sklave schwarzer Race 40 bis 70 Maria-Theresienthaler, eine Sklavin desgleichen 60 bis 80 Thaler, ein brauner Abyssinier oder Galla 80 bis 100 Thaler, eine ebensolche Sklavin 90 bis 130 Thaler, eine weisse Tscherkessin nicht unter 500 bis 1000 Thaler. Am meisten geschätzt sind die Sklaven einige Jahre vor oder während der Pubertät, wenn sie noch bildsam sind, „ihr Gehirn noch nicht trocken ist“.

Sind diese Wesen wirklich so unglücklich? Wir lassen uns ihren Lebenslauf von ihnen selbst erzählen. Ein Kind in einem Tropendorfe entfernt sich in einer bösen Abendstunde wenige Schritte von der Hütte seiner Eltern. Plötzlich fühlt es sich von einer starken Hand gefasst, ein Knebel wird ihm zur Verhinderung des Schreiens in den Mund gesteckt, und der Mann trägt es auf seinen Schultern viele Meilen weit in dunkler Nacht. Man hält in einem Hause, setzt dem Kinde Speise und Trank vor, es schlägt diese aus, weinend verlangt es nach der Mutter. Kummer, Angst und Mattigkeit streiten sich um das arme, zarte Geschöpf, die letztere siegt, es fällt in tiefen Schlummer. Es erwacht, die Hütte ist wie die seiner Eltern, die Sprache ist die seines Dorfes, aber die Gesichter sind ihm fremd. Ein Schwarm von Kindern jeden Alters, Bestandtheile der angelegten Sammlung gestohlener Kinder, stellt sich um den neuen Ankömmling und macht Kameradschaft, an Speise und Trank fehlt es nicht, Arbeit giebt es nicht, und in kurzer Zeit hat das in diesem Alter eben noch nicht tief fühlende Wesen Eltern und Heimath vergessen. Das Stehlen der Kinder ist noch eine gelinde Form, weit schlimmer sind die bekannten systematischen Raubzüge oder Razzia's, oft unter der Maske offenen Krieges, wenn bewaffnete Sklavenhändlerbanden ganze Orte überfallen, alles Taugliche, namentlich Mädchen und

Frauen, in die Sklaverei abführen und alle Familienbande zerreissen.

Doch auch im obigen Falle dauert die Rast nicht lange. Die nun vervollständigte Sklavensammlung wird über Berg und Thal, durch Feld und Wüste geschleppt, das Maulthier wird mit dem Pferd, dem Ochsen, dem Kamel gewechselt, bald fährt man in vollgepfropfter Barke den geschwollenen Bergstrom hinab, tropische Sonnengluth und Regengüsse setzen um die Wette den zarten, wenig geschützten Leibern zu, ein Kind um das andere wird vom Fieber befallen, Kranke und Gesunde liegen dicht an einander, die Gestorbenen werden im Sande verscharrt, rastlos zieht die Karawane weiter und weiter. Einige Verwegene machen einen verzweifelten Fluchtversuch, sofort sind sie eingeholt, werden geschlagen und gebunden weiter geschleppt. Die Mädchen, und wären sie noch so klein, werden das Opfer der Lust ihrer Treiber, daher unberührte Jungfrauen unter den Sklavinnen eine grosse Seltenheit sind. Endlich kommt man in eine Stadt. Die Schaar wird in einen Kerker eingesperrt, bei Nacht werden sie gefesselt spazieren geführt, am Markttage kommt die öffentliche Versteigerung; man betastet sie an allen Gliedern, lässt sie wie auf einem Pferdemarkt umherspringen, reisst ihnen den Mund auf. Der Meistbietende übernimmt die Waare, die ihm gefallen, einzeln oder in ganzen Gruppen. Die Unglücksgefährten, die auf der Reise Freunde geworden sind, trennen sich weinend, nur Geschwister, Eltern und Kinder aus einander zu reissen, scheut sich gemeiniglich der mohamedanische Sklavenhändler in gesitteteren Gegenden. Der neue Besitzer macht es wie der frühere, er mästet die Sklavenkinder einige Zeit, bis sie sich von den Strapazen der Reise erholt haben, und verkauft sie dann wieder, und so wechseln sie Herrn um Herrn und Ort um Ort, oder sie werden auch Jahre lang in demselben Hause gemästet und ohne Arbeit gelassen, namentlich die Mädchen. Dies und die Langeweile wirkt physich und moralisch ein, die Mädchen entwickeln sich frühzeitig, und jetzt ist der Moment, sie um den höchsten Preis zu verkaufen. Ja sie sehnen sich selbst danach und legen heissen Mehlteig auf die Brust, was das Anschwellen der Brüste befördern soll. Währenddessen werden sie auch civilisirt, d. h. an das Ver-

hüllen und Zurückziehen gewöhnt, sie müssen an den Islam glauben lernen, man beschenkt sie mit Islamgerechten Namen und sucht die letzten Spuren ihrer heimathlichen Ideen zu verwischen.

Die halbreife Jungfrau wird nun verkauft, und sie geht, wenn sie blos braun und von guter Race, wenn sie namentlich eine Galla oder Abyssinierin ist, meist keiner schlechten Zeit entgegen. Wenn ein Herr an ihr Wohlgefallen findet, so sträubt sie sich nicht, denn sie ist ja nicht dadurch entehrt, sondern im Gegentheil stolz darauf, die Rolle einer Gemahlin, einer „Sitt", zu spielen; der Mann schafft ihr Kleider, Prunk und Süssigkeiten nach Herzenslust an, giebt ihr Diener und Dienerinnen, räumt ihr die Herrschaft über das Haus ein, ja vernachlässigt oder verstösst ihr zu Liebe nicht selten seine angetraute wirkliche Gemahlin. Und die Dämchen wissen sich in diese Rolle recht wohl zu finden und spielen gern die Tyranninnen. Ihre Liebe ist meist feurig und tiefgehend, sie sind treu, säuberlich, haushälterisch, ehrgeizig und haben ein feines Gefühl. Daher werden sie von Vielen den eingeborenen Frauen vorgezogen. Ihre Stellung ist keineswegs die einer Maitresse, denn einestheils geniesst sie die volle moralische Achtung, wenn auch die freien Frauen gern auf die blosse Sklavin herabsehen, anderentheils ist sie, sobald sie Mutter wird, frei oder wenigstens unverkäuflich. Während in gewissen Ländern der Liebesheld bei dem Erscheinen der Schwangerschaftszeichen seiner Beute oder bei der Geburt seines Kindes sich davon zu machen pflegt, wird dies dort zu Lande gerade zu einem Bindemittel; der Moslim ist nicht im Stande, seine eigenen Kinder zu verleugnen oder gar zu verkaufen. Eine solche Sklavin hat sogar noch den Vortheil vor einer freien Frau, dass sie nicht förmlich verstossen und fortgejagt werden kann, wenn sie noch die Kinder hat; denn sie hat ja keine Verwandten; und so grausam wie Abraham und seine Sara ist der Moslim doch nicht. Nicht selten wird die Sklavin, wenn sie ihren Herrn mit einem Kinde, namentlich einem Knaben, beschenkt, zur wirklichen Gemahlin erhoben.

Freilich nicht jeder und nicht immerfort lächelt also das Glück, namentlich wenn die Sklavin das Unglück hat, nicht

schön oder gar schwarz zu sein, einer geringeren Race anzugehören, oder nicht fruchtbar zu werden. Dann wandert sie oft von Hand zu Hand, muss sich, was ihr besonders schwer fällt, den ihr geschenkten Schmuck vom Leibe reissen lassen, wenn er nicht mit verkauft wird, und sie geräth mit dem Abnehmen ihrer Reize und damit ihres Preises in immer tiefere Schichten der Gesellschaft. Oder es wird das Sklavenmädchen auch, wie wir oben gesehen, von einer Kupplerin angekauft, die ihr eine Erziehung nach ihrem Sinne giebt. Weitaus die meisten Sklavinnen, jedenfalls die meisten eigentlichen Negerinnen, werden als Dienerinnen gebraucht und bekommen höchstens die Herrschaft in der Küche. Halten sie sich gut, so schafft ihnen der Herr einen schwarzen Ehegemahl an, und der aus der schwarzen Ehe entsprossene Kindersegen ist verkäufliche Waare des Sklavenzüchters, allerdings mit der Einschränkung, dass die Familie zusammen verkauft werden soll. In der Regel bleibt aber eine solche Familie als wesentliches dienendes Mitglied zeitlebens, ja auf mehrere Generationen hinaus, in der Familie des Hausherrn und will bleiben.

Die männlichen Sklaven machen seltener glänzende Laufbahnen als die Mädchen. Wenn sie in die Hände vornehmer Herren kommen, werden sie zwar meist gut gehalten und aufgeputzt und sehen oft übermüthig auf die hungernden, zerlumpten Freien herab, sind aber doch nur Diener, die jederzeit verkauft werden können und ihre Zukunft nicht in der Hand haben. Manche indess erwerben sich das ganze Vertrauen ihres Besitzers, sie werden sein Geschäftsführer, treiben für ihn Handel und erben oft das ganze Vermögen ihres Herrn. Häufig ist das Freilassen der Sklaven, das der Prophet als gute Handlung empfahl, und man pflegt den Freigelassenen eine kleine Aussteuer mitzugeben. Solche behalten meist ihr Leben lang eine Pietät gegen die Familie, der sie angehört haben, und ziehen es nicht selten vor, auch nach diesem Act im Hause ihrer Herrn zu bleiben. Misshandlung von Sklaven ist in diesen Ländern selten, und die Bestrafung übersteigt meist nicht das Mass der Erziehung. Im patriarchalischen Islam hat der Sklave mehr die Stellung eines, allerdings blos dienenden Familienmitgliedes, und die Schädigung desselben gilt als Schädigung seiner selbst.

Es finden sich ausnahmsweise allerdings auch grausame Herren, die mehr mit dem Brod als mit der Peitsche kargen, die Armen mit Füssen treten, sie durch schwere Fussfesseln wie Verbrecher am Fortlaufen hindern. Dagegen besteht das treffliche Koransgesetz, dass ein unzufriedener Sklave vom Gerichte verlangen kann, verkauft zu werden. Man hält sie auch schon deswegen nicht so schlecht, weil sie gefährlich werden können oder, was auch nicht ganz selten vorkommt, einen Selbstmord begehen, wodurch sie nicht viel verlieren, wohl aber ihr Herr geschädigt wird.

Am besten daran sind die weissen Sklaven und Sklavinnen, fast ausschliesslich tscherkessischer Race (früher namentlich Griechen). Sie kommen ihres Preises wegen nur in die Hände der Reichen. Die männlichen (Mameluken) bekommen häufig von ihrem Herrn eine bessere Erziehung, werden wie Söhne behandelt, machen meist gute Laufbahnen, ein guter Theil der jetzt fungirenden höheren Beamten in Aegypten waren solche Sklaven. Nicht selten bekommen sie die Töchter ihres Herrn zu Gemahlinnen, ja es kommt vor, dass ein Vater für seine Töchter, die er unter die Haube zu bringen hat, einen hübschen Mameluken als Schwiegersohn kauft.

Die weissen Sklavinnen sind eine wesentliche Zierde des Harems der Grossen, sie gelten indess für herrsch- und putzsüchtig. Die Hautfarbe gilt auch hier zu Lande im allgemeinen als Massstab der Racengüte, selbst bei den Einheimischen unter sich. Von Verachtung der dunkeln Haut, möge sie frei oder in der Sklaverei sein, ist aber keine Rede. Das wäre gegen die Religion, auch ist die Bevölkerung ja an und für sich schon so angedunkelt, dass sie sich selbst verachten müsste.

Begegnung mit Frauen.

Wir lenken in ein düsteres, enges Gässchen ein. Der Weg biegt und knickt sich, nach und nach allen Richtungen der Windrose folgend. Ohne Plan und Führer treiben wir uns furchtlos in dem Labyrinth herum. Pistolen und Dolche können wir ruhig in der Tasche lassen. Das Völkchen, das hier sich niedergelassen, hat nichts von dem griechisch-alexandrinischen

Banditengenie; eher vermuthet es in uns ein solches, und zieht sich scheu vor uns zurück, die kleinen Kinder betrachten uns mit Angst und Misstrauen und ergreifen jammernd die Flucht.

Die Gasse gabelt sich, wir gehen versuchsweise links. Eine unsichtbare weibliche Stimme aus einem Hause fragt uns mit Misstrauen, was wir wollen. Wir finden, dass wir in einer Sackgasse uns verfangen haben, und gehen zurück. Jetzt begegnen wir einem Wesen, das, in ein grosses braunes oder gestreiftes graues Tuch über und über eingehüllt, bei unserem Anblick in die nächste offene Thür flieht. Ein anderes derlei wundersames Ding, das nicht sofort eine Zufluchtstätte findet, drückt sich, das Tuch fest über das Gesicht zusammenziehend, an eine Mauer an, bis wir vorüber gegangen sind. Ein drittes haben wir, um die Ecke biegend, überrascht, wir haben das Gesicht gesehen, blitzschnell zuckt es den Mantel über den Kopf zusammen. Wollen wir anständig sein, so thun wir, als ob wir nichts bemerkt hätten und lassen es vorübergehen, weichen sogar aus. Nach einigen Minuten sind beide, wir und jenes Wesen, von Neugierde geplagt und kehren uns gleichzeitig um, es treffen sich abermals unsere Augen, und die zwei grossen schwarzen Augensterne haben uns verrathen, dass unter der unheimlichen Hülle ein warmes Herz wie das unserige schlägt, vielleicht uns entgegenschlägt. Warum denn aber dieser Schreck, diese Flucht, diese Angst, was haben wir verbrochen, sind wir Räuber, Feinde, sind wir Jäger, die auf die zarte Gazelle angelegt? So will es der Anstand, wir sind Männer und noch dazu ungläubige, und jenes Wesen ist eine Frau. Da begegnet uns ein ganzes Rudel solcher züchtigen wandelnden Tücher; sie stecken bei unserer Annäherung die Köpfe zusammen, wie die Kühe vor dem Wolfe, und bilden mit dem Rücken Carré gegen uns. Der Gesichtsschleier, der den keckern Damen der Hauptstadt das Auge, den Spiegel des Herzens, frei lässt, fehlt nämlich dem schönen Geschlecht der Provinzialstadt und sie haben stets die Hände zu beiden Seiten der Gesichtsspalte bereit, um diese mit dem allgemeinen Umschlagstuch in Zeiten der Gefahr, d. h. wenn ein Mannsbild sichtbar wird, sofort zu verschliessen. Eine Frau, die das nicht thut, ist jedenfalls zweifelhaften Charakters, oder wir haben sie bei irgend einer Gelegenheit, z. B. bei einer ärzt-

lichen Visite, näher kennen gelernt und ganz gesehen, und dann ist das Verschleiern uns gegenüber meist auf immer vorüber. Unrichtig ist, dass sich hübsche Damen lieber sehen lassen, im Gegentheil die Alten, die in keiner Weise mehr gefährlich sind und Gefahr laufen, nehmen es nicht so genau.

Wir wunderten uns über die wandelnden Tücher, jetzt stossen wir auch auf ein *reitendes* Tuch. Die Orientalinnen sind jetzt noch ebenso gute Reiterinnen, wie einst zu der Mutter Gottes Zeiten, und sitzen so fest und sicher auf dem Sattel ihres Eseleins, mit weit hinauf geschnallten Steigbügeln, dass sie selbst während dieser Tour nicht einmal das Säuggeschäft aussetzen. Die Scrupel, welche die europäische Dame hat, mit getheilten Beinen aufzusitzen, hat die orientalische keineswegs. All diese ehrsamen Frauen finden wir nicht leicht auf den Hauptstrassen und nie auf den Märkten, sondern nur in den Gässchen. In anderen Ländern kann man das Gegentheil bemerken.

Eintritt in ein Haus.

Wir begegnen einem uns bekannten wohlgekleideten eingeborenen Herrn und sind bald in ein weitreichendes Gespräch mit ihm verwickelt; es erscheint wünschenswerth, dasselbe ungestört und in Behaglichkeit weiter zu führen. „Tefaddal", ist's gefällig? ruft er uns zu, den Riegel eines riesigen Holzschlosses an dem Thor eines stattlichen Hauses rüttelnd und klopfend. Wir tragen Bedenken, die jähe Einladung, das Mittagsbrod mit ihm zu theilen, anzunehmen. Aber es ist dem Bekenner der Beduinenreligion ernst; während wir schwankend dastehen, hat er uns mit Liebenswürdigkeit bei der Hand genommen, und zieht uns halb mit Gewalt über die Schwelle des Mittelpförtchens, das eben von innen geöffnet wurde. Euer Gesicht! Bedeckt euch! ruft er, uns noch sanft zurückhaltend, mit den Händen klatschend, und allein in das Heiligthum des Hauses tretend. Wir hören einige halblaute Schreckensrufe, wimmernde Kinderstimmen, ein zankendes Flüstern, ein verstohlenes Kichern. In einigen Minuten ist die überfallene Heerde des Harems in ihre Schlupfwinkel gejagt, und der Hausherr fordert uns auf, das erschlossene Innere des Hauses (Fig. 4 u. 5) zu betreten, wenn

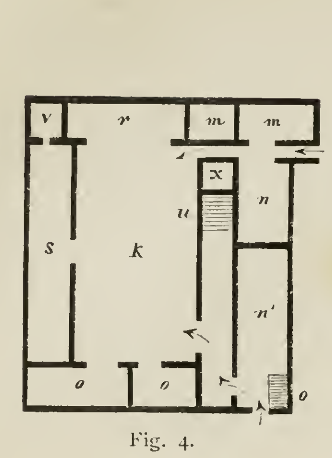


Fig. 4.

Zu ebener Erde.

k Hof. — *m* und *n* Hofkammern. — *n'* Thorsaal. — *o o* Hofkammern (eine derselben wohl auch Mandara). — *s* Küche. — *v* Abtritt. — *r* Sufa oder Hofauftritt. — ↗ bezeichnet den Eingang. — *o* und *u* Treppen. — *x* Gelass.

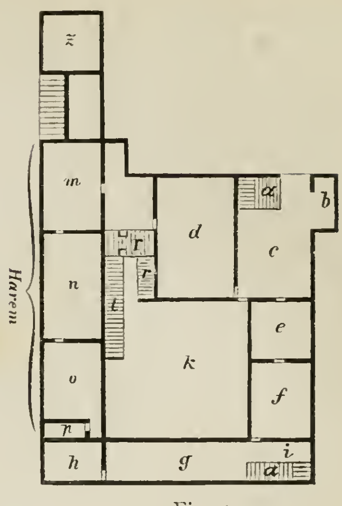


Fig. 5.

Oberer Stock.

a Treppe. — *b* Divan für Männer gegen die Strasse zu. — *c* Terrassenraum oder Veranda. — *d* Hauptzimmer. — *e* u. *f* Zimmer. — *g* Gang. — *h* Kammer. — *i* Veranda. — *k* Hof. — *l* Altane. — *m* Schlafzimmer. — *n* Zimmer. — *o* Veranda. — *p* Abtritt. — *r* Treppe. — *z* Taubenschlag.

er es nicht vorgezogen hatte, ohne seine Familie zu behelligen, dem Gast ein weiches Teppichlager auf der Steinbank oder dem Boden des dunkeln Thorsaales bereiten zu lassen. Wir folgen, wandern durch den schmalen Thorgang um eine blickabschneidende Ecke, und gelangen in einen geräumigen Hof.

Hof.

Dieser freie, luftige Raum und die gegen denselben offenen halbbedeckten Nebengelasse und Vorhallen „Súfa", sind wenigstens bei den mittleren und unteren Klassen der Provinzialbevölkerung, das allgemeine Familienzimmer, wo zumal die Frauen und Kinder in Gemeinschaft mit Schafen, Ziegen, Hühnern, Tauben den grössten Theil ihres Daseins verbringen, ohne sich um die landläufige Meinung zu kümmern, wonach sie im Kerker des

Harems ein dumpfiges Leben führten. Hier verspeist die dienende Gemahlin mit ihren Kindern die Brocken, welche ihr der einsam oder mit Gästen tafelnde Gatte übrig gelassen; hier ist der Sitzungssaal der Basen und Stadtmütterchen; hier singen die fröhlichen Töchter mit ihren Gespielinnen ihre Weisen unter Begleitung der unvermeidlichen Darabuka (Handtrommel). Bei Reicheren ist im Hof womöglich auch etwas Grün, zumal Dattelpalmen, angepflanzt.

Küche.

Eines der Nebengelasse enthält die gegen den Hof meist wandlose *Küche*. Der Herd besteht aus einem Lehmgesims, am liebsten in Form einer niedrigen Treppe, an deren Oberstufe die Kochspalten eingelassen sind; oder es genügen einige aufgelassene Steine, wie man einen Naturherd bei Touren im Freien herstellt, Jahr aus Jahr ein für die Bedürfnisse der Haushaltung. Der Herd muss nieder sein, die kochenden Frauen hocken davor, denn das Stehen ist ihnen ja höchst unbequem. Der Nutzen einer geschlossenen Heizung scheint nirgends gewürdigt zu werden. Das stiel- und henkellose kupferne Kochgefäss oder die schwere Thonkachel schweben unsicher über den Rändern der Spalte. Ein Theil des Feuers, unten umspült von dem mehr und mehr sich erhebenden Aschenhaufen, zeitigt, von einem zeitungsblattförmigen Wedel angefacht, mühsam das Mahl im Topf, der andere frei und müssig, prasselt lustig durch die klaffenden Spalten um den Kessel empor, und entweicht durch eine kleine Oeffnung der tief berussten, aber in der That unverbrennlich scheinenden Rohr- und Balkendecke in das Luftmeer. Die Küchengeräthe, die Schüsseln und Teller von verzinntem Kupfer, Holz oder Steingut, die eisernen Pfannen, die hölzernen Ess- und Rührlöffel liegen auf dem Erdboden der Küche ausgestreut, oder man hat den irdenen Backtrog und die einem Riesenteller gleichende kupferne Waschwanne über sie gestülpt, um sie vor den Anfällen der lüsternen Tauben und Ziegen zu behüten. Der nicht zum sofortigen Gebrauch bestimmte Theil der Geräthe ist oben frei auf dem Wandbrett aufgestellt, oder in einem malerischen Lehmkasten versteckt.

Das trübe lehmige Wasser des Nils wird mit einem blechernen Henkelbecher, auch wohl aus einem hölzernen oder ledernen Kuppelgefäss aus der langen, auf einem Gerüste schwebenden Thonwalze geschöpft, zuweilen auch aus der engen Mündung eines gewichtigen Traghenkelkrugs (Balas) geschüttet. Ein kleiner Theil sickert rein und klar Tropfen für Tropfen aus den Poren der Thonwalze in die untergestellte Schüssel, in der sich, wenn die letztere nicht in einem gut schliessenden Holzkasten stand, wohl Ameisen, Asseln, vielleicht auch Eidechsen und Schlangen erlaben und baden. Das Trinkwasser wird in thönerne poröse Flaschen gefüllt, wo es durch die rasche Verdunstung in der trockenen bewegten Luft zu frischem Trank erkaltet. Das Wasser zum Spülen wird aus dem immer brackischen wenig tiefen Hofbrunnen in einem an einem Stricke befestigten Kruge heraufbefördert, über die zu reinigenden Geräthe und Glieder gegossen, und fällt auf die aufsaugende Hoferde, oder stürzt in einen trichterartigen, engen, tiefen Schlund hinab.

Hofkammern.

Mitten im Hof erheben sich cylindrische Lehmbauten, zum Theil mit Capitäl- und Kuppelabschluss. Ihr Endzweck ist ein Taubenschlag, ein Hühnerstall, ein Backofen, ein Kornmagazin oder ein Küchenkasten. Die fast lichtlosen Kammern, welche im Grund der wenig regelmässigen, den Hof umgebenden Gebäudemassen sich befinden, dienen als Magazine oder als warme Wohn- und Schlafzimmer für den Winter. In dem Garderobezimmer hängen die Kleider offen auf ausgespannten Stricken oder mit den Schmuck- und Werthsachen in grüne Kisten verschlossen. Verschliessbare Kleiderschränke und Schubladenkästen wird man nicht leicht antreffen, höchstens verschliessbare Wandkästen. In diesen Kammern herrscht daher gewöhnlich eine gräuliche Unordnung.

Eines der Hofzimmer, säuberer, geräumiger und heller und gern mit einiger Eleganz ausgestattet, ist die *„Mandara"*, wo auch Manche ihre Gäste empfangen; dann ist sie aber lieber in einem äussern, besonderen Hof, der vom inneren, wo die Frauen sind, getrennt ist. In dem warmen düsteren *Wohnzimmer* des

Hofes versammelt sich an den Winterabenden der Familienkreis vor dem offenen Kohlenbecken unter dem matten Licht einer becherförmigen gläsernen Hängelampe oder eines irdenen, leicht ausgehöhlten, mit zähem russendem Oel gefüllten, antik gestalteten Lämpchens, das in einer Nische der davon berussten Wand steht. Neuerdings hat auch das Petroleum viel Eingang gefunden. Die *Schlafkammern* sind womöglich fensterlos, oder wenn einige Fensterritzen da sind, so werden diese zur Abhaltung der äussern kalten Nachtluft mit Papierbögen verklebt. Die Schlafenden legen sich auf eine eigens angebrachte seitliche Erhöhung des erdigen Stubenbodens, die mit einer Strohmatte und einem Teppich belegt ist, seltener auf ein Gittergestell aus Palmzweigstäben, das im Sommer aber der in Unzahl darin sich lagernden Wanzen wegen ganz unbenutzbar ist. Musquitovorhänge und eine europäische Bettstelle aus Eisenstäben trifft man zuweilen im Hause eines Reichen an. Der Schläfer bleibt halbangekleidet und braucht daher im Sommer gar keine Decke, in kühleren Nächten zieht er sein gewöhnliches Umschlagtuch „Milaje", im Winter eine wollene und dazu noch eine schwere gesteppte Baumwolldecke über sich her. Sobald die Frühlingssonne in jene dunklen Gemächer hineinleuchtet, verlässt sie der Mensch, bettet sich in luftigeren Räumen oder unter freiem Himmel, und das aus dem Winterschlaf erwachende Heer der Wanzen, Fliegen, Stechmücken, Flöhe, Läuse, Zuckergäste, Ameisen, Kakerlaken, Schwarzkäfer, Scorpione, Schlangen, Gekonen, Ratten und Mäuse hält seinen Einzug.

Empfangszimmer.

Alles das haben wir flüchtig überschaut, aber auch die unruhigen misstrauischen Blicke des gastlichen Harimbeherrschers, der unsere Umschau nicht blos auf lautere Wissbegier zu deuten vermochte, und wir steigen, ernstlich von ihm aufgefordert, die hochstufige, mit Holzplatten belegte, zwischen den Mauern eingeklemmte Treppe empor. Wir treten in einen hellen geräumigen Saal, „ka'a", auch, da er im ersten Stock ist, „tábaka" genannt, das Salamlik der Türken. Der Fussboden besteht aus Steinplatten oder einer glatt aufgestrichenen marmorartig er-

härteten Lehm- und Sandmasse. Die Wände sind geweisst oder erdig, haben zahlreiche Nischen und sind mit einigen unter Glas und Rahmen gebrachten Koransversen, da und dort auch mit einem Bilderbogen arabischer oder fränkischer Fabrikation geschmückt. Die Decke, welche aus Längs- und Querschichten von Palmzweigstäben und darüber einer Kalk- und Lehmlage zusammengesetzt ist, wird in der Quere getragen von rohen Palmstämmen, welche weit gegen den Stubenraum herab vorspringen; bei Reicheren bewundern wir statt dessen ein kunstvolles Mosaikgetäfel. Gern vermissen wir Glasfenster und lassen uns lieber von der durch die freien Fenster oder das an der Decke angebrachte fallthürartige Winddach einströmenden Luft anfrischen, und wird es gar zu kühl, so schliessen wir einfach die Läden der Fenster der Windseite.

Der Hintergrund des Saales ist seiner ganzen Breite nach von einer niederen, aber weit vorspringenden Stein- oder Lehmbank eingenommen. Ueber die sie bedeckende, mit Wolle oder Baumwolle gestopfte Matratze ist ein bunt gefärbtes, vorn in Fältchen herabhängendes Tuch oder ein Teppich gespannt. Die Kissen, von demselben Stoff und derselben Farbe, aber unbeschadet des Hausanstands auch von verschiedenen, liegen in gemessenen Zwischenräumen frei an die Wand angelehnt, und so ist der berühmte *Divan* hergestellt. Am Boden der Seiten des Zimmers ist je ein prächtiger persischer Teppich über einer Strohmatte gebreitet und mit Lehnkissen gegen die Wand belegt. Sonst finden sich keine Möbel und Geräthschaften, als einige Wasserkühlflaschen auf Fenstergesimsen, Wandbrettern oder Wandnischen, und religiöse Manuscripte mit schwarzen, rothen und goldenen Buchstaben. Der Gastfreund ladet uns ein, auf dem Divan an seiner Seite Platz zu nehmen. Es will uns aber nicht gelingen, in eine behäbige Lage zu kommen, denn die Rücklehne liegt viel zu weit rückwärts. Das Kissen mit dem Rücken aufzusuchen und dann die Beine gerade hinauszustrecken, kommt uns weder schicklich noch bequem vor; am besten behelfen wir uns, wenn wir ein Kissen zur Seite legen und den Vorderarm darauf stützen. Lächelnd betrachtet der orientalische Freund unsere spannenden Beinkleider und die haftenden Stiefel, während er selbst mit ausgezogenen Pan-

toffeln auf das weiche Lager getreten ist und sich mit kreuzweise übereinander geschlagenen Beinen in der hintersten Tiefe des Divans, den Rücken gegen die Wandkissen gestützt, niedergelassen hat. In seiner Hand hat er einen Fächer, d. h. ein Blatt aus Strohgeflecht mit Stiel, womit er sich Luft zu- und die Fliegen, jene grosse Landplage des Südens, wegfächelt.

Kaffee.

Ein Diener, ein Sklave oder der gehorsame Sohn tritt herein und reicht uns, die linke Hand auf dem Herzen, mit der Rechten die reichlich 5 Fuss lange, mit Seide und Silberdraht umsponnene, mit Quasten behängte Ehrenpfeife. Das kleine rothe Thonschüsselchen unten am Rohr, oder der Pfeifenkopf, ist schon mit dem feingeschnittenen syrischen Tabak, vielleicht untermischt mit dem rohen grünen Landtabak bis über den Rand gefüllt; eine brennende Kohle, mit der Zange oder in der nackten Hohlhand gereicht, bringt das narkotische Gewächs in Gluth, wenn nicht vorher schon der rücksichtsvolle Diener selbst die Pfeife angeraucht hatte, wir setzen den kostbaren spiegelglatten Bernsteinknopf, der an Grösse der Mundhöhle wenig nachgiebt, an die Lippen und stossen die Wolken mit der Würde eines vollendeten Orientalen hervor. Bald stellen sich die Diener wieder ein, noch ehrfurchtsvoll an der Schwelle des Saales verharrend. Der eine trägt ein Blechbrett, in dessen Mitte sich die Kaffeekanne erhebt, malerisch umkreist von den minutiösen henkellosen Porzellanschälchen und eben so vielen eierbecherförmigen Untertässchen aus Messing oder Filigran. Der zweite Diener giesst das schwarze Getränk in die Schälchen, der dritte ergreift den metallenen Untersatz, in welchen das Schälchen eingelassen wird, und eilt damit auf uns zu. Wir ergreifen den zierlichen Apparat behutsam mit den Fingern, aber während wir ihn bewundernd vor dem Auge hin- und herdrehen, wird uns das Gesetz der Wärmeleitung an dem metallenen Untersatz immer fühlbarer; es folgt eine Zuckung der Hand und dieser ein Erguss der siedend heissen, bis an den Schalenrand reichenden Flüssigkeit, und wenn wir nicht mit Geistesgegenwart Finger um Finger wechseln, ist's um unsere Hand, die Schale und um die Unbeflecktheit unserer Kleider,

des Divans und des Bodens geschehen. Wenn es gelungen ist, den Rest mit dem mehr Hitze ertragenden Mund auszunippen, so ergreift, während wir mit dem Gastherrn dankende Handbewegungen zu Mund und Stirne wechseln, der Diener die leeren Schälchen, sie mit der Hand bedeckend, und zieht sich, die Front nicht von uns abgewendet, rücklings an die Schwelle zurück.

Unterdessen ist das Mittagsmahl fertig geworden, das sich etwas verzögert hat, da man dem unerwarteten Gast zu Ehren doch noch einiges Geflügel braten und allerlei Zuthaten dem gewöhnlichen Mahl beifügen wollte. Doch von der Mahlzeit ein andermal.

Terrasse.

Nach dem Essen führt uns der Hausherr heraus auf die halbbedeckte, gegen Norden offene, seltener ganz unbedeckte, von Mauerwänden umgebene *Terrasse* oder Plattform. Unserem Wunsche, das ganz freie platte Dach der oberen Zimmer zu besteigen, um die Aussicht ganz zu geniessen, hat er nicht nachgegeben, da er sich dadurch Unannehmlichkeiten von Seite der misstrauischen Nachbarn, deren Harem entdeckt werden könnte, zuziehen würde. Auch führt keine Treppe hinauf. Wir begnügen uns also mit der freien Luft der Terrasse. Hier lässt sich zur Winterzeit irgend ein sonniges windstilles Plätzchen ausfindig machen, wo man die von Morgenfrost erstarrten Glieder an der höher und höher steigenden Sonne erwärmen und stärken kann. Hier zieht man sich zur Sommerszeit unter das beschattende Dach zurück, und macht, angefächelt von dem frischen Nordwinde, sein Mittagsschläfchen. Am lieblichsten ist's, nach des Tages Mühen und Lasten, in einer Sommernacht unter der Sternenpracht des südlichen Himmels sich hier auf dem weichen Teppichlager auszubreiten, zur Seite die liebende Gattin, umwimmelt von der lustigen Kinderschaar, und von wohligen Gedanken über die Wonne des irdischen Daseins in das Reich der Träume sich versenken zu lassen.

Harem.

Viel sind's der obern Gemächer eben nicht, aber sie sind freundlicher und geräumiger als die Höhlenkammern der Erdflur.

Keine zweite Treppe führt in ein höheres Stockwerk. Jene eng vergitterten Fenster, die uns gegenüber in den Hof sich öffnen, bergen wohl manche Geheimnisse des Harems; die Bewohnerinnen sind gewiss vom Hof heraufgestiegen und haben uns beobachtet, aber wir bemühen uns vergeblich, durch die engen Lücken der sich kreuzenden Stäbchen vorerst etwas mehr als tiefe Finsterniss zu entdecken. Eine eigene Treppe führt vom Hof zu diesen für den Fremden unersteiglichen Gemächern.

Wir sind genöthigt, noch durch ein kleines Pförtchen in ein Gemach zu schlüpfen, das der Araber unter vielen anderen Benennungen das *Haus des Anstandes,* das Haus der Behaglichkeit oder Ruhe heisst. So sehr die Reinlichkeit im Allgemeinen den ersten Namen rechtfertigt, so ungenau kommt unseren vom Sitzen verwöhnten Knieen der zweite vor. Statt eines Sitzbrettes findet sich nichts als ein lineärer Spalt in der steinernen Bodenplatte, und statt des Papierkorbs entdecken wir in der Ecke einen alten thönernen Giesskrug, mit welchem wir schlechterdings nichts anzufangen wissen.

Der Plan der Häuser ist natürlich nach dem Geschmack und den Mitteln der Besitzer oder Erbauer sehr verschieden. Oben geschilderte Einrichtung ist im Allgemeinen die Regel in diesen Gegenden. Auch die Eintheilung und Benützung ist verschieden nach dem Geschmack und der Jahreszeit, bald wird das Thorzimmer, bald die Mandara, bald die Tabaka oder die Sufa des Hofes als Empfangszimmer benützt, andere lassen gar keine männlichen Gäste in's Haus, sondern bewirthen sie in ihrem anderswo gelegenen Magazin.

Altägyptisches Wohnhaus.

Bei nochmaliger Ueberschau des Hauses und seiner Einrichtung erinnern wir uns, wie übereinstimmend der Plan mit dem eines *altägyptischen* Wohnhauses ist. Auch dort gab es eine allgemeine Lehmziegelmauer, Hof, Hofzimmer oder Mandara, Magazin und Kammern im Umfang des Hofes, zweiflügelige Thüren mit Holzschloss, Winddach, Zimmer im ersten Stock,

Gitterfenster. Aber die alten Aegypter waren geschmackvoller und kunstsinniger, und begnügten sich, wenigstens die Bemittelten, nicht mit kahlen Wänden, sondern brachten überall einen Schmuck an, malten alle Wände voll und liebten kunstvolle Möbel. Gäste bekamen beim Empfang statt des Kaffees ein Schälchen Wein und statt der Pfeife einen Blumenstrauss.

Ruf zu einer kranken Frau.

Indessen ist es in der Nachbarschaft ruchbar geworden, dass ein Franke da sei. In den Augen des Volkes ist immer noch jeder Franke ein Doctor. Ein Nachbar kommt zu unserem Gastfreund und bittet uns vermittelst dessen Fürsprache um Arznei für sein „Haus“, d. h. seine Ehefrau. Auf unsere Forderung, den Kranken erst zu besichtigen, geht er nicht gern, schliesslich aber doch ein. Wir sind glücklicherweise nicht unbewandert in der Kunst des Aesculap und benutzen gern diese einzige erlaubte und ungefährliche Gelegenheit einer näheren Bekanntschaft mit den „Verbotenen“.

Die Kranke hat schon manche Kur durchgemacht, die Tinte manchen Koranverses verschlucken müssen, man hat sie belesen, beschrieben, beräuchert, bestrichen, gewalkt, betanzt, entzaubert, bis der Hausherr zu dem letzten verzweifelten Schritt sich entschloss, den Arzt zu holen. Unter Lobpreisungen auf die wahre ärztliche Kunst und auf unsere Güte und Weisheit, denn auf's Schmeicheln und Wohlreden versteht sich der Orientale vortrefflich, ist der Weg in's Haus zurückgelegt worden. Wir treten ein, nachdem die Insassen vorher auf die kommende Erscheinung gefasst gemacht worden sind. Der Hof ist gefüllt von einer grossen Weiberschaar, welche theilnahmsvoll gekommen ist, mit der Gabe der Beredsamkeit den Fiebersturm der Kranken zu bändigen und zu kürzen. Wir sehen freilich nichts als zusammengekauerte Tücher, die sich ausnehmen wie eine von Regenschirmen bedeckte Versammlung in der Vogelschau. Wir schreiten zur Untersuchung, fühlen den Puls auf der fast gewaltsam hervorgezogenen Hand der kranken Larve, die im offenen Gelasse neben dem Hofe liegt. Erst auf unser wiederholtes, vom Hausherrn unterstütztes Verlangen streckt sich eine dick belegte

Zunge aus einem Spalt der sonst hermetisch verschlossenen Hülle, der Spalt wird verschoben, wenn die Wange, das Auge, die Stirn, die andere Gesichtshälfte besichtigt werden muss, um ja nicht das ganze Antlitz zu offenbaren. Die Antwort der um ihr Befinden befragten Leidenden klingt wie das Orakel einer Sybille aus der Finsterniss eines verschlossenen Tempels.

Enthüllungen.

Endlich öffnet sich eines der versammelten Tücher weiter und weiter, ein Schreckensgesicht, über dessen Stirn ein mit Henna hellfuchsroth gefärbter, mit ernstem Silbergrau untermischter Haarschopf sich hervorstülpt, schaut sich dreist um, und nun kreischt uns das alte Weib eine endlose Krankengeschichte vor. Bald entwickelt sich auch unter der jüngeren Generation hie und da ein Händchen, ein offenes Füsschen, ein Auge, um bei der leisesten Bewegung von unserer Seite wieder unter das Schämungstuch zu schlüpfen. Nach und nach scheinen wir aber des Vertrauens würdiger geworden zu sein, unsere ärztlichen Sprüche gewähren Trost und Hoffnung, die Enthüllungen der Figuren werden länger und vollkommener, zwei ganze Augen, kohlschwarz, von einem mit Antimonschwärze den Lidrändern aufgetragenen Hof umzogen, gross und feurig, nur in Folge eines Fleckchens auf dem Stern etwas schielend, heften sich auf uns. Das grosse Auge ist die starke Seite der Aegypterinnen, aber auch die schwache, denn es ist meist mit irgend einer Krankheit oder einem Fehler behaftet. Das Lidschwärzen war schon unter den alten Aegyptern allgemeine Sitte, auch, wie vielfach jetzt noch, bei Männern. Der von wohl entwickelten Lippen umzogene, nicht allzu beschränkte Mund jener Schönheit lächelt uns harmlos ungebunden entgegen. Das locker gewordene Kopftuch von leichtem, farbigem Wollstoff, über das beim Ausgehen noch der allgemeine Mantel geschlagen wird, muss auf's neue um Haarkopf, Ohren, Nacken, Hals und Oberbrust festgewunden werden, und der dichten Haubenumhüllung entgeht nur das Gesichtsoval, der Stirnhaarschopf und die Seitenlocke. Bei dieser Zurechtsetzung ist uns ein flüchtiger Einblick in den empfindlichsten Theil orientalischer Weibezüchtigkeit geworden,

wir haben das — Haarköpfchen gesehen und die ihm von allen Seiten entfliessenden zahlreichen dünnen Zöpfe des rabenschwarzen Seidenhaars. In derselben Weise waren auch die alten Aegypterinnen frisirt, selbst die Seitenlocke fehlte nicht. Die hintersten Zöpfe wallen lang und frei den Nacken und Rücken herab und lösen sich in lange rothseidene, mit Flitter oder Goldmünzen besetzte Schnüre auf. An den Ohren schwingen sich seltsam gestaltete Berlocken von Gold, Edelsteinen oder Perlen, in dem Haar stecken goldene Pfeile und Kämme, und die Ränder des Haarbodens umsäumen Ducaten und Zechinen, Glöckchen und zierlich gearbeitete Plättchen von echtem, schwerem Gold in den sonderbarsten Formen. Insofern ist eine orientalische Frau allerdings etwas kostspielig, denn falschen Schmuck verschmäht sie. Jener Schmuck wird in den Zeiten des Glücks, womöglich bei und nach der Hochzeit angeschafft und wird als unverzinstes todtes Kapital das ganze Leben über getragen. In Zeiten der Bedrängniss versetzt ihn die Frau, nur in der äussersten Noth verkauft sie ihn. Da er das ganze Leben dauert, so ist er immerhin billiger als der Modetand, der nach einigen Monaten nur zum Fortwerfen dient.

Unter dem durchsichtigen, nur bis zur Hüfte reichenden Gazehemde wölbt sich die wenig versteckte Brust, sie ist nur aussen umzogen und getragen von dem engärmeligen Zitzkleid, welches als glatter Cylinder die Hüften umschliesst, vorn durch eine dichte Reihe seidener Knoten bis zur Unterbrust herauf geknüpft ist und dann faltig, aber unaufgeblasen, senkrecht schlicht von den Hüften bis zu den Füssen hinabrollt. (Siehe Fig. 10 in Kap. III. Tänzerin.) Das beengende Instrument, welches man Corsett nennt, kennt die Glückliche nicht, und sie ist noch so weit in der Civilisation zurück, dass sie eine wespenartig geschnürte Taille nicht zu würdigen versteht. Die Beine stecken in den blousigen Weiberhosen, deren oben unter dem Knie festgebundener Stülpsack malerisch zwischen Rocksaum und Füssen dahinwiegt. Diese Pumphosen haben sich in der Provinz noch nicht überall Geltung verschafft, statt ihrer bewahren stetig nach unten sich zuspitzende Höschen die untere Körperhälfte. Ueber dem anliegenden Kleid umzieht sich die oberägyptische Städterin (siehe Fig. 6) noch mit einem weiten

taillelosen Oberkleid von blauem oder hellblaugestreiftem, auch gesticktem leichtem Baumwollzeug; die Aermel dieser Blouse sind nur oben vernäht, ihr unterer offener Theil setzt sich in eine erst am untern Ende des Rockes geschlossene klaffende Seitenspalte fort, so dass der Arm jederzeit entblösst werden kann. Im heissen Sommer wird ihr das Unterkleid zu eng und es genügen ihr für das Haus diese Blouse und die Hosen. Manchmal hat sie auch die letzteren anzuziehen vergessen und bei unbedachtsam erhobenem Arm kommt durch jene Spalte ihr Profil von der Achsel bis zu den Fussknöcheln zu Tage. Diese Frauen sind ebenso sorgfältig in der Verbergung ihrer Reize ausserhalb, als nachlässig bis zur Nacktheit im Innern des Hauses, wo sie, wie sie meinen, sich vor Niemand zu schämen brauchen. Schon deswegen ist es gerathen, bei Eintritt eines Fremden in's Haus eine Warnung ergehen zu lassen.



Fig. 6.

Die Füsse, deren Knöchel silberne Spangen mit Glöckchen umspannen, stören durch keine Hülle die Bewunderung ihrer Zierlichkeit, oder es hemmen täppische Schlepper ihre natürliche Behendigkeit. Auch um die Handgelenke, namentlich aber um die Oberarme, sind Fesseln von schwerem Edelmetall geschlagen, eine Sammlung von Ringen mit und ohne Stein steckt an den Fingern, nie aber am Zeigefinger, welcher den Glauben beschwört. Der grässliche Nasenring hat nicht, wie beim Kamel, die Bestimmung, zur Zügelung des Trägers zu dienen, sondern die Frau selbst begehrt ihn als reizenden Schmuck vom zahlenden Ehemann. Endlich bekommen wir noch mancherlei Proben abnormer Geschmacksrichtung zu schauen in Form von vergänglicher und unvergänglicher Hautmalerei auf Gesicht, Händen, Füssen und anderen Körpertheilen.

In dem Hof treiben sich auch *kleine*, leichtfüssige *Mädchen* umher, sie sind wie die älteren gekleidet, nur vor dem schweren Deckmantel verschont sie die Unschuld ihrer Jugend. Schon

aber beginnen sie, wie ihre reiferen Schwestern, mit den Zipfeln ihres Kopftuchs Versteckens zu spielen, und zur Offenbarung ihres Haares wäre auch die kleinste nicht zu vermögen.

Ein bejahrter *Säugling* (s. Fig. 6) (nach der Vorschrift des Propheten soll man die Kinder zwei Jahre lang säugen) hat sich an der offenen Brust seiner zärtlichen Mutter festgebissen, eine dicke Kappe hält die erkältende Luft von seinem früh versteckten Kopfe ab; an seiner Stirne klunkern Zechinen und Ducaten, und die Päckchen auf seiner Brust, welche kostbare Sprüche enthalten, machen den verderblichen Blick des Neiders wirkungslos.

Zum Abschied bekommen wir noch, wie bei ärztlichen Besuchen herkömmlich ist, einen Scherbet, d. h. einen süssen Früchtesaft mit Wasser in einer Krystallschale, die wir auf *einen* Zug leeren. So erwartet's der Diener, der vor uns mit gefranztem Handtuche steht, dasselbe beim Trinken unterhält und nach dem Trank zum Abwischen reicht (genau wie bei den alten Aegyptern). Auch erhalten wir wohl ein von schöner Hand gesticktes Taschentuch, sonst aber in der Regel — nichts, wenn nicht etwa eine klingende Kleinigkeit in dem Taschentuch eingewickelt war.

Gastmahl.

Unterdessen ist es Abend geworden, und wir kehren in unsere Wohnung zurück. Denn wir müssen uns bereit halten zu dem heute Abend stattfindenden Gastmahl, das ein angesehener Bürger aus irgend einer Veranlassung, z. B. einer Verlobung, einer Beschneidung, einer Hochzeit giebt, und wozu auch wir im Laufe des Tages als zu den Honoratioren gehörig, eine Einladung erhalten haben. Es findet sich der Gastwirth in eigener Person bei uns ein, denn es ist seine Pflicht, die Gäste abzuholen. Das Gastzimmer hat sich schon mit einer erklecklichen Zahl von Geladenen gefüllt, welche auf dem mit Teppichen reich belegten Boden vor den an die Wand gelehnten Kissen sich gelagert haben.

Ein allgemeiner Aufstand und Gruss seitens der Anwesenden wird uns, dem neuen Gast, zu Theil, wir bequemen uns, so gut es geht, auf dem Teppich, und nachdem wir uns zurechtgesetzt

und geräuspert haben, folgt Gruss auf Gruss von jedem der Anwesenden, der jeglich zu erwiedern und mit einer Bewegung der Hand nach Stirn, Mund und Herz zu bekräftigen ist. Man frägt uns nach unserm Befinden, auch wir thun es, die Erkundigungen folgen Schlag auf Schlag in stereotypen, oft sehr sinnigen Redensarten, die eine langjährige Busenfreundschaft voraussetzen, die indess das Endresultat haben, dass keiner über das Befinden des Andern aufgeklärt wird, denn die Antwort ist immer nur ein Dank oder Segenswunsch. Nachdem eine gute Spanne Zeit mit solcherlei Complimenten und Ceremonien verflossen ist, beginnt das Plaudern. Vom Wetter, das es hier zu Lande eigentlich nicht giebt oder das wenigstens nur kalt oder warm ist, schreitet man zu den Preisen der Lebensmittel und Waaren, richtet über Personen, um so gelinder und schmeichelhafter, je näher sie sind, erzählt sich Geschichten und Abenteuer, Wunderthaten und Spukgeschichten, greift mit oft erstaunenswerther Freizüngigkeit in die Rechte der Regierung ein und treibt sogar höhere, freilich horrible Politik. Die Unterhaltung ist gemüthlich, dabei höflich und ceremoniell, lebhaft, phantasiereich und beredt mit einer gewissen ausmalenden Umständlichkeit, stets zur Erleichterung des Verständnisses mit Herbeiziehung von Gleichnissen, oft mit Pathos und Feuer der Action und Geberden, die auffallend gegen die sonstige scheinbare Apathie contrastiren. Ja sie ist, den Aberglauben, den Fanatismus und Fatalismus, der im Orient durch alle Worte und Thaten weht, und die Ignoranz abgerechnet, oft äusserst geistreich.

Bei dieser Vorunterhaltung ist keine physische Schwungkraft thätig, als etwa ein Schluck gewöhnlichen Wassers, ein Schälchen Kaffee und der Qualm des Tabaks, welch letzterer von jedem Raucher im fein tuchenen oder seidenen zusammengewickelten Beutel sammt der Pfeife mitgebracht wird (s. Fig. 7). Die aufsteigenden Düfte, das Brozeln in der Küche, das Laufen der Diener, das Flüstern des Hausherrn und andere Vorbereitungen deuten darauf hin, dass es mit dem „Tässchen Kaffee“, den man uns mündlich oder mittelst eines Einladungsbriefes in Aussicht gestellt hatte, sein Bewenden nicht haben werde. Bald nimmt man die grosse Laterne, welche inmitten des Saales auf einem polygonalen vier- oder achtfüssigen (bei den Alten einfüssigen)

Schemel stand, ab und bedeckt diesen mit einer ungeheuren, kreisrunden, meist kupfernen und verzinnten Metallplatte (sanîe), dem Schild des Achilles gleichend. Darauf sind zwar keine Centaurenschlachten, aber doch einige Arabesken und Drudenfüsse einciselirt. Man bringt einen Korb voll entzwei geschnittener flacher, runder Brodlaibchen, reichlich genug, um eine zweifache Gesellschaft bei Wasser und Brod zu sättigen, und umsäumt die von keinem Tischtuch bedeckte Platte damit. Männliche Karyatiden halten Laternen hoch über den Häuptern der Gäste, ein Mundschenk ist aufgestellt, die Wasserflasche im Arm, ein Diener wedelt das Ungeziefer fort. Die Gesellschaft setzt sich auf einen gegebenen Wink zu je 10—12, nie zu 13, auf den unter dem Essstuhl ausgebreiteten Teppich um den ehernen Schild herum. Je nach der Zahl der Gäste werden einer oder mehrere solcher Apparate aufgetragen. Ein Diener macht die Runde mit dem Waschgefäss und die Gäste waschen sich die Hände oder lassen sich wenigstens symbolisch die Fingerspitzen der rechten Hand begiessen, um als gewaschen zu gelten. Jeder bekommt sein Handtuch auf die Knie, stülpt den Aermel der rechten Hand zurück, während die Linke sittsam herabgesenkt und zu Nebenzwecken, z. B. zum Trinken, trocken aufgespart wird.

Es wird heute türkisch (ʿala turka) aufgetragen, d. h. eine Speise nach der andern, das Gastmahl soll ein flottes sein, und zur arabischen Speiseordnung, wornach Alles auf einmal auf's Brett kommt, damit der Speisende nach Belieben daran herumgreife, würde bei der Menge der verschiedenen Gerichte der Raum nicht reichen. Der Gastgeber beginnt den Reigen und setzt mit dem Losungswort „bismillah“ (im Namen Gottes) den hölzernen Esslöffel in die aufgetragene Suppenschüssel, nachdem er vorher einige grüne wallnussgrosse Limunen oder Citrönchen darüber ausgedrückt hat. Es folgen getrost die Löffel der Gäste, aber auf dem weiten Weg von der gemeinsamen Schüssel zum Munde der Essenden fällt mancher Tropfen und Bissen auf die Platte und die Brode. In der gewürzhaften Suppe war ein fettes Stück gesottenen Fleisches oder ein Huhn verborgen, welches der Hausherr herausnimmt und wovon er einige Stücke seinen Gästen anbietet. Diese verspüren keine grosse Lust dazu, denn

schon duftet ihnen im Rücken, von einem Diener aufgetragen, eine kolossale Hammelsbrust, gefüllt mit gehacktem Fleisch, Zwiebeln, Reis, Rosinen, Mandeln und Haselnüssen. Kaum hat dieser Braten seinen Standpunkt auf der Metallplatte genommen, so liegen auch schon die sämmtlichen zwölf zum Essen bestimmten Hände der Tafelrunde darauf. Jeder reisst sich ein Stück von dem weichgekochten und dann erst gebratenen Fleische ab, und wo sich eine zähere Stelle finden sollte, zerren sie zwei Gegenübersitzende durch gegenseitige Hülfeleistung auseinander. In wenigen Minuten ist der Brustkasten zerfleischt und zerstört, die köstliche Fülle liegt dahingestreut und wird mit Hülfe der Holzlöffel in die verschiedenen Mundöffnungen verschöpft. Dieses Essen mit den Händen aus gemeinschaftlicher Schüssel erscheint gewöhnlich dem Europäer als einer der barbarischsten Gebräuche der Morgenländer. So machten es indess auch die alten Aegypter, die doch ein fein gesittetes, manierliches Volk waren, sowie die Juden. Dem Orientalen hinwiederum kommt es barbarisch vor, dass sich die Europäer nicht vor, und in der Regel auch nicht nach dem Essen die Hände waschen, die doch bei der zierlichsten Procedur häufig irgend eine Anfettung mit Speisen erleiden müssen.

Jener Basis folgen einige Kleinigkeiten, verschiedene Gemüse, Zwiebelsaucen mit kleinen Stückchen Fleisch, womöglich wie bei den Alten, in Form eines Schlegelchens mit dem Knochen daran, auf kleinen Tellerchen. Jeder versucht einige Bissen, indem er ein Stück Brod in das Gericht taucht oder sich mit den Brodbissen eine Klammer bildet, womit er die consistenteren Theile abgreift. Eine Mehlspeise, geröstete Nudeln oder eine Schmalzpastete erscheint. Wir haben nun bereits gegen sechserlei Speisen vor uns gesehen, der Hunger ist gestillt, nach der Mehlspeise wollen wir aufstehen. Doch wir sind noch nicht einmal am Anfang der Mitte. Nun kommt Platte auf Platte, Fleisch- und Mehlspeisen wechseln ab, der Hausherr reicht uns einen vorzüglichen Hühnerschlegel mit entzückenden Ausrufen, auch die Gäste muntern uns ernstlich zum Essen auf und reichen uns und einander mit den Fingern die extra auserwählten Stücke. Mit einem einstimmigen entzückten Ach! aber empfängt der würdige Schmauskreis die Zuckerpastete (Sanîe baklaua); wie

wundersam liegt sie in der hochrandigen Backplatte gebettet! Messer zum Aufschneiden sind verpönt, aber der Hausherr gräbt mit seinen Fingerspitzen darin ein grosses Loch, und von dieser Bresche aus wühlen die Finger der Gäste die festgebackene Masse auseinander, und bald zerfällt das Kunstwerk zu einer losen Ruine. Die Vergänglichkeit alles Irdischen demonstrirten die alten Aegypter in anderer Weise alles Ernstes inmitten des Gastmahls, durch Vorzeigen eines Mumienbildes.

Jetzt ist ungefähr die Mitte des Mahles erkämpft, es zeigen sich wieder die kleinen Teller, aber in immer steigender Stufenleiter der Güte und der Süssigkeit, wir bereuen schon, im Anfang unserer Laufbahn den Appetit so bald verprasst zu haben. Da steht — mehr als sieben Meilen hinter Weihnachten haben wir zurückgelegt, haben uns durch den Kuchenberg durchgegessen, der Schwindel will uns erfassen — ein gewaltiger massiver Saftbraten auf der Tafel. Selbst die erfahrenen Gäste, welche sich vom frühen Morgen an durch Fasten auf den leckeren Abend vorbereitet hatten und weise Stufe für Stufe emporgeklommen waren, sitzen verzweifelt und erschlafft vor dem Titanenstück. Die Versammlung drängt zum Schluss, noch mehrere Platten, die man bereit gehalten, werden erbarmungslos zurückgewiesen und eine grosse Schüssel mit dem unvermeidlichen Endgericht, dem Pilau (gedämpftem Reis) und die kühlende rosenduftende Zuckergallerte wird aufgetragen. Diese zarte Decke für den vollgepfropften Verdauungsschlauch lässt man sich noch recht schmecken, und dann steht einer nach dem andern unter „Gott sei Dank“ (welches das Nachtischgebet vertritt, wie das „bismillah“ das Vorgebet) auf, um die Waschschüssel sobald als möglich zu erreichen. Am spätesten erhebt sich der Gastwirth, wie er zuerst zugegriffen hat.

Die Basis des Mahles ist stets *Hammelfleisch*. Die Schlachtthiere werden zu diesem Zweck an demselben Tag, nicht Tags zuvor, und womöglich im Hause selbst, trotz des Verbots der Regierung, geschlachtet. Ohne eigenes Schlachten geht es bei irgend einem grösseren Gastmahl nicht ab, denn der Fleischverbrauch dabei ist ein bedeutender. Bei den alten Aegyptern war Hammel- oder Schaffleisch nicht beliebt, wurde vielleicht überhaupt gar nicht gegessen, und die zahlreichen Schafherden

wurden hauptsächlich der Wolle wegen gehalten. Bei ihnen war für ihre Gastmähler, die mindestens ebenso reichlich und mannigfaltig waren, Ochsenfleisch und die Gans die Basis, welche dagegen heutzutage in geringem Ansehen stehen. Statt der Gans kommt bei feineren Mahlzeiten jetzt ein Truthahn auf den Tisch.

Speisezettel.

Wir können nicht umhin, den vollständigen Speisezettel unserer Mahlzeit mitzutheilen.

1) Reissuppe.
2) Dölʿa mahschi: Gefüllte Hammelsbrust. S. o.
3) Bâmie burâni: Die Bamienfrucht mit Fleisch und viel Schmalz gekocht und gebraten, aber so, dass sie ganz bleibt.
4) Kauirma (türkisch): Braten mit unzerschnittenen Zwiebeln.
5) Wárak mahschi: Trauben- oder Kohlblätter werden mit zerstossenen Blättern derselben Sorte, mit gehacktem Fleisch, Zwiebeln, Reis und Pfeffer gefüllt und in Schmalz gebacken.
6) Kunâfa oder Fadennudeln: Ein lockerer Teig von Wasser und Mehl wird durch einen eigenthümlichen Sieb gedrückt, so dass wurmförmige Massen entstehen. Diess wird dann mit Schmalz gebacken, darüber Zucker und Schmalz gestreut und das Ganze auf Kohlen geröstet.
7) Moluchîe. Dieses schleimige spinatartige Gemüse mit Fleisch gekocht.
8) Kufta oder Fleischknödel: Gehackter Braten, Reis und Zwiebel werden zu kleinen Ballen geformt und in Schmalz gebacken.
9) Batingân kûta: Liebesäpfel mit Fleisch gekocht.
10) Sémak makli: Fische in Oel gebacken.
11) Sambûsek: Ein Teig aus Wasser und Mehl wird in flache Kuchen ausgebreitet, darauf gehackter Braten mit Reis gelegt, der Kuchen halbmondförmig über die Fülle zusammengelegt, an den Rändern eingedrückt und dann gebacken.
12) Kabâb: Spiessbraten. Kleine Stücke Fleisch am Spiess gebraten.
13) Jachni: Braten mit Zwiebelsauce oder Ragout.
14) Fagûs mahschi. Aus der gurkenartigen Frucht Fagus wird der weiche Inhalt herausgenommen, letzterer dann mit ge-

hacktem Fleisch u. s. w. wie bei Nr. 5 wieder hineingelegt, und das Ganze gekocht.

15) Batingân iswud mucharrat: Die zerschnittene schwarze Batinganfrucht wird zu mit Zwiebeln geröstetem Fleisch zugesetzt und gekocht.

16) Sanîe baklâua oder Zuckerpastete. S. o. Man macht eine Anzahl dünner Mehlkuchen oder Fladen, sprengt zwischen jeden eine Lage Butter, auf den obersten Honig, das Ganze wird dann auf einer Metallplatte im Backofen gebacken.

17) Sälk: Mangold mit Fleisch gekocht.

18) Milchreis: Reis mit Milch, etwas Wasser und Schmalz gekocht und schliesslich Zucker und Rosenwasser zugesetzt.

19) Mumbâr mahschi: Darm-Stücke werden mit der schon öfter genannten Fülle ausgestopft und gekocht.

20) Kabâb bi dém'a: Spiessbraten mit einfacher Sauce.

21) Ful achdar: Grüne Saubohnen (Hülse und Kerne) mit Fleisch gekocht.

22) Láhma muhámmara: Grosser Braten im Stück. S. o.

23) Balûsa: Zuckergallerte. S. o. Zucker mit Wasser und Stärkmehl gekocht, und beim Erkalten Honig und Rosenwasser zugesetzt. In die Gallerte werden Mandeln eingesteckt.

24) Rus mufälfäl, türkisch Pilâu. S. o. Gedämpfter, reichlich mit Schmalz versetzter Reis.

Nachlese.

Der Muselman wäscht sich nur mit reinem fliessendem Wasser. Er plätschert nicht in der vollen Waschschüssel. Ein Diener begiesst mit einer grossen zinnernen Kanne mit Giessröhre die Hände des Gastes, das beschmutzte Wasser fällt in eine grosse breitrandige Metallschüssel und entweicht durch einen durchbohrten Bodenaufsatz in die untern Räume der Schüssel. Diese Geräthschaften gleichen ganz denen der alten Aegypter. Es wird viel Seife verbraucht, aber man weiss nicht recht damit umzugehen, denn die kaum durch Spielen zwischen den Händen entwickelte Lauge wird sofort abgeschwemmt, ehe sie mit ihrer Schärfe auf die Haut wirken kann. Der Mund wird aus- und inwendig sorgfältig ausgeschwenkt. All diese Proce-

duren geschehen im Esszimmer in voller Oeffentlichkeit. Die übrigen Brode werden nun gesammelt, die zahllosen Brosamen auf der Essplatte und dem Boden sorgfältig zusammengelesen, denn das Brod ist dem Moslim eine heilige Gottesgabe, die nicht verschwendet werden soll, und findet er irgendwo ein Stückchen Brod auf dem Boden liegen, so hebt er es auf und küsst die es haltende Hand. Die Essplatte wird abgetragen.

Die Gesellschaft, die ihre Befriedigung und Sättigung ohne Verletzung des Anstands durch wiederholtes lautes Rülpsen anzeigt, nimmt wieder auf dem Teppich vor den Wandkissen Platz und plaudert mit Hülfe des Schibuks. Die Dienerschaft — und diese ist keine kleine, da auch noch jeder der zu Gast Geladenen seine eigenen Diener, Sklaven, Subalternen zum Schmaus mitgebracht hat, — kommt nun an die Reihe zum Essen, und Niemand stört sie während dieses Geschäftes irgendwie, wenn nicht dringende Noth ist. Endlich, wenn diese sich gesättigt, kommt der Kaffee, und nun hat die Gesellschaft keine Ruhe mehr, denn der Magen fängt an, unbequem zu werden. Der Angesehenste der Gäste giebt das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch, man sucht sich seine Pantoffeln zusammen, die an der Schwelle der Thüre herumstehen, und kehrt, eine grosse Laterne voran, begleitet von dem Gastgeber (denn jeder Schritt dem Gast zu Lieb ist eine Treppenstufe zum Paradies), jeglicher in seine Behausung zurück, überladen im Magen, aber — nüchtern im Geist!

Dritter Tag.

Amthaus.

Wie der Handel und Verkehr, so beginnt auch die Fürsorge für des Volkes Wohl und Weh in früher Morgenstunde. Schon stehen die wilden Banden der türkischen Schergen bis an die Zähne bewaffnet am geöffneten Thore, welches die Mauern des weitgedehnten Serail's (zu deutsch: Schloss und nicht Harem!) durchbricht. Nur einige Völler schnarchen noch, von dem Haschisch- und Schnapsgenuss der Vornacht berauscht, auf

ihrer Palmgitterpritsche oder der Steinbank der Thorhalle hingestreckt. Niemand wehrt uns, als wir den geräumigen Hof betreten, der sich inmitten der kunstlos weissgetünchten regellosen Schlossgebäude der „Mudirîe" erstreckt. Einige uralte Sykomoren, wie das Schloss aus den Zeiten der Mameluken stammend, gewähren ein weithin beschattendes Laubdach für die heissen Stunden des Tages; unter ihrem Schatten pflegt das Oberhaupt der Provinz, der „Mudîr", wenn er sich im Amtssaal beengt fühlt, die Geschäfte abzuwickeln.

Koptische Schreiber.

Ein Mann in weiter schwarzer Toga mit weiten fliegenden Aermeln, das Gesicht vom Vollbart umwallt, auf dem Haupte einen schwarzen Turban, im Gürtel des Kaftans ein massiv silbernes Schreibzeug tragend eilt freundlich grüssend an uns vorüber. Wir halten ihn für einen christlichen Priester im Amtsornat, aber was soll der im weltlichen Amthaus der moslemitischen Herrscher? Wir fühlen uns hingezogen zu dem freundlichen Mann und machen seine Bekanntschaft. Bald wissen wir, dass er unser „Stammverwandter" ist, denn wir glauben ja, gleich ihm, an den Messias, lesen das Evangelium und verabscheuen den Lügenpropheten Mohammed und seine verdammte Brut. Unsere Bemerkung, dass dem Christen alle Menschen Brüder sind, will ihm nicht gefallen und wendet das Gespräch. Wir erfahren, dass er kein Geistlicher ist, sondern zu der festgeschlossenen Zunft der koptischen *Schreiber* (Fig. 7) gehöre. Zuvorkommend führt er uns in die Schreiberhalle, wo wir eine Menge solcher „Stammverwandten" finden, er heisst



Fig. 7.

uns sitzen, reicht den Schibuk und lässt aus dem Serail-Café einige Tässchen holen. Da hocken sie, diese Actenpriester, auf dem Boden oder der Steinbank auf den gekreuzten Beinen. Vor ihnen liegt das Schreibpult, das mehr als Actenkasten denn als Schreibebrett dient. Da öffnet Einer die Klappe seines schlägelartigen Tintenzeugs, stutzt die Rohrfeder, die in dessen Röhre lag, breit zu und malt dicke Züge auf den langen schmalen Papierstreifen, den er frei vor sich hin hält. Als Stütze oder Tisch dient ihm die linke Hohlhand, und als Halter der Daumen, die Feder wird überaus fleissig in den Tintenbehälter getunkt, welcher vermöge eines ansaugenden Lappens gerade so viel Feuchtigkeit gewährt, um den Buchstaben Kraft zu geben und doch jeden Klecks zu verhüten. Der Papierstreifen wird vielfach zurechtgelegt und erleidet dabei zahllose Faltungen, Knitterungen und Runzeln.

Der koptische Schreiber ist Meister im Stil, und in der Handhabung der seinen Ahnen aufgedrungenen Sprache thut es ihm kein ächter Moslimaraber zuvor, während er seine eigene Sprache fast gänzlich verloren hat. Der Amtsstil ist etwas mittelalterlich breit, an „sintemal und alldieweil" und labyrinthisch verschlungenen Phrasen ist kein Mangel, er bildet das Mittelglied zwischen der alten Koransprache und der Sprache des Volks. Auch die alten Aegypter schrieben, z. B. bei Verträgen, äusserst genau und bureaukratisch umständlich.

Ein anderer Schreiber ist damit beschäftigt, einige Amtsbriefe in sein grosses Foliobuch einzutragen; es ist ihm bequemer, dasselbe auf seinen Knien, als auf dem Schreibpult vor ihm zu stützen. Ein Amtsbruder oder ein Privatgehilfe, ebenfalls ein Kopte, aus seiner Familie, der bei ihm in die Schule geht (Fremde, zumal Moslemin, dürften sich in diese Schreiberkaste nicht eindrängen) dictirt ihm, den Kopf und Oberkörper wiegend, den prosaischen Inhalt mit allen Titeln, Namen und Zahlen in schleifende Melodien kleidend. Ein Fellah steht vor einer Gruppe müssiger Amtsschreiber, die in ein unamtliches Gespräch sich vertieft haben. Er bittet schüchtern, ihm den Zettel in seiner Hand abzufertigen. Kein Blick, keine Antwort wird ihm zu Theil, er ersucht inständiger. „Hinaus! wir haben jetzt keine Zeit!" Da entblöst das Bäuerlein seinen kahlen Kopf

von dem Turban, sucht schweren Herzens in den Gängen des letzteren, der gemeiniglich als Börse dient, knüpft mit den Zähnen einen Knoten auf und drückt eine Silbermünze in die schon halb klaffende und dann rasch sich schliessende Faust des Meister Gerges (Georg). Jetzt läuft es, wie ein geschmiertes Rad, rasch von Pult zu Pult, von Zimmer zu Zimmer, von Beamten zu Beamten, bis der Bogen voll gekritzelt und voll gesiegelt ist. Der Kassirer, meist ein Moslim, öffnet seine Truhe und zahlt den von dem Bauer zu erhebenden Betrag aus, ein kleiner Rest aber wandert in das Privatkästchen des Bankmeisters, gefolgt von dem langen stummen Gesicht des Landmanns.

Provinzialbeamte.

Unser obiger Bekannter, der Actenpriester, macht uns allerlei Mittheilungen über das Getriebe des Amtes. Die hohen und höchsten Kreise lassen wir hier aus dem Spiel und beschränken uns auf die Provinz. Jede solche hat über sich einen mächtigen Herrscher, den *Mudîr,* dem alten „Nomarchen“ entsprechend. Verwaltung, Finanzen, die königlichen Domänen, die bewaffnete Macht des Districts und zum Theil auch das Gericht sind in seiner gewichtigen Hand, aber das Damoklesschwert noch mächtigerer Inspectoren und namentlich Ohrenbläser hängt stets über seinem Haupte, und ein häufiger Wechsel soll bösen Gelüsten steuern.

Das *Gericht* besteht neuerdings in einem Provinzialgerichtshof, bei dem auch angesehene Bürger als Beisitzer fungiren sollen, während der Kadi nur sein Gutachten nach den Gesetzen des Korans abgiebt. Eine Spur von Rechtsgelehrsamkeit darf man bei diesen Gerichtsbeamten nicht voraussetzen; erst seit Einführung der neuesten Gerichtsorganisation, von der man in der Provinz wohl noch lange nichts merken wird, sucht man auch wirkliche Juristen aus den Eingeborenen, die nach dem französischen Codex richten sollen, heranzubilden. Die Oberaufsicht über das Gericht soll auch dem Mudîr zukommen, seine ganze Thätigkeit verzehrt sich aber in Eintreibung der Steuern und Besorgung der viceköniglichen Güter. Vertrauen auf gerechte Schlichtung der Processe hegt der Bürgersmann und

Bauer gar nicht, dagegen sorgt die Regierung nach Kräften für Sicherheit und für energische Bestrafung der Verbrecher.

Die grosse Provinz (Mudirîe) zerfällt in mehrere Unterkreise, deren Herren stets die Augen dem Obermandarin zugerichtet haben. Die Städte werden von eigenen, direct unter dem Mudîr oder unter den Unterkreisherren stehenden Polizeipräfecten regiert. Die Gemeinden haben ihre Schulzen und Aeltesten. Diese sind aus ihrer Mitte entnommen, ihre Würde vererbt sich zumeist nach patriarchalischem System, hängt aber auch von Hab und Gut ab; denn sie sind mit Gut und Blut für ihre Herde haftbar. In den Städten, wo königliche Beamte sind, hat der Schulze, wenn je einer da ist, sehr wenig zu sagen. Sonst hat die Gemeinde weiter keine Einrichtung. Handel und Gewerbe haben ihre Zunftmeister, mit denen die Regierung allein verkehrt. In den Städten, wo viel Handel getrieben wird, ist es meist der Schech der Kaufleute, der die Rolle des Bürgermeisters spielt.

Alle wichtigeren Beamten, die eine Executive haben, die zu „siegeln" berechtigt sind, sind immer Türken oder wenigstens „'abdelâui", d. h. im Lande Geborene, in denen aber türkisches Blut rollt, mit Ausnahme der unschuldigeren Fächer, die eine Wissenschaft voraussetzen, wie die Aerzte und Baubeamten. Diese Türken bilden also eine bevorzugte Aristokratie. Ein guter Theil dieser höheren Beamten besteht aus freigelassenen weissen, meist tscherkessischen Sklaven (Mameluken). Die Seele des Amtes aber sind die siegellosen koptischen Schreiber, die lebenden Gesetzbücher der Provinz, die Kenner des „usûl". Denn jene Türken und Türkenkinder oder -sklaven haben ja keine Rechtsschule durchgemacht und, meist dem Heer oder der Flotte und höheren Privatzirkeln entnommen, haben sie wenig Lust und Musse, in ihrer neuen Machtstellung sich mit tiefen Studien zu befassen. Sie lernen sich praktisch ein und schalten und walten, geleitet vom ungelehrten Instinkt und dem allweisen Rath ihrer Schreiber. Das hat manche Vortheile, aber weit mehr Missstände, und daher steuert man in jüngster Zeit von oben her endlich kräftig dem Schulsystem zu. Der Geschäftsgang ist, wo die Sache ihren regelmässigen Verlauf nimmt, und nicht ein Macht- und Instinktspruch türkischer Justiz abhilft, sehr

schleppend, und im heutigen Aegypten wird, wie im alten, viel, sehr viel Tinte verschmiert.

Vor einigen Jahren versuchte man es einmal, die türkischen Beamten vom Mudîr an bis zum Polizeisoldaten herab durch eingeborene Aegypter zu ersetzen. Aber es that nicht lange gut; die neuen Beamten entwickelten keine Energie, hatten allerlei Rücksichten, es litt die Gerechtigkeitspflege und Sicherheit, ja die Landeskinder klagten bald selbst am meisten darüber, sie hatten keinen Respekt vor ihresgleichen, einem „Fellah“, und so kehrte man nach kurzer Zeit wieder zum alten System, zu den Türken, zurück. Auch der eingeborene Soldat weiss sich nicht den Respekt zu verschaffen, wie der gewaltthätige türkische und eignet sich nicht zu seiner wichtigsten Function, als Steuereintreiber.

Steuern und Lasten.

Der Fellah ist seit uralten Zeiten zum Tragen von Lasten aller Art eingeübt. Von Jahr zu Jahr steigert sich die Steuerlast, die alten Steuern bleiben oder werden erhöht, und neue werden unter den verschiedensten Namen und Formen ersonnen, das 19. Jahrhundert ist auch in diesen Dingen, und nicht blos in Aegypten, das Jahrhundert der Erfindungen. Schon vor Jahren meinte man, die Milch müsse bald versiegen, aber der Fellah ist eine unerschöpfliche Melkkuh. Da gibt es, wie in jedem Land, eine *Grundsteuer:* 70—100 ägyptische Piaster auf den Morgen Ackerland (100 Regierungspiaster = 22 Mark ungefähr, also 1 Piaster = 22 Pfennige): sie erstreckt sich je nach dem Grad der Nilüberschwemmung auf eine grössere oder geringere Zahl urbarer Ländereien. Ferner giebt es eine ziemlich niedere *Gewerbs-* und *Einkommenssteuer,* die von einem Rath von Beamten und eingeborenen Sachverständigen für den Einzelnen bestimmt wird, denn auf die eigene Aussage des Besteuerten kann man sich nicht verlassen. Sehr einträglich ist bei der grossen Zahl der Palmen im Nilthal die *Palmensteuer:* für jeden fruchttragenden Dattelbaum 20 Piaster. Nilschiffe zahlen 100—700 Piaster. Alles zu Markt gebrachte wird mit 2—9% seines Werthes belastet, und dazu noch mit einem Wäge-

geld von 1—2 Piaster per Centner, mag es wägbar sein oder nicht, selbst Brennholz und Schlachtvieh. Bei letzterem kommen noch dazu 4—10 Piaster Schlachthauszins für jedes Stück, auch wo es kein Schlachthaus giebt. Auch bei den alten Aegyptern wurde Alles öffentlich abgewogen und eigene Schreiber machten die Notizen. Der Besitzer von Vieh zahlt 3½ Piaster für das kleine Vieh, 10—20 für das grosse, wozu auch neuerdings die Esel gehören. Die Fischerei wird theils verpachtet, theils muss von den Fischern wenigstens ¼ des Erlöses eingeliefert werden. Auch das Salz wird verpachtet; da aber die Pächter ihre Rechnung nicht fanden, indem das Volk sich das Salz billiger aus der Wüste und dem Meere verschaffte, so vertheilt man jetzt den Salzvorrath an die Einwohner nach dem Kopf zu einem bestimmten Preis. Der Tabak, bis vor Kurzem noch frei, ist jetzt hoch besteuert worden. Der Kläger hat, ehe er angehört wird, einige Piaster zu entrichten, und für eine schriftliche Eingabe müssen 20 Piaster bezahlt werden. Der Hausbesitzer liefert 1 Monat seiner jährlichen Mietheinnahme ab. In neuester Zeit hat man zum allgemeinen Schrecken noch eine Kopfsteuer angesetzt, zu 45, 30 und 15 Piaster je nach der muthmasslichen Vermöglichkeit.

Der Schreiber rechnet uns vor, dass seine Provinz, die etwa 200,000 Bewohner hat, jährlich (im Jahr 1868) 67—83,000 Beutel (1 Beutel = 500 Piaster = 5 Guineen ungefähr) liefert, wovon etwa 10,000 Beutel als Auslagen (mit den Besoldungen der Beamten) abzurechnen sind. Die Palmensteuer liefert 7000, die Grundsteuer 40—50,000, die Gewerbe- und Einkommensteuer 4000, die Fischersteuer 250, die Marktsteuer 500, die Steuer für die Nilschiffe 12,000 Beutel. Diese Zahlen dürften jetzt wohl anders geworden sein, da, wie oben angeführt, viele neue Steuern seitdem eingeführt worden sind, andrerseits aber mag die immer zunehmende Stockung des Handels auch reducirend gewirkt haben.

Drückender, als die Menge und Höhe der Steuern ist die Unregelmässigkeit in *Eintreibung* derselben. Für gewöhnlich werden sie zwar nach und nach eingezogen, und jeden Monat erscheint ein eigener Dampfer, um die eingesammelte Baarschaft nach Abzug der Provinzialausgaben der Landeshauptkasse

zuzuführen; aber da entstehen in dieser Kasse oft plötzliche Ebben, denen in wenigen Tagen abgeholfen werden muss. Die Gouverneure der Provinzen erhalten dann den Befehl, in so und so vielen Tagen eine bestimmte, oft sehr hohe Geldsumme einzuliefern, und wenn der betreffende Gouverneur oder Mudîr mit einem zu milden Temperament begabt erscheinen sollte, so wird ihm oft zugleich mit dem Eintreibungsbefehl ein Nachfolger ad hoc unvermuthet zugeschickt. Dieser macht dann selbst mit seinen Schergen und Schreibern eine Schatzungstour von Ort zu Ort, die reicheren Bürger werden „höflichst gebeten“, Vorschüsse zu geben, und müssten sie das Geld von griechischen Wucherern unter hohen Zinsen entlehnen, die ärmeren werden gezwungen, ihre Jahressteuer sofort zu bezahlen, und wer noch im Rückstand ist, und auch jetzt nicht zahlen will, der wird mit der Karbatsche behandelt. Dieses Instrument, obwohl gesetzlich abgeschafft, spielt in solchen Zeiten bis in die späte Nacht hinein, und das Korn, das der Bauer jetzt verkaufen muss, um seine Steuern zu zahlen, sinkt zum Besten der Kornwucherer jetzt auf einige Tage bedeutend im Preise. In der That könnten auch sonst ohne die *Karbatsche* oder Nilpferdhautpeitsche „Kurbâg“ die Ausgaben und Einnahmen des Staates nicht im Gleichgewicht erhalten werden. Der Fellah, so war es schon bei den alten Aegyptern wenigstens in späteren Zeiten, lässt sich lieber wund schlagen, als dass er der Regierung freiwillig die verhassten Steuern zahlte, und er rühmt sich dessen als Heldenthat; nicht selten träufelt er, erst durch wiederholtes Durchprügeln mürbe gemacht, das ihm abverlangte Geld aus seinem Mund, wo er es versteckt, heraus. Das Steuerpressen war eigentlich von jeher im Lande des Nil an der Tagesordnung; während sonst das ausgepresste Geld aber nur den Herrschern zu gute kam, so muss man anerkennen, dass es jetzt doch zu einem guten Theil auch zum Besten des Landes verwendet wird. Der Bauer vermag es freilich nicht einzusehen, zu was die Schulen nützen, ja kaum, von welch hohem Werth die neuen Kanäle, Brücken und Eisenbahnen sind. Seine Kinder und Kindeskinder werden sie geniessen, er sieht nur die Qual.

Ebenso unentbehrlich wie die Nilpeitsche sei, sagt man, der *Frohndienst*; auch er ist feierlich abgeschafft und blüht doch

mehr, als je. Die Dienste des Frohne Leistenden werden zwar von oben herab bezahlt: für Transport durch die Wüste bekommt der Kamelstreiber z. B. die laufenden Mittelpreise; die Bauern aber, die von Zeit zu Zeit in Masse zu öffentlichen Bauten aufgeboten und geschleppt werden, behaupten, sie sehen nichts oder nur wenig von der Bezahlung, welche durch die Hände der Beamten und Schulzen ging. Ohne Zwang könnte die Regierung keine Arbeiter für die öffentlichen Werke finden, der Bauer und Arbeiter vermeidet, wo er nicht muss, ängstlich alle Verbindung mit ihr, es sei denn, dass übermässig hohe Preise bezahlt würden. Leute, welche lesen und schreiben können, sollen vom Frohndienst wenigstens persönlich befreit sein.

Auch die *Beamten* haben an den Staatslasten reichlich mitzutragen. Die Besoldung der niederen Grade ist schon an und für sich eine äusserst geringe und aus früherer Zeit bemessen, sie steht in gar keinem Verhältniss mehr zu den seit der Baumwollenzeit ausserordentlich gestiegenen Preisen der Lebensmittel, so dass Aegypten zu den theuersten Ländern der Erde gehört. Die glücklichen Zeiten, wie sie unter Mohamed Ali waren, sind vorüber, wo man für einige Para eine ganze Hand voll Eier und Hühner bekam. Ein Kerkermeister z. B. bekommt monatlich 75 Piaster (also etwa 16½ Mark), ein Spitalwärter 100 Piaster, ein gewöhnlicher Schreiber 200—400 Piaster, ein Beamter vom Grade eines Lieutenants, z. B. ein gewöhnlicher Doctor, ein Architect, ein Assistent 500 Piaster oder 1 Beutel, ein Beamter vom Grade eines Hauptmanns (jus bâscha) 1½ Beutel, einer von dem eines ersten Hauptmanns (Sakolaghâsi) 3 Beutel, Oberstlieutenant (Kaimakâm) 5 Beutel; dann geht es aber rasch hinauf: ein Beamter vom Range eines Bey oder Obersten, z. B. der Mudîr, hat 8—10 Beutel, ein Pascha 15 bis 20 Beutel monatlich. — Während man in andern Ländern bei den immer mehr sich vertheuernden Lebensmitteln auf Erhöhungen der Besoldungen sann, nahm man vor einigen Jahren plötzlich eine jetzt noch fortdauernde Reduction der Besoldungen um ein Fünftel vor, so dass ein Beamter, der früher 1500 Piaster hatte, jetzt nur noch 1200 Piaster bekommt, eine Massregel, die sich allerdings nicht auf die niederen Beamten von 500 Piaster Gehalt und darunter erstreckt. Von der eben eingeführten

Kopfsteuer sind auch die Beamten nicht frei, und je ein Tag von ihrem Monatsgehalt wird ihnen abgezogen. Die Kupfersteuer, welche längere Zeit in der Weise erhoben wurde, dass sie $\frac{1}{10}$ ihres Gehalts in fast werthlosen Kupferpiastern ausgezahlt erhielten, statt in Silber, ist jetzt endlich beseitigt.

Von Zeit zu Zeit wird auch der Versuch gemacht, die Zahl der Beamten, namentlich der niederen, zu verringern, und die entbehrlich erscheinenden werden dann einfach entlassen, mit Anwartschaft auf die nächste erledigte bleibende Stelle; nur die bevorzugten Türken erhalten in solchen Fällen oft Entschädigung durch Zuweisung von Ländereien. Diese Massregeln sind übrigens in Wirklichkeit mehr unpolitisch, als grausam, denn der Beamte hat sich in der Zeit seiner Amtsthätigkeit schon darauf vorgesehen, gilt es ja als allgemeine Regel, dass die Besoldung zur Gründung eines Fonds da sei, während die laufenden Bedürfnisse *„von aussen“* zu bestreiten seien.

Amtirung.

Das Oberhaupt der Provinz ist meistens auf einer Inspectionsreise des langgestreckten Districts, der königlichen Zuckerfabriken und Domänen begriffen, und der Stellvertreter, der *„Wekil“*, wickelt gewöhnlich die laufenden Geschäfte ab. Wir lassen uns durch ein passendes Medium demselben vorstellen. Er empfängt uns ebenso höflich als stolz. Die hervorstechendsten Gesichtszüge und die helle Hautfarbe verrathen den Türken, manche Breitheiten im Benehmen und die geläufige arabische Sprache lassen eine weitgehende Fellahisirung erkennen. Der Mann sitzt in seinem Amtssaal oder Divan auf dem reichgepolsterten Sopha (oder Divan im engern Sinn), er kostet Kaffee, der in die Kanzleikosten eingerechnet wird, schlägt sich aus der Dose eine Cigarette heraus oder lässt sich den vergoldeten Schibuk bringen. Einige Bevorzugte, worunter mehrere Gottesgelehrte, haben in einer gewissen Entfernung von ihm auf dem Divan Platz genommen, minder Beehrte haben sich auf die Teppiche, die die Seiten des Saales einnehmen, gekauert. Keine Möbeln beleben den saubern Saal, an den Fenstern wallen kostbare Vorhänge mit vornehmen Troddeln,

wenige Bücher liegen an den Gesimsen herum, worunter ein vielleicht noch nie geöffnetes Gesetzbuch aus der Zeit des grossen Mohamed Ali und jedenfalls auch ein Koran.

Der Oberste der Schreiber, der Baschkâtib, Meister Hanna (Johannes) tritt ein und bringt unter dem Arm einen grossen Pack eben ausgefertigter Amtsbriefe. Finster blickend reisst der Gewalthaber des Tags die Papiere aus der Hand des gesenkten Hauptes dastehenden schreibkundigen Meisters, thut, als ob er die Schrift, die vor seinen Augen schwimmt, läse und lesen könnte, betupft den Namenszug, der auf seinem silbernen Siegel eingravirt ist, mittelst der Fingerspitze durch die Tinte des vorgehaltenen Schreibzeugs des Oberschreibers und stempelt Brief auf Brief. Zwanzig Briefe sind fix und fertig, ehe der gelehrte Schreiber im Stande wäre, fünf Zeilen vorzulesen. Einen nach dem andern wirft er dem Verfasser vor, der sie geduldig aufhebt und mit einer tiefen stummen Verbeugung sich davon macht. So zeichnet sich vor dem Publikum der gewaltige Abstand des hohen Türken von dem tief unter ihm stehenden Schreiber und Christen. Im Geheimen besteht aber zwischen Beiden ein tiefes Einverständniss.

Im Hofe der Mudirîe herrscht, zumal in den Morgenstunden, stets ein reges Treiben. Da warten die Parteien, auf dem Boden hockend, auf die Entscheidungen des Gerichts. Dort wird ein Verbrecher gefesselt eingeliefert und in den dunklen Kerker geworfen, da harren einige, die Bezahlung zu verlangen haben, Tage lang, bis die Schreiber die nöthige Musse dazu finden, Lieferungsverträge und Verpachtungen werden abgemacht, dort hält der Mudîr oder Wekil eine Kamelremonte.

Der Hof füllt sich jetzt mehr und mehr mit braunhäutigem, braunbemänteltem Landvolk. Die Dorfschulzen und Dorfpatriarchen (Schech's) werden in den Divan hereingerufen. Mit tiefer Verbeugung heben sie den üblichen Ehrfurchtsstaub vom glatten Marmorboden und pressen ihn an die stummen Lippen. Einen Fussfall aber thut der Muselman in diesen Ländern wenigstens nur in den äussersten Fällen vor seinem Herrn, das soll nur vor dem Allmächtigen geschehen. Ein Erlass wird vorgelesen und die Zustimmung und Verpflichtung des Volkes verlangt. „Recht gern“, antworten die beehrten Schulzen wie aus

einem Munde, „wie Euer Excellenz befiehlt, wir sind Deine Sklaven und die Sklaven unseres Königs, nur das Gute kommt von Dir, Deine Meinung ist unsere Meinung.“ „So besiegelt denn das Werk“, und die Gemeindehäupter geben einer nach dem andern ihr ehernes Siegel dem Schreiber, der sie mit Tinte betupft und den Bogen mit den wichtigen Namen ausfüllt. Hat der Schech gesiegelt, so siegelt auch der Dörfer, wenn auch nur mit halber Ahnung von dem, zu was er sich verpflichtet hat. Das Siegel vertritt in dem Lande, wo die Wenigsten schreiben können, die Unterschrift. Einem sein Siegel geben, bedeutet das höchste Vertrauen in ihn. Hat ein Beamter sein Siegel verloren und muss er sich ein neues machen lassen, so wird diess in besonderen Rundschreiben angezeigt. Eigentliche Amtssiegel sind ausser für Stempelbogen nicht üblich; nur wo Thüren von Amtswegen zu verschliessen sind, z. B. bei einem Todesfall und an den Magazinen der Regierung allabendlich, wird ein grosses Amtssiegel aus Thon und Hackstroh angebracht, wie das schon bei den alten Aegyptern im Gebrauche war.

Wir schicken uns an, die Stätte des Staatsamtes zu verlassen, werfen aber noch einen Blick auf den geistlichen Gerichtshof, wo der *Kadi,* der Repräsentant der Geistlichkeit, mit seinen Schriftgelehrten (Muftis oder Ulama) die luftigen Ehen trennt, die Hinterlassenschaften der Gestorbenen ordnet, Eide schwören lässt, auch dann und wann in schweren Klagefällen der weltlichen Gerechtigkeit sein Gutachten giebt. Im Ganzen aber hat er aus den Trümmern seines einstigen Glanzes nur ein gewisses, auch immer mehr sinkendes moralisches Ansehen bei seinen Religionsgenossen gerettet. Er spielt fast nur noch die Rolle eines Notars. „Par ordre du moufti“ ist für die jetzige Zeit wenigstens sinnlos geworden, wenn man nicht unter Mufti einen Pascha versteht.

Wir lassen die *Staatspost* an uns vorüberspringen in Form eines Schnellläufers mit Glöckchen am Fusse oder Stock und einem Felleisen, der bis zur nächsten Poststation springt, wo ein anderer ihm die Briefschaften abnimmt. Manche Botschaft bringt der leichtfüssige Mann, ehe die Schneckenpost des elektrischen *Telegraphen* sich durch die mit träumenden und lustwandelnden jugendlichen Beamten besetzten Zwischenstationen

durchgearbeitet hat. Die Post ist jetzt auch in Oberägypten auf europäische Weise eingerichtet, die fungirenden Beamten sind, da wo noch keine Eisenbahnen sind, Araber; scrupulöse Pünktlichkeit ist noch nie die starke Tugend der Eingeborenen gewesen, und ein solches arabisches Postbureau ist eben noch keine Musteranstalt. In den letzten Jahren ist darin Vieles besser geworden, wenn auch dann und wann sogar Orden verloren gehen. Der gemeine Mann benützt die Regierungspost nur wenig, er vertraut seine in bandförmigen Streifen zusammengelegten Briefe lieber einem Gelegenheitsmann an; so kostet es nichts, Eile hat es ja nie und er fürchtet, die Regierung könnte seine Geheimnisse erfahren. Daher arbeitet die ägyptische Staatspost immer mit Verlust.

Eine Compagnie regulärer *Truppen* zieht, ein Pfeifercorps voran, zum Thor des Serails hinaus. Die hochgeschürzten, zuavenartigen Hosen wie der kurze Waffenrock aus Zwillich, die rothe Troddelmütze kleiden die leichten, schlanken, bartlosen Soldatenknaben, unter denen häufig elfenbeinzähnige Mohrenköpfe sich bemerklich machen, trefflich. Eine Schwadron regelloser türkischer Freischaarenreiter *(Baschi boschuks)*, deren wildes Gesicht, die selbstgewählte, nicht uniforme Kleidung, die Waffen, die zweideutige körperliche und moralische Haltung, kurz alles regellos ist, reitet in ihre Caserne, an ihrer Spitze der aristokratische Rittmeister auf der goldverbrämten Schabracke seines Edelrosses. Er ist ihr Patriarch, er hat sie geworben und hat sie aus dem ihm zur Disposition gestellten Fonds zu verpflegen. Rastlos, wandernd ist ihr Leben.

Der Landrichter.

Kleinere Händel und Unordnungen in der Stadt kommen vor das auch räumlich getrennte Tribunal des Polizei- oder Stadtpräfecten. Das Schalten uud Walten desselben ist durch das nahe Auge des mächtigen Mudîrs immerhin beeinflusst und eingeschränkt, und die türkische Justiz tritt hier nicht in der Reinheit und Ursprünglichkeit auf, wie in einer kleinen Landstadt, wo er der Alleinherrscher ist. Wir schweifen daher im Geiste auf einige Stunden in den Divan eines solchen Landrichters oder Hâkim. Sein Bild gleicht im Wesentlichen dem, welches

wir von dem „Wekil“ des Mudîrs entworfen haben. Wir haben hier Gelegenheit, Zeuge nachfolgender Scenen zu sein.

Lautes Gezänke tönt von der Treppe her. Zwei Burschen werden von den Häschern hereingeschleppt, ihre rollenden Augen scheinen sich gegenseitig durchbohren zu wollen. Der eine zeigt sein zerrissenes Hemd und seine blutige Nase.

„Was wollt ihr, Kuppler?“ ruft der Tyrann auf dem Divan. Der Kläger schüttet sein ganzes übervolles Herz auf einmal vor dem versammelten Divan aus (Divan bedeutet auch Amtsversammlung), kein Mensch hat ihn verstanden. Der Beklagte unterbricht ihn, noch lange bevor dieser sein Sprüchlein vollendet, ein Sturm von Schmähungen bricht zwischen den hadernden Parteien los, die Häscher und Soldaten beschwichtigen, rathen, schlagen; der Richter gebietet, Niemand hört; arabische und türkische Laute durchkreuzen die Lüfte. Man ruft nach den Zeugen, welche das Chaos vollkommen machen. Endlich wird's stille. Der Richter fragt den Beklagten:

„Hast du geschlagen?“

„Nein, ich habe nichts gethan, es ist nichts geschehen.“

„Und die Nase?“ fragt der Richter.

„Gott ist allwissend,“ antwortet der Angeklagte.

„Bringt den Strick, bindet ihn, den Lügner, den Kuppler!“

„So ist mir's vorausbestimmt, ich gehorche.“

Wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, legt sich der arme Sünder willig mit dem Bauch auf den Boden des Amtssaales, die Häscher umstricken seine Beine mit einem schon bereitgehaltenen Instrument. Zwei Hölzer halten die Fussknöchel zusammen, und mit kräftig geschwungenen Nilpferdhautpeitschen schlagen zwei Profosen auf die hoch emporgehaltenen Fusssohlen. Bange Stille herrscht im Saal, unterbrochen durch den Tact der patschenden Peitschen und die immer inständiger und reuevoller werdenden Bitten des Gequälten, der sich von der Gnade des Propheten an die eines Heiligen, von da an das Herz des abwesenden Söhnchens des Richters und an die süsse Milde von dessen Gemahlin wendet („faardak, ja sitt el bey“). Kein Mitleid, bis endlich das gewichtige Wort eines Anwesenden den strengen Richter bedeutet, dass genug gethan sei. Wie eine Leiche trägt man den Armen davon.

„Den andern her, den Raufbold, den Hund!“

Der Kläger erduldet das gleiche Loos der Gerechtigkeit, aber, zäherer Natur, schleicht er sich, der Fellah, davon, entschlossen, nie wieder zu klagen und zu processiren.

Die *Karbatsche*, überhaupt körperliche Züchtigung, ist eigentlich seit geraumer Zeit gesetzlich abgeschafft, das steht aber nur auf dem Papier. Die alten Aegypter bedienten sich auch wacker des Schlagens als wirksamsten Mittels der Justiz. Den Abbildungen nach zu schliessen, schlugen sie mit einem Stock auf das Gesäss, nicht auf die Fusssohlen. Den Frauen war die Bastonnade nicht versagt, sie wurden sitzend auf den Rücken geschlagen. Das Schlagen auf die Fusssohlen ist vielleicht mit den Türken aus Asien gebracht worden, es ist so grausam nicht, als es aussieht. Denn die Fusssohle des gemeinen Mannes gibt an Härte und Dicke einer Schuhsohle nicht viel nach. Hie und da kommt es allerdings vor, dass bei dieser Procedur auch einer darauf geht.

Obiges Verfahren, wonach der Kläger und Beklagte zugleich bestraft wird, ist zwar nicht Regel — denn wer würde dann noch klagen? — wird aber gar nicht selten geübt. Das sehr übliche System des *Fürbittens* mit dem „ma ‘alêsch“ (macht nichts), dessen Nichterhören von den Bittstellern als persönliche Beleidigung aufgenommen wird, ist eine der schwachen Seiten der Justiz, und macht oft jedes Gesetz und dessen Handhabung illusorisch.

Ein Kläger erscheint. Die Weiber seiner Nachbarschaft haben seine *Frau* misshandelt. Die Beklagten, die Männer derselben, zur Stunde des weiblichen Krieges ruhig und friedlich draussen in Stadt und Feld mit ihrer Tagesarbeit beschäftigt, nehmen sich jetzt mit Wärme ihrer Ehegenossinnen an, die in ihrer Behausung bange die Entscheidung des Richters erwarten. Denn nur ausnahmsweise, in schwereren Fällen, haben die Frauen persönlich im Amtssaal zu erscheinen. Es entspinnt sich ein heisser Wortkampf zwischen den Horten der Ehefrauen, den der Wahrer der Ordnung im Divan rasch und energisch schlichtet, indem er den Männern der Schuldigen oder auch wieder den Klagenden und Angeklagten Einem nach dem Andern eine genügende Anzahl von Fusssohlenstreichen aufmessen lässt und

sie mit der Mahnung davon schickt, ein andermal ihre Weiber besser im Zaume zu halten! Die geheimen Folgen dieses Verfahrens in den Gemächern des Harems möge man sich weiter ausmalen.

Die bisher betrachteten Parteien waren gemeine bäuerische Wesen, die nur durch Prügel in Ordnung zu halten sind. Jetzt erscheinen aber Personen *von Stand.* Der erwachsene Sohn eines der ersten Kaufleute und noch dazu eines *Scherifs* oder Nachkommen des Propheten hat einem geachteten Bürger der Stadt mit einem Faustschlage die Zähne eingeschlagen, und dieser tritt als Kläger auf. Der Gewalthaber hört die wichtige Angelegenheit mit finsterem Ernst. Er kratzt sich hinter den Ohren, er streicht den Vollbart, er hüllt seine Figur in undurchdringliche Tabakswolken, er ruft nach dem Schreiber. Was ist zu thun? Nach dem Gesetz oder Herkommen (usûl) muss ein Protokoll aufgenommen werden. Jetzt durchkreuzen Dutzende von Sendboten und Polizisten die Stadt. Der Saal füllt sich nach und nach mit den ehrwürdigen Patriarchengestalten der Muftis, den Aeltesten der Bürgerschaft, den Häuptern des Handels, den eingeborenen oder fremden Repräsentanten der Mächte oder Consularagenten, den Würdenträgern des Beamtenthums, den Leitern der bewaffneten Macht. Lautlos hört die hohe Versammlung die Klage. Der Angeklagte leugnet oder stammelt einige Worte der Vertheidigung (Advocaten giebt es nicht). Der Vater hält seinem muthwilligen Sohne die ganze Wucht seiner klaren Schuld vor und fragt ihn, den Silberbart fassend, wie er seinem alten Vater solches Herzeleid zufügen konnte. Der gehorsame Sohn schweigt, den beschämten Blick auf den Erdboden gerichtet. Dennoch übernimmt der Vater die Vertheidigung seines Sohnes mit aller Lebhaftigkeit und Gewandtheit, deren er fähig ist. Die Partei des Angeklagten macht einige Bemerkungen. Die Anwesenden geben dem jeweiligen Sprecher Zeichen der Zustimmung. Das Protokoll füllt sich. Der Arzt wird gerufen und giebt sein Gutachten über den schweren Fall.

„In's Gefängniss mit dem Thäter!“ tönt der Machtspruch des Richters durch die Versammlung.

„Mein Sohn in's Gefängniss, der Sohn eines Scherifs? Ich bürge für meinen Sohn."

Banges Schweigen folgt. Der Richter zögert. Die weltliche Gerechtigkeit erheischt Bestrafung des Missethäters ohne Ansehen der Person; persönliche und religiöse Bedenken, patriarchalische Gesetze erlauben nicht die Missachtung des angesehenen Nachkommen des Propheten. Man macht eine Pause, credenzt die Kaffeetässchen, macht gemeinnützige Bemerkungen über Wetter, Zeit, man geht aus und ein und flüstert, zuweilen lässt sich auch ein Klingen wie von Geldmünzen vernehmen. Es erhebt der Kadi, der geistliche Richter, der aber in Wirklichkeit nichts zu entscheiden hat, sein Wort:

„Vor allem ein Fatiha!"

Feierlich beten sämmtliche Anwesenden mit vorgehobenen Händen das Gebet der Gebete und endigen mit einem bekräftigenden Amen. Der Kadi spricht:

„Schwere Dinge sind vorgefallen. Aber Gott ist der Allverzeihende, der Allbarmherzige. Die Verfolgung des Processes würde nicht zu bemessende Folgen haben. Kläger und Beklagte werden sich versöhnen, dafür stehe ich. Stehet nun auch Eurerseits ab, Euer Gnaden, und Gott weiss zu belohnen."

Der weltliche Richter will noch nicht nachgeben und schleudert Vorwürfe und Beschuldigungen gegen den unnahbaren Scherif. Dieser wirft seinerseits mit giftigen Bemerkungen drein. Ein Kleines und die Parteien bekämpfen sich abermals. Da steht der Kadi mit der ganzen Würde seiner Person und seines Amtes auf und ersucht den weltlichen Richter, wenigstens ihm zu Liebe zu verzeihen. Moralisch mürbe gemacht, ergiebt sich endlich der gläubige weltliche Richter; die schon vorher zubereiteten Parteien versöhnen sich, das Protokoll sammt dem Urtheile des Arztes wird *feierlich zerrissen* und die Scene schliesst mit einer allgemeinen Umarmung, einem süssen, mit Nelken gewürzten Extrakaffee und einem Fatiha. Das ist der *Friede vor Gericht.*

Manche weltliche Richter machen freilich weniger Federlesens mit einem Scherif oder Kadi und richten streng ohne Ansehen der Person, aber sie sind bei all ihrer Gerechtigkeit gerade die unbeliebtesten. Das Rücksichtnehmen und Aus-

nahmemachen ist eine Praxis, die so in's Fleisch und Blut des Volkes übergegangen ist, dass der unerbittlich Gerechte für einen Tyrannen, einen „bösen Mann“ gilt, während der Biegsame das Prädikat eines Guten, eines „ragel théyib“ erhält, auch wenn er sich seine Biegsamkeit mit Gold erkaufen liess. Bei den alten Aegyptern herrschte Gerechtigkeit und tiefer Ernst in der Rechtspflege, und das war die festeste Grundlage ihres lange dauernden Reiches.

Der Hakîm-Pascha.

Wir machen nun einen Besuch bei dem Hakîm-Pascha oder, wenn man will, Oberamtsarzt, der über das physische Wohl der Provinz zu wachen hat. Wir finden ihn im Hospital inmitten seines ärztlichen Wirkens mit aufgestülpten Aermeln und vorgebundener Schürze; in Kleidung scheint er ein türkischer Effendi, sonst ist er an Leib und Seele ein echter Sohn seines ägyptischen Heimathlandes. Die paar Jahre der Zustutzung, die er unter europäischen Lehrmeistern oder auch wohl in irgend einer berühmten alma mater Europa's als Jünger verbrachte, haben manches Körnchen der Heilwissenschaft zum Segen der Leidenden seines Vaterlandes aufkeimen gemacht; die Grundangeln seines angestammten Wesens und seine innersten Ideen haben sie nicht zu erschüttern vermocht. Das Bestreben der Regierung Mohamed Ali's und der jetzigen, durch höhere Schulen die Jugend zu ihrem Berufe zu befähigen, ist nicht genug anzuerkennen, aber die Ausführung ist doch eine verfehlte, denn sie besteht eben wesentlich nur in einer Dressur. Es fehlt die humanistische nnd philosophische Vorbildung und damit die Grundlage wahrer Moral und selbstständigen Denkens. Nachdem uns der Doctor mit der einnehmendsten Zuvorkommenheit begrüsst und empfangen, begleiten wir ihn durch die luftigen Säle, wo die Leidenden, fast ausschliesslich aus Soldaten und Gefangenen bestehend, auf ihren nicht unsauberen eisernen Bettgestellen liegen. Ein zahlreiches Wärterpersonal, sämmtlich ausgediente einheimische Soldaten in weissen oder blauen Civilblousen, folgt seinen Tritten. Der Oberwärter, das bekannte schlegelartige Tintenzeug unter der Achsel, hält sein schon eingetauchtes

Schreibrohr auf den Ordinationsbogen und macht versuchende Schreibbewegungen, stets bereit, die Verordnung des Arztes, kaum gesprochen, sofort in Schrift zu setzen. Ein Wärter trägt die Blechbüchsen mit den Salben zum Verbinden, das Fachkästchen mit den Pflastern, Charpiewicken, Spateln und Scheeren nach, der jüngere Spitalarzt und der Apotheker lauschen den Worten und Winken des Chefarztes. Bald mit feierlichem Ernst, bald mit unerschöpflichem Humor, immer aber seine Worte mit dem Satze sprudelnder Flüche (aber nicht wie bei den Europäern, mit Herbeiziehung heiliger Dinge) würzend, kreist der arabische Aeskulap um die Betten seiner Schützlinge. Das Messer, ohne die entschmerzende, aber theure Beihülfe des Chloroforms, gleitet rasch durch das blutende Menschenfleisch. Kein Egel saugt an der schmerzhaften Entzündungsgeschwulst, doch Ströme von Aderblut retten das Leben des Südländers. Der Bannfluch gewisser Pathologen gegen die „medicina crudelis“ findet im heissen Boden Afrika's keinen Wiederhall.

Während der Doctor zur Aufsetzung eines gerichtsärztlichen Gutachtens sich in seine Schreibstube zurückzieht, treten wir mit dem Apotheker in ein Kämmerchen, das die *„Centralapotheke“* der Provinz enthält. Hieraus entnehmen ebenfalls alle vom Staat angestellten Aerzte und *Aerztinnen* der Unterdistricte ihren Arzneischatz. Es giebt nämlich auch Frauen, die einen, wenn auch beschränkteren ärztlichen und geburtshelferischen Cursus an der medicinischen Schule in Cairo durchmachen und dann in die Provinzen vertheilt werden, um die Frauen und Kinder zu behandeln, zu denen man die männlichen Aerzte ungern zulässt. In dieser Art von Emancipation ist man also in Aegypten schon weiter als in den meisten Ländern des Abendlandes. Durch diese Einrichtungen hat das leidende Volk überall Gelegenheit zu ärztlicher Hülfe, und zwar soll diese unentgeltlich geleistet werden, und selbst die Arzneien werden von der Regierung geliefert und sollen den Leidenden unentgeltlich gegeben und von den Aerzten nur verzeichnet werden. (Das Letztere wurde freilich in den letzten Jahren wieder aufgehoben.) Welch' humane Idee, würdig des grossen Pascha*), der sie ge-

*) So wird Mohamed Ali gemeiniglich genannt.

fasst! Der Landmann aber flieht entsetzt vor der dargereichten Hand und wirft sich in die Arme der Amuletschreiber, Zauberer, Weissager, Heiligen, Brenner, Gewürzkrämer und Streichweiber. Der Fatalist behandelt sich exspectativ. Bei wem es zu dämmern beginnt, der geht zum Arzt, verlangt aber von ihm, denn er versteht sich selbst vortrefflich auf die Arzneikunde, die nöthige Arznei mit Namen; so kennt er bereits z. B. die carbonate de soda, das jodur el potassa (Jodkalium). Und wenn er dem Doctor je das Denken für sein Heil überlassen hat, so nimmt er die Gabe nicht eher, als bis ihm der Inhalt der Mixtur namentlich und gewichtsweise klar gemacht worden ist, ja er lässt sie sich, stets misstrauisch, oft vom Arzte selbst vorversuchen. Eben steht ein solcher Patient an dem Quertisch der Apotheke, dreht das Hexengebräu, ein „bismillah er-rahmân er-rahîm" (im Namen Gottes) murmelnd, im Kreise herum und schüttet es nach einem energischen Endentschluss in einem langen Zug in seinen Schlund. Uebrigens nimmt der Eingeborene lieber die einzelnen Bestandtheile einer Mixtur aus der Apotheke und richtet sie später zu Hause zusammen. Abführmittel sind häufig, Brechmittel und Klystiere sehr wenig im Gebrauch beim Volke. An ihre studirenden einheimischen Doctoren haben sie wenig Glauben. Ein durchreisender Franke, mag er Arzt sein oder nicht, ist aber immer ein Wunderdoctor, der Blinde, Lahme, Impotente und allerlei Unheilbare, selten Heilbare zu behandeln bekommt. In der Pathologie huldigt der gemeine Mann, der sich für Medicin interessirt, durchaus wie die altarabischen Aerzte galenischen, vagen Theorien: so sind die Erbsen „heiss", der Kaffee trocknet das Gehirn aus, ein Schmerz rührt entweder vom Blut oder (und dann ist die Behandlung ganz anders einzurichten) von der Kälte her etc.

Dass jene humanen Civilisationsversuche in der Medicin nicht gelingen wollen, das ist übrigens nicht allein die Schuld des in der Finsterniss des Aberglaubens gefesselten Volkes. Die „Centralapotheke" und noch mehr die daraus gezogenen Vorräthe der Districtsärzte lassen an Quantität und Qualität viel zu wünschen übrig, der Arzt muss für seine Kranken die Arznei wählen, die er gerade hat; wenn der Rhabarber zu Ende ist, so werden die Patienten eben mit Bittersalz laxirt. Viele Aerzte

haben ferner nicht die Idee von der Humanität ihres Berufes, ihr einziges Trachten ist Geld. Spärlich besoldet, können sie das nicht in der ehrlichen Praxis, die unentgeltlich sein soll und die auch Niemand bezahlen will, finden, und so greifen sie zum Missbrauch ihrer amtlichen Gewalt. Diese ist keine geringe; die Aerzte haben über die öffentliche Sauberkeit, die gesammten Lebensmittel zu wachen, von ihrem Urtheil hängt das des Richters häufig geradezu ab, und der Laie, stände er auch noch so hoch über ihnen an Rang, kann in vielen Dingen nicht widersprechen. Der Mächtige hat die Schlüssel zu der Geldtruhe des Volkes, und wenn ihm der innere Halt der moralischen Bildung fehlt, die sich durch keine plappernden Gebete, Waschungen und Gottesverbeugungen ersetzen lässt, so wird er sie benutzen. So kommt es, dass der ärztliche Stand, wenn man auch einem Hakim-Pascha recht ehrfurchtsvoll begegnen mag, dem Volke im Grunde ein verhasster ist, und die öffentliche Gesundheitspflege, die das Volk in seinen alten Gewohnheiten stört, gilt dem Volk als blosses, von den Franken geschaffenes Plackereiinstitut. Das Spital vollends fürchtet es fast mehr als den Tod, und so sind auch dessen Insassen, wie oben gesagt, nur gezwungen dort, nämlich Soldaten, Gefangene und halbtodt auf der Strasse aufgefundene Pilger.

Koptisches Fastenmahl.

Den Abend bringen wir im Hause eines koptischen Schreibers zu, mit dem wir heute Morgen nähere Bekanntschaft in der Mudirîe gemacht hatten. Er bat uns zu Gaste, brachte aber die Einladung nur schüchtern vor. Denn es ist gerade, und das ist es fast den grössten Theil des Jahres über, Fastenzeit. Vor jedem grösseren Feste (Weihnachten, Ostern, Apostelfest, Mariä Himmelfahrt) muss mehrere Wochen gefastet werden und ausserdem noch jeden Mittwoch und Freitag. Beim Eintreten in das Haus werden die Harim gewarnt und in die Flucht gejagt, wie in dem Hause der Moslemin, wir müssen im Zimmer oder auf der Terrasse auf einem Teppich am Boden Platz nehmen, wo schon einige Gäste, der Race und Religion unseres Gastfreundes angehörig, sich gelagert haben. Es geht so ziem-

lich ebenso zu, wie wir es früher im Hause des Moslim erlebt haben, aber der Magen wird nicht sofort zufriedengestellt, sondern mehrere Stunden lang mit *Dattelbranntwein* tractirt, den wir in arzneiglasartigen Fläschchen zu trinken bekommen. Der Durst wird durch allerlei austrocknende Mittel, wie geröstete Kichererbsen oder Mais, gesalzene Tirmis, Haselnüsse und Zuckerwaaren rege erhalten, während man raucht und plaudert. Das Gespräch dreht sich immer hauptsächlich um Religion, welche im Orient die Stelle der Politik vertritt.

Wir lassen uns die *Bereitung* jenes Schnapses, an den man gewöhnt sein muss, um ihn gut zu finden, erklären. Sie ist charakteristisch für die Principien des arabischen Gewerbefleisses. Nachdem die Datteln mit einer gehörigen Menge Wassers Wochen lang gestanden, täglich einigemale umgerührt worden sind und so den Gährungsprocess durchgemacht haben, wird diese Flüssigkeit destillirt. Ein kupferner, engmündiger, gewöhnlicher Kochkessel bildet die „Retorte", er steht auf dem mit einigen Steinen gemachten Herd. Als „Helm" dient ein irdener grosser Krug, wie man zum Wasserholen braucht, ein sogenannter Balâs, der am Hals sammt den Hänkeln so abgesägt worden ist, dass er genau in den Hals des Kochkessels passt. Gegen oben ist in die Wand des Krugs ein rundes Loch ausgestochen, in welches statt des „Schnabels und der Schlangenröhre" des Apotheker-Apparates zunächst ein horinzontales hohles trockenes Zuckerrohr gesteckt ist, und dieses mündet unten in die

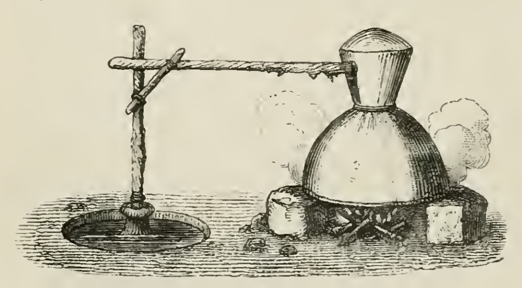


Fig. 8.

„Vorlage" ein, nämlich in ein mässig hohes, oben mit einem Bausch verschlossenes Kupfergefäss. Der Kühlapparat ist ein weites, in die Erde eingelassenes Gefäss, in welches die Vorlage gestellt und durch das stets erneute Wasser des äusseren Gefässes kühl erhalten wird. Die Lücken und Fugen zwischen den Stücken des zusammengesetzten Apparats werden mit Lum-

pen und Mehlteig verstopft, namentlich sind die Röhren mehrfach mit Lumpen umwickelt. Dabei geht freilich viel Geist davon, man kann die Fugen nicht oft genug verschmieren, immer bläst es wieder aus einem andern Loche heraus und der entweichende Geist fängt nicht selten Feuer.

Endlich, nachdem die anwesenden Gäste genug gezecht und sich das rechte Wohlbehagen, das „Kef", angetrunken haben, wird das Fastenmahl aufgetragen. Es besteht in gedünsteten Puffbohnen, Linsen, eingemachten Oliven, Sesamsyrup, Fischen und mehreren Süssigkeiten und Früchten, wie Rettig (dessen Blätter der etwas faden Wurzel vorgezogen werden), rohen purpurrothen Carotten und was gerade von Grünzeug die Jahreszeit bringt. Fleisch aber und Schmalz und alles, was thierische Stoffe (ausser Fischen) enthält, selbst Milch und Eier sind streng gebannt. Bald nach dem Essen wird aufgebrochen, nachdem diesen Abend viel geschwatzt und disputirt und der Mehrzahl Standpunkt höchst unklar geworden war. Umgekehrt vom gestrigen Mahl beim Moslim sind wir — nüchtern im Magen, doch überladen im Kopf.

Vierter Tag.

Koptische Kirche. Kopten.

Die Sonne des Sonntags ist eben aufgegangen. Viele dunkel gekleidete Männer, den uns bekannten Actenpriestern auf's Haar ähnlich, zumeist mit schwarzem Turban auf dem Kopf, aber auch eine beträchtliche Anzahl vermummter Frauengestalten und Kinder strömen in ein Gässchen. Dort steht ein einfaches Gebäude in gothischem oder byzantinischem Stil, nicht mit stolzem Thurm, doch wohl mit bescheidenem Dachreiter. Wir folgen. Niemand wehrt dem Franken, dem Mitchristen, den Eintritt; ja nicht einmal dem Muselman ist er verboten, wohl aber dem Juden. Wir sind in der koptischen Kirche. Das Innere ist einfach, keineswegs überladen. Im Chor ist der für die Gemeinde unzugängliche Hauptaltar mit Marienbild, Kerzen und Messbüchern. Die Seitenschiffe endigen je mit einem

kleineren, einem Heiligen geweihten Altar, und sie sind mit einigen aus Europa erworbenen Oelgemälden geschmückt. Die Gemeinde sitzt, den Kopf stets bedeckt, die Schuhe nicht immer ausgezogen und nur theilweise im Sonntagsgewande, mit untergeschlagenen Füssen Mann an Mann auf dem mit Strohmatten bedeckten Steinboden der Haupthalle. Ein Theil befindet sich im Vorchor, der durch eine Gitterwand abgetrennt ist. Von der Galerie oder Emporkirche über dem Eingangsthor hören wir hinter einem Gitter Weiberstimmen, auch schreiende kleine Kinder; zu sehen ist nichts von ihnen, das wäre andachtstörend.

Die Messe hat begonnen. Unter der Gemeinde im Vorchor stehen einige Unterpriester, gekleidet wie das übrige Volk, und lesen vor einem Stehpult im Litaneitone mit rasender Schnelligkeit zuerst in der noch für diesen Zweck gebrauchten altkoptischen Sprache Evangelien ab und darnach dasselbe und die Erklärung in arabischer Mundart zur Erbauung für das Volk. Unterdessen geht ein Mann umher und vertheilt kleine Laibchen weissen, ungesäuerten, mit Kreuzen gestempelten Brodes, die Hostie, unter Jedermann. Jetzt tritt ein sehr ehrwürdiger Priester mit langem Silberbarte, der einem Priester so wohl ansteht, in weissem, gesticktem Messgewand auf, macht sich im Allerheiligsten, am Hochaltar, zu schaffen und liest der Gemeinde etwas vor. Chorbuben schlagen grosse Metallteller oder Cymbeln an einander und machen damit einen grossen, feierlichen Lärm. Dazu singen sie und die Gemeinde ein ziemlich hurtiges, halblautes Psalmenlied. Nun zeigt der Priester im Talar der Gemeinde das Crucifix oder die Monstranz und Jeder beugt und bekreuzt sich unter dem Schlage jener Teller. Gegen den Schluss der Messe, deren Symbolik wir freilich nicht verstanden, steht die Gemeinde auf, drängt sich zum Priester, der Jeglichem segnend seine Hände auf's Haupt legt, uns Fremde nicht ausgenommen. Die christlichen Brüder geben sich je die Hand, und nach etwa anderthalbstündiger Dauer ist der Gottesdienst beendet.

Die koptische Kirche, bekanntlich eine ketzerische Abzweigung der griechischen, schon im 5. Jahrhundert unter Kaiser Marcianus nach dem Concil von Chalcedon gebildet, auch monophysitische oder jakobitische Kirche genannt, ist nur in Aegyp-

ten, Abyssinien, weniger in Syrien zu Hause. Sie hat manche Anklänge oder Ueberbleibsel vom alten Christenthum, vielleicht mehr als andere Kirchen. Trotz der grimmigsten Verfolgungen viele Jahrhunderte durch hat sie sich bis heute erhalten. Millionen Kopten sind zwar nach und nach zum Islam übergetreten, die Treugebliebenen nöthigen uns aber alle Achtung für ihren festen Glauben und ihre Zähigkeit ab. Die Kirche ist vom Staate völlig frei und steht unter einem Patriarchen, der zugleich auch der abyssinischen Kirche vorsteht. Früher suchte der Islam zu unterjochen und durch Druck, aber nie direct zu bekehren. Jetzt ist Toleranz, wenigstens von Seite der Regierung, nirgends grösser als in diesen Ländern, so weit der Nil reicht. Ja selbst der einzelne Muselman ist, wenigstens äusserlich, auffallend tolerant, und Religionsgespräche mit Tendenz zur Proselytenmacherei führt er nie. So lange ein Ungläubiger sich social mit einem Moslim zu stellen weiss, ist er sein Freund und Mitbürger, der Religionsunterschied ist im äusseren Verkehr wenig wahrnehmbar. Lässt er sich aber etwas zu Schulden kommen, so wird seine Schmach eine doppelte, das Gift des schlummernden Fanatismus bricht hervor, und nun heisst er ausser einem Bösewicht auch noch ein Ungläubiger: also gerade wie bei Christen und Juden im civilisirten Abendlande. In rein kirchlichen Streitigkeiten unter eingeborenen Christen, z. B. in Ehesachen, kann man wohl Priester, Kadi und Gouverneur brüderlich den Richterstuhl theilen sehen, d. h. der Kadi räth und hilft mit seiner Weisheit und Erfahrung, der Priester giebt sein Urtheil, der Gouverneur vollstreckt.

Die koptischen Priester, deren Kleidung sich von der der Laien nicht unterscheidet, immer aber, einschliesslich des Turbans, dunkel ist, leben thatsächlich in apostolischer Armuth einzig von Unterstützung ihrer Gemeinde, eine bestimmte Besoldung haben sie nicht. Man schickt ihnen Lebensmittel in's Haus, einiges Geld fällt auch bei Taufen, Hochzeiten, Leichen für sie ab. Wie der Kadi der Moslemin, haben sie mancherlei richterliche Befugnisse, namentlich in Ehe- und Erbschaftssachen. Der Mangel an Geld macht sie gern bereit zur Annahme von zweifelhaften Geschenken, und sie sind leicht zu überwinden, gegen eine solche Gabe Kirchenbussen, die zumeist

in Fasten und Beten bestehen, herabzusetzen. In Cairo, so wird allgemein behauptet, sollen manche eine Art Kupplergeschäft treiben, indem sie koptische Mädchen, doch mit Willen der Eltern, nach Art der Moslemin, nämlich mit Kündigung, trauen, was ihren Gesetzen völlig zuwider läuft. Die Kopten zeigen gegen ihre Priester, wenigstens äusserlich, einen grossen Respect, sie küssen ihnen die Hand, im Grunde scheinen aber manche der Priester, wohl jener Uebergriffe wegen, wenig geachtet zu sein. Es existirt wohl eine Schule für christliche Priester, von einem höheren theologischen Wissen und gar allgemeiner Bildung ist keine Rede, kaum bei den Bischöfen. Sie dürfen vor der Priesterweihe heirathen, nach dieser aber, wenn die erste Frau stirbt, ist eine zweite Heirath nicht mehr erlaubt. Die höheren Priester sollen unverheirathet sein.

Die Kopten lesen das Evangelium, das sie auch äusserlich, wie die Muselmanen ihren Koran, hoch in Ehren halten, und sie schwören bei ihm. Sie taufen die Kinder durch Untertauchen, haben Ohrenbeichte, Klöster, Mariendienst; die Hauptäusserung ihres Christenthums besteht im Fasten. Den Papst verabscheuen sie. Ausser einem schwachen Anklange seiner Gesichtszüge an das kühne Profil eines Ramessu und manchen im ägyptischen Volke überhaupt heute noch eingebürgerten Gebräuchen hat der Kopte, der eigentliche Nachkomme des grossen Volkes der Retu, wenig aus der Erbschaft seiner Altvordern gerettet, ja er vergilbt, wenn wir ihm von der Pracht und Herrlichkeit des Landes Kemi, von dem viereinigen Gott Amun und den Thaten des Sohnes der Sonne erzählen, er kennt nur das götzendienerische, verruchte Geschlecht der Pharaonskinder aus den beschimpfenden Titeln, mit denen ihn seine Widersacher, die Moslemin, beschenken, und aus den vom nationalen Hass eingegebenen Schilderungen des Gesetzgebers der Juden. Der schlechte Ruf, in den die edeln, würdigen Retu bei den Moslemin gekommen sind, kann nur von deren üppigen, entarteten Nachkommen herrühren, wie sie zur Zeit Mohammed's sich zeigten. Ja auch der Vorwurf der Götzendienerei ist im Grunde nicht ganz gerechtfertigt. Denn es ist wohl zu unterscheiden zwischen der tief philosophischen Religion der Eingeweihten und dem symbolischen Götzen- und Thierdienst, welche bar-

barische Form dem gemeinen Volke von der Hierarchie vorgesetzt wurde. Es gab in Wirklichkeit in der altägyptischen Religion nur *einen* Gott, die anderen waren blos Thätigkeiten desselben, jeder mit besonderen Emblemen versehen.

Der heutige Kopte aber ist vom Kopfe bis zu den Füssen in Sitten, Sprache und Geist ein Moslim geworden, so wenig er das auch sein will. Seine Kleidung ist wie die des übrigen Volkes, nur sind gern dunklere Zeuge gewählt, der schwarze Turban, einst das Schandzeichen der Christen (sie waren gehalten, zum Unterschiede von den Moslemin einen schwarzen oder blauen Turban zu tragen), ist jetzt das gern und freiwillig getragene Ehrenzeichen derselben, insbesondere der koptischen Schreiber. Der Kopte lächelt über den Moslim, der sein Gesicht bei den Gebetsexercitien nach Mekka wendet, und murmelt selbst, gen Jerusalem gewendet, im Paternostergalopp ganze Stösse von Psalmen hervor. Dreist befleckt er die jungfräuliche Tagesluft des mohammedanischen Fastenmonats Ramadan mit den Dampfwolken seiner Pfeife, kreuzigt aber sein eigenes Fleisch durch drei Viertheile des Jahres mit den kärglichen Säften der vegetabilischen, fluviatilen oder marinen Fastenspeise. Es graust ihm wie dem Moslim und Juden vor Blut und Schweinefleisch *), dazu aber auch noch vor Kamelfleisch, welches der Beduine Mohammed erlaubte. Gierig und übergierig, wahrt er sein Branntweinprivilegium, er taucht nicht eher in die Schüssel des Abendtisches, als bis sein Geist von den Düften dieses Lebenswassers, das er sich selbst aus seinen Datteln bereitet, umwölkt ist. Nur diesem Geist verdankt er die Rundung seines Körpers und vielleicht das Dasein seiner Race, welche von den Erbsen, Buffbohnen und schmalzlosen Fischen, die fast seine einzige Fastenspeise ausmachen, längst aufgerieben worden

*) Durch die verschiedenen Religionen sind zusammengenommen so ziemlich alle Hausthiere verboten; so bei den Indiern und alten Aegyptern die Kuh, bei den letzteren, wie es scheint, auch das Schaf, bei den Abyssiniern die Gans. Das Schwein war bei den alten Aegyptern indess nur den Priestern zum Essen ganz verboten, die Laien assen es wenigstens zuweilen, z. B. beim Opfer des Typho. Dieses Thier war aber tief verachtet; Schweinehirten durften nicht in einen Tempel treten, und ihre Töchter wollte Niemand aus anderem Stande ehelichen.

wäre. Für den edeln Wein hat der Nachkomme der alten Aegypter keinen Geschmack, die Trauben des Landes sind trefflich und viel gebaut, werden aber nur gegessen. Aller Wein, und dessen Gebrauch ist bei den Eingeborenen unbebeutend, kommt vom Auslande. Das Schnapstrinken ist ein charakteristisches Zeichen der Degradation der Nachkommen der weinliebenden Retu.

Der Kopte soll als guter Christ in strenger Monogamie treu bis zum Tode leben, darf aber schon in früher Jugend wie der Moslim die Freuden des Ehestandes kosten, und er sperrt seine Ehehälfte, die ihm sein Vater meist aus seinem eigenen Blut, d. h. nahen Blutsverwandten, erwählt hat, gegen die männliche Aussenwelt hermetisch ab. Gleich den ersten Christen liebt er, in häuslicher Gemeinschaft mit seinen Mitchristen zu beten, und besiegelt das Gebet mit einem brüderlichen Händedruck, er lässt seine christlichen Brüder, welcher Confession sie auch angehören, nicht leicht Mangel leiden; wo der Christenname aufhört, da hört auch gewöhnlich die Nächstenliebe auf. Zum Beweise seines Christenthums schlägt er gern seine Aermel zurück und zeigt ein mit blauer Farbe unvergänglich auf seine Armhaut eintättowirtes Kreuz, demonstrirt auch wohl, dass er nicht beschnitten ist. Der Kopte ist fanatisch, sklavisch und geldgierig, aber der Aufklärung zugänglicher als der koranumstrickte Moslim.

Da die in Aegypten verbreiteten Missionäre mit den glaubensfesten Moslemin so gut wie nichts ausrichten, so hat sich deren Augenmerk längst auf die verirrten koptischen Schafe gelenkt, und zwar buhlen um sie sowohl Katholiken als Protestanten. Die ersteren hatten früher einigen Erfolg, da die Glaubensänderung einen wenigstens moralischen Schutz einer fremden katholischen Macht, namentlich Oesterreichs, nach sich zog. In neuester Zeit machen aber die *Protestanten* viel von sich reden, und sie haben viele offene, noch mehr geheime Anhänger. Das Erlassen des Fastens, das so manchem Kopten Magenbeschwerden macht, mag an dieser Ausbreitung nicht den kleinsten Antheil haben. Die protestantische Mission wird von amerikanischen Methodisten betrieben, hauptsächlich ist sie aber das Werk eines eingebornen

bekehrten Kopten (aus Kus) selbst, der den Reformator macht und seine Landsleute zu überzeugen und zu begeistern versteht. Die Secte, die sich „Protestanten“ nennt, verbreitete sich so stark, dass der koptische Patriarch eingreifen musste, und der protestantische Agitator war schon mit Hülfe der Regierung nach Fazogl, dem ägyptischen Cayenne, verdammt, hätte nicht der amerikanische Consul sich für ihn verwendet. In manchen Gegenden brachte es der protestantische Feuereifer bis zur Plünderung der alten koptischen Mutterkirche, so dass die moslimische Regierung Ordnung stiften musste.

Bad.

Nach Anhörung der koptischen Sonntagsfrühmesse gelüstet es uns, ein Bad zu nehmen. Wir wandeln durch einige Gässchen und halten bei einer Pforte, die ein Spitzeck knabenhafter Buntmalerei überragt. Wir treten in eine grosse Halle, wo uns der Badbesitzer, auf seinem Divan sitzend, empfängt. Die Halle dient als Badebureau, Waschtrockenplatz und als Aus- und Ankleidezimmer. Der Badeherr weist uns auf die offene, mit Strohmatten bedeckte Seitentribüne, wo die Kleider, die uns deckten, mit einem Badegewande vertauscht werden, bestehend aus einem Lendentuch und wohl auch einem Badeturban. Ein bereits so costümirter Diener reicht uns die Hand, um uns durch einen finsteren Gang, dessen eisglatt polirten, glitscherig nassen Marmorboden wir mit den nackten Füssen nur strauchelnd betreten, in die Dunsthalle zu geleiten. Schwüler Dampf entsteigt der heissen Fontäne, die inmitten eines grossen Marmoroctogons hervorquillt, und verdichtet sich an dem kühleren Kuppelgewölbe zu herabfallenden Tropfen. Viele kleine, mit Glas verschlossene Löcher der Kuppeldecke senden das nöthige Licht herab. Wir setzen uns auf das Octogon und betrachten die nach und nach an uns vorüberziehenden Badegäste. Ihren breiten Oberleib und ihre gracilen Gliedmassen haben wir schon genugsam auf der offenen Stadtstrasse zu beobachten Gelegenheit gehabt, doch nie ohne Kopfschutz von der leichten Schweissmütze bis zum stattlichen Turban. Nun aber sehen wir die Mannen zum grössten Theil barhäuptig vor uns. Ein Kahlkopf

ist uns, seit der Prophet Elisa die ihn schmähenden Buben durch Bären verzehren liess, ein Gegenstand scheuer Ehrfurcht geworden, und so zollen wir auch den badenden Kahlgreisen die gebührende Achtung. Doch die meisten Kahlköpfe haben sonst ein kraftstrotzendes, jugendliches, oft kindliches Aussehen. Da kommt ein Kahlkopf, auf dessen Gipfel ein üppiger Haarschopf hervorwallt, oder es entquellen seiner Oberstirn wie dem Gesetzgeber der Juden zwei behaarte Seitenhörner. Der trägt einen Stirnschopf wie Petrus, jener hat nur das Hinterhaupt bewaldet, kurz an allen beliebigen Punkten der Schädelwölbung können sich Schöpfe entwickeln, nie aber an allen Punkten zugleich, man wäre denn ein Ungläubiger. Denn all das ist Wirkung der Tonsur, der Reinlichkeit halber vom vorsorglichen Propheten empfohlen, aber nicht erfunden. Denn schon jeder Urbewohner des Landes Kemi liess sich sein Haupt glatt rasiren. Dasselbe geschieht mit den übrigen Körperhaaren, mit Ausnahme des Bartes, welcher von den meisten, auch den Bauern, voll getragen wird; bei den Frauen wird das Kopfhaar wohl gepflegt, aber auch nur dieses. In einer Nebenkammer befindet sich ein kleiner, brusttiefer Pfuhl, wo man in Gesellschaft von Lahmen, Ausschlägigen, Lustsiechen seine Glieder abbrühen kann. Wir aber werden von einem zweiten Diener in ein dunkles Nebengemach entführt und einem langwierigen Läuterungs-Process unterworfen. Zuerst reckt er uns die Glieder, als wolle er sie vom Leibe reissen. Schaudernd hören wir das Knacken aller Gelenke, und doch lassen wir ihn ruhig fortfahren, es ist uns so wohl dabei. Dann wird das Fleisch gestrichen, geknetet und gewalkt. Unvermuthet befeuchtet ein Sturz heissen Wassers die ganze Körper-Oberfläche, dass Herz und Athem stockt, worauf der Diener mit einem beutelartigen Handschuh aus rauhem Tuch die Unreinigkeiten aus den tiefsten Poren herausstreicht, welche, zu Spindel- und walzenförmigen Körpern geballt, vom Leibe herabrollen, und wir schauen erstaunt, welche Massen von Auswurfstoffen auf unserer Haut lasteten. Nachdem noch der Körper vom Kopf bis zu den Füssen eingeseift und durch Ströme von heissem Wasser abgeschwemmt worden ist, überlässt uns der Läuterer unserem Schicksal, und wir verlassen das Fegezimmer, reiner als Mar-

mor geworden. Die Dunsthalle, in der wir beim ersten Eintreten vor Schwüle zu ersticken glaubten, kommt uns jetzt wie ein Eiskeller vor, und schauernd und zähneklappernd eilen wir in die noch kältere Aussenhalle, nachdem uns der Diener, der uns hereingeleitet, ein trockenes Mäntelchen umgeworfen hat, und wir in dem dunklen Gange den Reizen eines bartlos wohlgestalteten Adonis mit geschwärzten Augenlidern, der uns buhlerisch winkt und zunickt, entronnen sind. Ein weiterer Jüngling empfängt uns in der Ankleidehalle und reibt uns mit warmen, trockenen Tüchern eine geraume Zeit wohlig, während wir uns eine Pfeife und ein Schälchen Kaffee schmecken lassen. Endlich kleiden wir uns an, geben dem Badeherrn seinen Lohn, und beschenken Jeden, der unserem Körper Wohlthaten erwiesen hat.

Hunde.

Nach dem Bade suchen wir in's Freie zu gelangen, und steigen einen der vielen die Stadt umgebenden Schutthügel, die sich durch Aufthürmen des hinausgetragenen Unraths nach und nach gebildet haben, hinan. Hier ist, in den Städten Oberägyptens, die Heimath der Hunde, in die Gassen der Stadt wagen sie sich mehr nur bei Nacht herein, während sie in den grössern Städten Unterägyptens bei Tag und Nacht streng familien- und gassenweise gesondert, hausen und die Strassen von Unrath abweiden. Diese unreinen, schakalartigen, meist unangenehm rothhärigen Hunde, die weder ein Eigenthum noch einen Herrn zu bewachen haben, ahnen in unserer seltsamen Erscheinung ein für sie unheilvolles Ereigniss. Ihre erste Gemüthsbewegung ist feige Furcht, die sich zunächst in der ein- und abwärts gezogenen Richtung ihres Schwanzes und dann in einem bogenförmigen centrifugalen Schlich kundgibt, wobei das scheue Auge unverwandt auf uns, das Subject der eingebildeten Gefahr, gerichtet ist. Ist die Brennweite der nächsten Gefahr überschritten, da heben sie ein heiseres Gekläff und äusserst gehässiges Gebelfer an. Das Gebell theilt sich den auf den nächsten Hügeln hausenden Hundsfamilien mit, dringt in immer weitere Kreise hinaus, der ganzen Stadt ankündigend, dass sich etwas Ausserordentliches ereignet haben müsse, und

es kehrt, wie ein hundertstimmiges Echo, in unsere leidenden Ohren zurück. Der Hund, der treue Menschenfreund, ist in den Städten des Orients zu einem feigen Misanthropen entartet und man kann es ihm nicht verargen, wenn man die allenthalben hinkenden Beine, die eingeschlagenen Rippen, die Schwären der Haut betrachtet, mit denen ihn der mohammedanische Mensch in seinem Eifer gegen Unreinheit bedacht hat. Einige abgebissene Nasen und Ohren müssen übrigens auf Rechnung der eigenen Unverträglichkeit dieser Geschöpfe und ihres Kastengeistes gesetzt werden; denn wehe dem Hund, den Wander-, Nahrungs- oder ein sonstiger Trieb zu den ungastlichen Gliedern einer benachbarten Meute geführt. Bei den alten Aegyptern war der Hund im Gegentheil sehr geehrt, zum Theil verehrt (Hundsmumien in Lykopolis bei Siut). Katzen geniessen auch heute noch eine gewisse Ehre.

Wir kommen an einem *Bauplatz* vorüber. Eine grosse Anzahl Menschen, meist ganz nackte Knaben und halbnackte Mädchen, aber auch Männer und selbst arme, ältere Frauen sind beschäftigt, Erde und Steine ab- und zuzutragen. Jeder Abtheilung dieser Arbeiter ist ein Aufseher beigegeben, welcher mit stets emporgehobener Ruthe in Wort und That die Schaar zur Emsigkeit anfeuert. Das wird aber kaum nöthig, denn der laute, nimmer endende in wenigen Tönen sich bewegende Gesang mit Refrain und Händeklatschen bei Alten und Jungen ist allein schon geeignet, den Feuereifer zu unterhalten. Jede Abtheilung singt ihre eigene Weise und so summt's und schafft's, wie ein Bienenschwarm. Die Last wird in Körben auf dem Kopf oder den Schultern, häufig auch auf dem nach vorn und oben präsentirten Handteller mit rückwärts umgelegtem Handgelenk getragen. Aehnliche Scenen mit allen Einzelnheiten finden sich auf Gemälden der alten Aegypter.

Spielende Jugend.

An jenem freien Plätzchen hallt uns das lärmende Geschrei spielender Jugend entgegen. Einige Helden versuchen, den einen Fuss haltend, auf dem andern hüpfend, sich gegenseitig niederzustossen und haben zu diesem Zwecke die einzige Hülle,

die sie bedeckte, ihr blaues Hemd, ausgezogen und um die Lenden gebunden. Ein Schwächling ist niedergerannt und den Boden küssend, erhebt er ein grässliches Geschrei, auf seinen Ueberwinder ärger, als Thersites, schmähend und schimpfend. Dieser zerzupft ihm zur Strafe den durch die abgefallene Schweissmütze freigewordenen Haarschopf, den einzigen Rest des kahlrasirten Haarbodens. Endlich macht er sich frei und sucht unter Flüchen auf seinen Gegner und dessen Erzeuger und Urväter, worunter die Bezeichnung „Zwitter“ nie fehlt, das Weite.

Einige Buben haben sich auf dem staubigen Boden ausgebreitet, aus demselben ein Damenbrett improvisirt durch Eintheilung in Felder, und als Damen dienen die von ihnen aufgelesenen Strassensteine. Bei einem ähnlichen Spiel heissen die Steine Moslim und Nusrani (Christ), welche jedesmal laut ausgerufen werden. Andere schleudern einen Ball mittelst eines Stockes, machen das schon bei den alten Aegyptern und namentlich Aegypterinnen so beliebte Reiterballspiel, treiben auch wohl einen Brummhummel an, lassen Schwärmer los und verpuffen kleine Taschenpistolen. Ein eben eingefangenes Ungeheuer, z. B. ein Stachelfisch, ein Hund, wird noch halb lebend auf dem Boden geschleppt und unter dem lauten Geschrei „jistâhel“ (er verdient es) zu Tode geprügelt. Denselben Ruf hört man auch am Vorabend vor dem Schlachten eines grösseren Thieres, wie eines Kameles, eines Büffels, was an kleineren Orten immer ein Ereigniss ist. Der Verkäufer oder Schlächter zieht dann in der ganzen Ortschaft mit seinem Thier herum, gefolgt von einer dafür bezahlten oder unbezahlten Knabenschaar, welche unaufhörlich „jistâhel“ ruft, was hier so viel bedeutet, als: es ist preiswürdig. Die Käufer können so mit eigenen Augen sich noch am lebenden Thier überzeugen, ob das Fleisch gesund und fett ist.

Eine andere Gruppe von Knaben ist in der Nachahmung jener bekannten religiös-gymnastischen Uebungen begriffen, die man „Zikr“ nennt. Ein Chor kleiner Sänger, deren Zunge noch nicht ausgebildet ist, schwärmt laut für den Propheten nach dem Text: la illah ill allah, mohammed l(r)asul allah. Stillvergnügt wälzt sich ein im ersten Werden begriffenes Menschenpaar auf seiner Mutter Erde in der unschuldigen Ein-

faltstracht des Paradieses, wo Menschen und Thiere noch ein friedliches Stillleben mit einander führten: denn zahllose Fliegen haben auf den schmierigen Gesichtchen und den triefenden Aeuglein eine ungestörte Heimath gefunden. Die Kinderchen spielen mit einer „Braut", d. h. einer kaum menschenähnlichen Puppe, mit Muscheln, mit einem thönernen Kamel u. dergl. Vielerlei Spielsachen gibt es aber nicht, denn sie gelten als Luxusartikel und als solche sind Spielsachen ziemlich gute Gradmesser der Civilisation.

Sobald wir von den Knaben bemerkt worden sind, schwirrt uns auch schon der Ruf: „Bachschisch ja chauage" in die Ohren; vergebens suchen wir ihn zu überhören. Je mehr wir uns entfernen, je unnahbarer sich die Burschen fühlen, desto lauter und allgemeiner, wenn auch unerfüllbarer werden die Forderungen der bedürftigen Jugend, die uns nun auch mit dem Titel „Nusrani" (Christ) und allem, was sich darauf reimt, beschenkt.

Schule.

Wir treiben uns weiter in den Gassen und Strassen umher, neue interessante morgenländische Vorkommnisse erwartend. Ein gräuliches wirres Geschrei von Bubenstimmen dringt aus einem capellenartigen Häuschen. Wir strecken den Kopf durch die offene Thür und sehen einen ehrwürdigen Schulmeister mit der Gerte in der Hand inmitten seiner Schüler auf dem Boden der möbellosen Schulhalle sitzen. Vom fast noch stammelnden Kind bis zum aufgehenden Jüngling sind alle Stufen des Knabenalters vertreten. Der übt sich, die Holz- oder Blechtafel dicht vor sich hin haltend, laut in dem Ablesen der hehren Basis aller Wissenschaft, des Alphabets, welches der Lehrmeister ihm in grossen Zügen hingezeichnet hat, jener macht die ersten Schreibversuche, ein anderer reiferer singt sich mit energischem Wiegen des Oberkörpers in das „ausgezeichnete Buch", den Koran, ein. Der Meister unterstützt mit seinem höheren Wissen, nicht selten auch mit der Wucht seines Stockes die Bestrebungen jedes einzelnen Schülers. Dabei hat er aber die Gesammtheit nicht aus den Augen verloren, denn sein Stock fährt blitzartig auf die Fingerknöchel einiger Unachtsamer, die hinter

seinem Rücken Allotria trieben. Ein Lector, aus der Zahl seiner bewährtesten Jünger, hilft ihm nach Kräften in der Ausübung seines pädagogischen Berufs, unterrichtet mit offenbarem Selbstgefühl die Kleinen und lässt es seinerseits an der Fühlbarmachung des ihm anvertrauten Schulstocks nicht fehlen. Bei einem der Lernbeflissenen will das übliche Klopfen auf die verschiedenen Körperglieder nicht fruchten, und er wird, wie der Verbrecher auf dem Amt, von seinen Mitschülern, die mit Zuvorkommenheit die Schergen ihres Meisters spielen, auf den Boden gelegt und mit Fusssohlenstreichen tractirt.

Von Sonnenaufgang bis zum Vesperruf ist der Lehrer verpflichtet, die Jugend zu beschäftigen, doch mit gehöriger Erholung für die Zeit des Morgen- und Mittagsmahls. Jeden Donnerstag Morgen ist öffentliche Prüfung, wobei der Schulmeister sich passiv beobachtend verhält und die Alleinherrschaft über die Schule an den jugendlichen Lector abtritt. Der Lehrer erhält von jedem der ihm Anvertrauten 1 Piaster Wochenlohn. Am Freitag ist keine Schule. Ist nach mehreren Jahren der Schulung der Zögling im Stande, einige Kapitel aus dem Koran herzuleiern, so ist der glückliche Vater befriedigt, der geschickte Lehrmeister erhält von diesem einige Thaler Ehrenbelohnung, und der gelehrte Sohn verlässt die Schule auf immer. Der gute Erwerb der zahlreichen Schreiber von Profession zeugt davon, wie wenig allgemein und wie unvollkommen der Unterricht des Volkes ist. Die Lehrer können natürlich nicht von jenem unbedeutenden Lohn leben, daher haben sie noch allerlei Nebenverdienste als Sprücheschreiber, Koransvorleser, Hymnensänger, Heiligendiener.

Moschee.

Hoch in der Luft tönt eine wundersame Melodie. Auf der Brüstung eines Thurmes, der einer Säule gleich aus dem Häusergedränge aufsteigt, gewahren wir den *Sänger,* der den Gläubigen die Mahnung zuruft, sich vor dem „höchsten einzigen Gott, und Mohammed ist sein Prophet“, anbetend zu beugen. Wir lassen uns von der Strömung, die sich jetzt von allen Seiten her nach der Richtung des vernommenen Rufes zeigt, fortreissen, und stehen bald vor der Tempelhalle.

Wenn wir auch nicht die erhabene Pracht einer Chalifenmoschee der Hauptstadt erwarten dürfen, so fühlen wir uns doch angezogen durch den eigenthümlichen Geschmack des modernen arabischen Baukünstlers. Dem einfachen Grundstoff einer Würfelmauer hat er diejenigen Kunstelemente angesetzt, die seine, die Nachbildung alles Lebenden*) bannende Religion seinen schöpferischen Ideen übrig liess: Mosaik, Arabeske, die geometrische Figur und die Buchstabenschrift. Sie zieren in üppiger, bald eleganter, bald geschmackloser Weise die Wände, besonders aber die Portale und Fenster, die hier, wo es keine Harim zu verstecken giebt, zahlreicher werden konnten. Zum Abschluss dieser Oeffnungen genügt dem Erbauer nicht die Durchführung eines Systems, sondern er bildet sich durch Nebeneinandersetzen aller Figuren, in denen eine Mauer regelmässig durchbohrt gedacht werden kann, einen neuen Gemeinstil. Traulich krümmt sich der Eselsrücken neben dem Kamelshöcker, friedlich schmiegt sich das Hufeisen des Mauren an den Rundbogen des Byzantiners, an der Seite der geradlinigen Prosa strebt der Spitzbogen empor. Punkte, Striche, Dreiecke, Rauten, Polygone, Kreise, Bögen, Wellen und Blitze aller Farben wirren chaosartig auf den Wänden hin. Der natürliche Schwung der arabischen Schrift hat sich an den allerwärts angebrachten Inschriften zu wahren Kunstwerken gestaltet, und hoch oben auf dem Flachdache sprossen zahlreiche Generationen von Halbkugeln um die eine grosse Mutterkugel.

Wie wunderlich und cokett auch die Schale des Tempels sein mag, so einfach, prunklos puritanisch ist das Innere. Es unterscheidet sich im Grunde wenig von der Säulenhalle einer christlichen Basilika, so dass man zu dem Gedanken verleitet wird, ob nicht die Verbreiter des Islam, die so wenig eigenes Kunstgenie verriethen als die Vandalen, sich ihre stolzen Moscheen von eroberten Renegaten haben bauen lassen. Der Hochaltar ist eine von einigen Säulen getragene Holzbank geworden, wo der mohamedanische Laienpriester die Freitags-

*) Ein streng gläubiger Muselman wird sich nicht leicht malen oder photographiren lassen, nur die mit Europäern viel in Berührung kommenden haben keine Scrupel. Die Ansicht des Propheten ist, dass beim Abmalen etwas von der Seele des abgemalten Wesens abgezogen werde.

messe ministrirt, die Kanzel hat man stehen lassen; statt auf das gotteslästerliche Crucifix sollen die Augen der Gemeinde sich nach der Wandnische richten, hinter welcher Mekka liegt. Ausser diesen Möbeln und einigen eingerahmten Inschriften an den Wänden, sind die Räume nur von dem unsichtbaren Geist Gottes erfüllt. Der altarabische Baustil hat mit dem altägyptischen gar nichts gemein, höchstens dass dann und wann einige Säulen alter Tempel eingesetzt wurden. Nach einigen Kunstkritikern wäre die Grundidee der Moschee das Beduinenzelt und die der Arabesken das Gewebe des Teppichs.

Dreist sind wir hinein und hinter eine Säule geschlichen, sei es, dass wir den Thürsteher, der das Heiligthum vor der Berührung des unreinen Franken schützen wollte, durch einen silbernen Händedruck duldsam gemacht, sei es, dass wir einen Freund gefunden, der die fanatischen Augen seiner Mitgläubigen mit der Bemerkung niederschlug, dass der Grund unseres Herzens Moslim sei. Jedenfalls haben wir aber unsere Schuhe ausgezogen. Vor jedem Gebet hat der Muselman alle einer unreinen Berührung mit der Aussenwelt zugänglichen Theile sorgfältig mit fliessendem Wasser zu waschen, wohl nicht immer reinigt er zugleich auch das Herz, worauf das Waschen symbolisch hindeuten soll. Auch die Priester der alten Aegypter nahmen täglich mehrmalige religiöse Abwaschungen vor.

Die Gemeinde hat sich, wenn eben die letzten Rufe des Thürmers verklungen sind, vor dem Herrn der Heerschaaren in Reihen, mit entblössten Füssen, aber bedeckten Hauptes, aufgestellt, jeder beseelt sich sichtbarlich mit dem Vorsatz zur Andacht, alle Freuden und Leiden, alles Hassen und Lieben des irdischen Lebens für diesen feierlichen Moment mit Kraft von sich werfend. Unter Anführung eines Vorbeters („Imam“) folgen sich die Verneigungen, die Kniefälle, die Erdküsse, die Achsendrehungen des Kopfes, das Spiel der Arme, Hände und Finger Schlag auf Schlag, so pünktlich als die Zuckungen einer Soldatenmaschine, nach einem strammen Reglement, worin der Gesandte Gottes mit Genauigkeit anzugeben wusste, welche Fuss- und Handbewegungen, welcher Fingersatz zu der je vorzunehmenden Operation die Gott wohlgefälligsten seien. Wie der christliche Chorbube die grossen Momente der Messe be-

klingelt, so besingt der herabgestiegene Thurmsänger die hohen Namen Gottes und des Propheten, welche von den stille Betenden von Zeit zu Zeit laut ausgestossen werden. Den Schluss des Fatha, des mohammedanischen Vaterunsers, bekräftigt die ganze Betgemeinde mit einem halblauten gedehnten ergreifenden Amen. Zuletzt, nachdem der Betende den allgemeinen Pflichten der Andacht obgelegen ist, bringt er, auf den Knien liegend, mit vorgehaltenen Händen seine eigenen Herzensbedürfnisse, wie wenn er sie darauf geschrieben hätte und abläse, seinem Schöpfer und seinem Mittler Mohammed und dessen heiliger Familie vor. Bei all diesen Ceremonien, selbst bei der Freitagspredigt, ist nirgends ein Priester zu sehen, letztere hält irgend ein Laie, ein Handwerksmann, der „Chatîb". Geistliche im christlichen Sinne gibt es im Islam nicht, wenn man nicht die Schriftgelehrten (Ulema) und die Kadis oder geistlichen Richter, welche Theologie studirt haben, so heissen will. Das ist eben das Grossartige am Islam, dass er im Volke, nicht in der Hierarchie seinen festen Halt hat.

Wie aus einem langen, schönen Traum erwachend, in dem er Gottes Angesicht zu sehen glaubt, nimmt der Moslim nach Beendigung des Gebetes Abschied von der Welt der Ewigkeit und den Engeln, die an seiner Seite standen, wischt sich sein Gesicht mit den Händen ab und tritt hinaus in die Welt der Wirklichkeit, stolz gesckmückt mit dem Staub der Moschee, der sich auf seiner feuchten Stirn bei seinen Erdküssen abgedrückt hatte. Wer sich nicht so leicht wieder zurecht findet, den leitet der Rosenkranz hinaus, wie einst Theseus der Fadenballen aus dem Labyrinth. Er murmelt einige unverständliche Verse, Knoten für Knoten abzählend ergeht er sich 33mal im Preise der Herrlichkeit Gottes (subhan allah), 33mal spendet er ihm Lob und Dank (el hamdu lillah), 33mal erkennt er seine höchste Grösse an (allahu akbar) und mit dem 99. Rosenkranzknoten ist er glücklich wieder im Diesseits angelangt und treibt sein Wesen oder Unwesen ganz nach seiner alten Natur.

Kaum aber hat sich die Sonne geneigt, so stellt sich auch der Thurmsänger wieder ein mit allen seinen Folgen, ebenso wenn der letzte Schein des Tages verschwommen ist und das Himmelsgewölbe sich mit Sternen bedeckt. So betet der Moslim beim

ersten Grauen des Tages, wenn ein weisser Faden von einem schwarzen zu unterscheiden ist, so am Mittag, wenn die Sonne den Scheitelpunkt erstiegen hat, so zur Vesperzeit, wenn der Schatten des Menschen seiner Körperlänge gleichkommt. Nicht gering ist die Mühe, die der Islam von seinen Bekennern fordert. Diese dürfen indess auch zu Hause oder auf der Strasse und wo sie gerade sind, beten, denn Gott ist überall; auch die ganze Zwischenzeit von einer Periode zur nächsten ist ihnen für's Gebet freigestellt. Im stillen Kämmerlein zu beten, ist nicht des Moslim Sache, er liebt bei diesen Uebungen die Gemeinschaft und die Oeffentlichkeit. So gewinnt er als frommer Mann nicht wenig an Achtung bei seinen Mitbürgern.

Heiligenmausoleum.

Wir suchen wieder das Freie. Ein Trupp von Männern begegnet uns, sie eilen geschäftig, lachend, streitend und singend an uns vorüber. Plötzlich ruft einer aus: „Unserem Herrn Abdallah ein Fatha!" während sie vor dem Gitterfenster einer Capelle halten, und der lärmende Haufen ist in eine Gruppe andächtiger, die Hände vor das Gesicht haltender Beter verwandelt. Nach einer Minute stürmen sie laut wie zuvor ihres Wegs dahin. Die heilige Stätte, in der Grundidee dem Hadrianischen Mausoleum gleichend, ist ein kubisches Mauergebäude von Stein oder Lehm, über dem eine aus dem Achteck aufgewölbte Kuppel sich erhebt; den Oberecken des Grundwürfels ist je ein Thürmchen oder eine Zinne aufgesetzt und über der knotigen Domspitze ragt ein liegender *Neumond* — kein Halbmond! Denn der hat für die Bekenner des Islam das Interesse verloren, und kein Name findet sich für ihn in seiner Sprache. Es ist auch nicht der imaginäre Neumond des Kalenders, sondern das neuerstandene schmale Sichelgestirn, wie es je zum ersten Mal im neuen Mondsmonat sich bietet, das Symbol des Islam und Zeichen seiner Herrscher, nach welchem jeder Gläubige Monat für Monat am abendlichen Horizont späht, um von ihm oder wenigstens mittelst dieses Zeichens nach Art seiner sabäischen Vorfahren Heil und Segen zu erflehen. Damit ist das Heiligthum vollendet, oder es zieht sich von diesem Haupt-

gebäude an ein Hofraum mit mehreren Gelassen und Nebenbauten, von einer langen viereckigen Mauer umgeben. Auf dem Flachdach dieser Nebengebäude gewahren wir ein Gestell von Holzstäben, das am Jahresfeste des heiligen Patrons fein bekleidet und in Prozession als „Mâḥmel" herumgeführt wird. Keck treten wir durch das Thor, einige Winke verscheuchen jedes religiöse Bedenken des Wächters der heiligen Räume, ja unsere der unreinen Hülle entkleideten christlichen Füsse schweben bald in Folge der ausserordentlichen Erlaubniss in der geheimnissvollen Kuppelhalle. Eine in Sarkophagform gemeisselte Steinmasse füllt die enge Halle zum grössten Theil aus. Jener Stein ist bedeckt mit einem hochfarbigen grünen oder rothen Tuch mit gold- und silbergestickten Inschriften und umsteckt von ebenso farbigen inschriftbestickten Fahnen. Die Wände der Halle sind gespickt mit malerischen Darstellungen der heiligen Stätten des Islam, einschliesslich der Stadt Davids. In dieser Gemäldegalerie ist das Roth, Grün und Gelb vor allem bedacht, an Silber- und Goldschaum ist auch kein Mangel, die dicken Farbkleckse beschränken sich nicht auf den bestimmten Gegenstand, der Sinai und andere heilige Berge gleichen einem Termitenhaufen, die Minarets lassen Gedanken an Galgen aufkommen, die heiligen Tempel nehmen sich aus, wie eine Tafel, auf deren Oberkante die Kuppel als Kugel rollt, die Palmen wie Armleuchter, die Hölle, das Paradies und der Lebensbrunnen wie das Zifferblatt eines Compasses.

In der Ecke der heiligen Halle steht eine Wachskerze, so lang und dick wie ein Elephantenzahn, neben ihr klafft ein Krokodilsrachen, droht wie ein gezücktes Schwert die Rippe eines Riesenfisches. An den unter der Decke sich kreuzenden Schnüren hängen wie an einem Christbaum Glaslampen, Schiffchen, Strausseneier (solche wurden auch schon von den alten Aegyptern in ihren Tempeln und Heiligthümern aufgehängt), namentlich aber zahllose, sorgfältig eingewickelte Klösschen geheiligter Mekkaerde in Zuckerhutform.

Wir verlassen das Allerheiligste, beschauen die Hofräume mit den Gebetsnischen, den Gräbern der bevorzugten Todten, die in dieser geweihten Erde seliger schlafen müssen, als der Pöbel, der den Friedhof draussen bevölkert, und werfen beim

Hinausgehen noch einen Blick auf ein Zimmerchen, aus welchem der Steckenschlag eines Schulmeisters und das Geschrei seiner Jungen uns entgegendröhnt. Denn mit diesen Stätten sind häufig Schulen und Stiftungen verbunden. Wer war aber der grosse Todte, dem man solche Mausoleen baute und solche Verehrung zollt? Es war nach mohamedanischen Begriffen ein Heiliger, der von Gott als Ersatz für den fehlenden Verstand während des Lebens oder erst nach dem Tode mit Wunderkraft ausgestattet ward, ein „Günstling Gottes". In dem gottlosen Europa, ausgenommen einige Gegenden, z. B. in der Schweiz, wo die Idioten sich hoher Verehrung erfreuen, pflegt man solche Individuen Narren und Blödsinnige zu nennen.

Begräbnissstätte.

Nicht weit von jenem Heiligentempel, da wo sich die lebende Natur von der todten scheidet, an der Grenze der Wüste, da ist auch die Stätte derer, die aus dem Leben zum Tod abgeschieden sind. Keine Mauer umgibt das weite Todtenfeld, das mehr eine Todtenstadt, als ein Friedhof zu nennen ist. Denn neben den Erdhügeln und gestreckten niederen Grabmonumenten erheben sich Hochbauten: Mausoleen, Capellen und Moscheen für die zahlreichen wunderthätigen Heiligen und andere würdige, von Gott bevorzugte Männer, ja selbst eine Anzahl Wohnhäuser, wo die trauernde Familie namentlich während der grossen Feste einige Tage und Nächte an der Ruhestätte ihrer geliebten Todten zubringt. Kein lebendes Grün, keine duftende Blume schmückt das Wüstengrab, statt des Kranzes zeugt ein in jenen Tagen auf das Grab aufgesteckter Palmzweig von dem Dasein lauterer, auch vom Tode unbezwungener Liebe und Treue.

Das Heer der Todten aller Zeiten und Länder, soweit die Koranszunge klingt, hat der Prophet in wohlgeordneter Schlachtlinie aufgestellt, um vor dem Richter des Jenseits glaubensbewaffnet dazustehen. Stets liegt der todte Kämpe des Islam so ausgestreckt, dass sein nach rechts geneigtes Haupt und Gesicht gen Mekka, der Stadt der Mitte der Erde und aller Erden, d. h. aller Himmelskörper, schaut: der Aegypter, Türke und Moghrebiner schaut gen Südost, der Tatare nach Süd, der Indier

nach Westen, der Sudaner nach Osten. So folgen denn auch sämmtliche Grabmonumente dieser Richtung, und zum Beweis, dass der Leichnam die legale Lage hat, ist die Stelle, wo unten der Kopf liegt, auch äusserlich durch ein Zeichen, z. B. einen ausgemeisselten Turban, eine aufrechte Steintafel oder blos ein Steinhäufchen, eingesteckte Ruthen und dergleichen, und oft auch entsprechend die Stelle der Füsse bezeichnet. Wie um den Mangel eines Sarges zu sühnen (der Leichnam kommt ohne Sarg in ein Seitengewölbe), hat man dem Grabstein die Form eines solchen gegeben, d. h. eines Längsecks mit gewölbter oder kantiger Längsfirste bei den Männern, mit einer Längseinsenkung bei den Frauen. Die Inschrift, welche über den Bestatteten Näheres bekannt giebt, schliesst mit der Aufforderung, für denselben ein Fatha zu beten:

Ueber ihn ein Fatha!

II. Kapitel.

Wanderung auf dem Land und auf dem Flusse.

Vorbereitung.

Um in dem Thale des obern Nil eine Landfahrt auf einige Tage zu machen, da genügt wohl nicht eine Viertelstunde vom Entschlusse bis zur Abreise, wie sie etwa ein frischer deutscher Turner zu einer Tour in die vaterländischen Gauen braucht, um fix und fertig da zu stehen, das Reisetäschchen an der Seite, ein paar Thaler in der Tasche: man machte es denn wie ein Bettelpilger und klopfte von Hof zu Hof an. Dort gibt es eben keine Wirths- und Gasthäuser, wo man für sein Geld ein möblirtes Zimmer, Bett, Speise und Trank haben könnte. So etwas ist der Idee des beduinisch-gastlichen Islam ganz fremd; einen arabischen Gasthof im europäischen Sinne gibt es nicht einmal in den grössten Städten; eine arabische Herberge bietet nichts als eine leere Kammer, für Bett und Speise hat der Reisende selbst zu sorgen. Bei so bewandten Umständen muss also die Landfahrt eine andere Gestalt bekommen als im Frankenlande, auch die kleinste nimmt mehr oder weniger die einer *Expedition* an.

Da das Ziel der Reise im schmalen Nilthal Oberägyptens (zunächst der Thebais oder des Bezirkes der altberühmten Stadt Thebe, welcher der heutigen Mudirîe Kenne entspricht), das selten mehr als 1—2 Meilen breit ist, liegt, also nie weit vom Fluss entfernt ist, so ist das bequemste und gewöhnlichste Reisemittel das *Schiff*. Die Hoffnung auf einen Dampfer geben wir ganz auf; diese halten nur an den grösseren Städten und haben

keine sicher bestimmten Abfahrts- und Ankunftszeiten. Ein eigenes Segelschiff zu miethen, käme, wenn wir nicht in grösserer Gesellschaft sind, schon recht theuer, und wir wollen es auch einmal versuchen, wie es der eingeborne Bürgersmann macht. Wir begeben uns daher auf den Landungsplatz und erspähen eine Fahrgelegenheit, haben auch bald ein wohlbeladenes Fahrzeug gefunden, das „morgen, so Gott will," absegeln wird. Wir eilen nach Haus, und raffen das allernöthigste zusammen, als da sind: Teppich, Kissen, Decken, frisches und zwiegebackenes Brod, Schmalzbutter, Fleisch, Käse, Zwiebeln, Salz, Kaffee, Schnaps oder Wein, Erbsen, Reis, Datteln und frische Früchte, Holz oder Kohlen, Tabak, und dazu das Koch-, Ess- und Rauchgeschirr mit den nöthigen Säcken, Kisten und Koffern.

Einschiffung.

Als wir diesen Apparat in frühester Frühe mit Hilfe eines Packesels an Bord geschafft, finden wir das Oberhaupt unserer Barke nicht, noch nicht um Mittag, noch nicht zur Vesperzeit. Endlich kommt er, und entgegnet gleichmüthig unsern stürmischen Vorwürfen mit seinem „Macht nichts; morgen, so Gott will." Da nun aber auch der nächste Morgen ein Hinderniss bringt, so beschliessen wir eine andere Gelegenheit zu suchen, und schaffen unser Gepäck wieder an den Strand. Da fährt ein Schiff nach dem andern mitten im Strom dahin; wir rufen — stolz steuern sie mit geschwelltem Segel, den günstigen Wind benützend, vorüber. Endlich gelingt es, eine kleine Barke ohne Cajüte zu erwischen; vergnügt steigen wir mit unserem Haushalt hinein, und suchen es uns häuslich bequem zu machen, sei es dass wir den Teppich auf den Boden breiten, sei es dass wir in die hochaufgeschichtete Korn- oder Dattelladung eine Wohnung graben, und schützen uns gegen die Sonnenstrahlen, indem wir dem jeweiligen Schatten des mächtigen Segels folgen, oder wir bauen aus Decken, Umschlag und alten Hülfssegeltüchern ein Zelt.

Obiges Reisemedium ist freilich ein Nothbehelf; das weiter reisende arabische Publikum benützt die Cajütenbarken oder *Dahabien*. Sie sind nach der Idee eines schwimmenden Hauses

gebildet; doch ist das auf dem Schiffsboden erbaute Haus nicht, wie bei den von der Noah-Arche coursirenden Zeichnungen und nicht wie bei den Schiffen der alten Aegypter (die auffallenderweise mit den jetzigen gar keine Aehnlichkeit haben, nicht einmal im Segel) in der Mitte, sondern es nimmt die hintere Hälfte des Schiffes ein. Bei der Unwahrscheinlichkeit eines 40tägigen oder auch nur einstündigen Regens in diesen Zeiten und Breiten konnte von einem Firstendach abgesehen und die Anlegung einer freien Platform auf dem Hause vorgenommen werden. Der Vordertheil des Schiffes trägt das Takelwerk, den einfachen Mastbaum, die schlanke, um seine Spitze gaukelnde Segelstange, welche in Zeiten der Ruhe in welligen Knoten vom aufgebundenen Segel umschlungen ist, im Falle des Bedürfnisses aber ein gewaltiges Trapezoid entfaltet. Die Communication mit der Platform und dem schnabeligen Hintertheil wird durch eine Planke vermittelt, die sich, dem Gerüst eines zu verblendenden Hauses gleich, aussen an den Flanken der Cajüte hinzieht, von der ein einziger ausgleitender Schritt in die Strömung führen würde. Diese Gefahr scheinen die eingebornen Passagiere wenig zu scheuen, welche im Falle eines Bedürfnisses bei dem Mangel specieller Räumlichkeiten sich ruhig bis zu dem vorstehenden Hinterkiel des Steuerruders hinablassen, und hier, umspült von dem rauschenden Strome, sich Erleichterung verschaffen. Hinten auf die Platform der Cajüte stellt sich bei der Fahrt der Schiffshauptmann, den langen Hebelarm des Steuers in der Hand und die unten am Takelwerk des Vordertheils beschäftigte Mannschaft im Auge. Diese fügt sich um so williger in seine Gebote, da er mit der Capitänswürde auch gewöhnlich die des Familienoberhauptes verbindet, denn seine Untergebenen sind meist seine Brüder, Vetter, Kinder und Kindeskinder. Für die kleineren und mittleren derlei Barken wird eine Bedienung von 3—4 Mann für genügend erachtet, für schwierige Fälle wird die freundliche Theilnahme der Passagiere in Anspruch genommen, und diese theils aus eigenem Interesse, theils nach den Bedingungen des Fahrcontractes sofort geleistet.

Die Beglückteren unter den Sterblichen machen ihre Reisen in das Wiegenland der Menschheit in den auf derselben Grundidee aufgebauten, aber weit schmuckeren *Salonbarken*, welche

allein den Namen „Dahabie“, zu Deutsch „Goldschiffchen“ verdienen. (Dieser Name kann aber auch von sahab = gehen, fahren, abgeleitet werden.) Die dumpfen Cajütenkammern haben sich in prächtige Salons umgewandelt, ausgestattet mit allem, was der üppige Sohn der nordischen Civilisation zu bedürfen sich gewöhnt hat, die Platform ist zu einem Pavillon geworden, auf welchem der zehrende Fremdling aus der kalten Zone die von der Wintersonne des Südens erwärmte Luft gierig in seine schadhaften Lungenflügel einschlürft, ein Tross von Ruderknechten spielt die schlanke Galleere kreuz und quer, trotz Wind und Wellen, den gewünschten Zielpunkten zu.

Die Errungenschaften der Dampfzeit zu benützen hat das Publikum wenig Gelegenheit, da ein regelmässiger Flusspassagierdienst immer noch nicht organisirt ist. Vor einigen Jahren hat die damalige vicekönigliche Flussdampfergesellschaft zwar den Versuch gemacht, einen solchen einzurichten. Der Preis war ein geringer, 1 Marientheresienthaler per Tag, oder, was dasselbe bedeutet, per Mudirîe. Aber auch das war dem gemeinen Mann zu viel, er fuhr nach wie vor in seinen langsamen Dahabien, in Gesellschaft seines Gepäcks, das er, stets misstrauisch, nicht aus den Augen verlieren mag, den Werth der Zeit kennt er nicht, und so arbeitete die Gesellschaft, wie die Post (s. Cap. 1) wegen ungenügender Benützung durch das Publikum mit Verlust und stellte die regelmässigen Fahrten bald ein. Nationalökonomische Principien sind in Aegypten unbekannt, und so war von einer Ausdauer trotz der Verluste keine Rede. Jetzt gibt es nur noch in den Wintermonaten für die europäischen reichen Reisenden bestimmte Nilfahrten mit Dampfern. Doch fahren auf dem Nil stets Dampfer in Menge, die zu Regierungszwecken benutzt werden und auf denen auch Gelegenheitspassagiere aufgenommen werden. Die ganz aus Eingeborenen zusammengesetzte Mannschaft an Bord, einschliesslich des Schiffgebieters und Maschinenlenkers, hat sich in erfreulicher Weise von ihren Lehrmeistern emancipirt, doch nicht ohne vorherige Verschmelzung des anglo-fränkischen und des arabischen Elements. Darauf deuten die fränkisch geschnittenen engen Hosen und die nackten Füsse der Matrosen, die europäische Uniform des Capitäns bei allgemeiner Aufgeknöpftheit und bei rothen

Pantoffeln, das anglo-arabische Commando mit seinen stop, halfy spead, turn head u. s. w., welches ein nicht eingeweihter Schriftgelehrter nimmer zu enträthseln vermöchte.

Ausserdem fahren noch allerlei Fahrzeuge auf dem Nil herum, kleinere und grössere Waarenschiffe ohne Cajüte, grosse schwarze Schleppschiffe, welche hinter den Dampfern lange Reihen bilden, Fähren, Fischerboote und Flösse aus zusammengebundenen Thonhänkelkrügen bestehend; nimmer finden sich aber heutzutage mehr die einst so berühmten leichten tragbaren Papyrusböte.

Nilfahrt.

So streichen wir durch den Strom der Ströme. Es ist die Zeit des Hochsommers, wo der herrschende frische Nordwind das Schifflein mit gebauchtem Segel durch die von den Tropenregen geschwellte Fluth südlich treibt. Wir schwelgen im Anschauen der Landschaftsbilder, die an uns vorüberfliegen und uns weniger durch Pracht und Ueppigkeit als durch ihren sonderbaren *Ernst* fesseln. Es wechseln kahle, schön regelrecht geschichtete Steilufer aus weichem Thon mit sanfteren Böschungen, die gleichmässig mit eingesäeten Pflanzen bedeckt sind, oder von selbst aufsprossende, dann aber stets vereinzelte Kräuter tragen, welche zur Weide dienen. Bald ist das Steilufer auf der rechten, bald auf der linken Seite, oder, wie der Eingeborene stets sich ausdrückt, auf der Ost- oder Westseite; es ist immer da, wo die grössere Strömung ist und kann mit dieser im Verlauf der Zeit sich ändern. Das Steilufer und das zunächst angrenzende Land ragt auch beim höchsten Stand des Flusses trocken über den Fluss und das überschwemmte Land hervor und ist mit Palmenhainen, oft auch mit Dörfern und Städten malerisch besetzt, aber, wo es nicht durch Steinblöcke und Steindämme geschützt ist, stets in Gefahr, bei der Sommerfluth unterwühlt und abgerissen zu werden. Die Thalsohle ist durchaus Culturboden und dehnt sich flächenhaft aus, nach aussen gegen die Wüste zu ist sie meist leicht gesenkt. Der Blick dringt freilich von dem Niveau des Flusses aus nur wenig über das Ufer, die ferneren Striche werden durch Halme, Bäume und Gebüsch

verdeckt. Aus der immergrünen, felderreichen aber völlig wiesenlosen Thalebene tauchen auf erhöhten Punkten viele zerstreute kleine Palmenhaine auf, und hinter diesen dürfen wir meist menschliche Wohnstätten, einen Hof, ein Dorf oder ein Städtchen vermuthen. Auf solche schliessen wir auch, wenn am Ufer eine grössere Anzahl Barken angelegt hat und die schlanken Töchter und stämmigen Frauen der Bauern mit dem schweren Thonhänkelkrug den jähen Uferpfad sich auf- und abwiegen. Sie bilden mit den badenden Büffeln und den Schöpfmännern die unumgängliche Staffage zu jedem Nilgemälde.

Nur wenigen ägyptischen Städtegründern gestattete es der von Zeit zu Zeit übersprudelnde Flussgott, sich unmittelbar an seinem Bette niederzulassen. Die meistentheils mehr künstlichen Erhebungen des Niveaus der Thalsohle, die sich seinen jährlichen Spenden hartnäckig entziehen konnten, genügten meist nur zur Anlage von Höfen, Dörfern und Flecken: die Wurzeln einer umfänglichen Stadt, die auch einen guten Theil des verhältnissmässig kleinen cultivirbaren Bodens in Anspruch genommen hätte, konnten nur auf dem ewig trockenen Wüstenboden sich entwickeln. Doch für die Zeit des Ueberflusses hat sich der zurückgestossene Stadtbewohner eine Ader gegraben, welche die süsse Fluth, mit allem was darauf wogt und lebt, ruhig und sicher in das Herzinnerste der Stadt leitet, um für einige Monate daraus Labung und neue Kraft zu schöpfen, wie die arme Wüstenpflanze aus dem einzigen Winterregen. In der übrigen Zeit muss er Schaaren von Trägern und Lastthieren aussenden, um sich der Gaben der fernen Wasserstrasse zu bemächtigen.

Unser Hauptaugenmerk richten wir bei unserer Fahrt auf die *Sand-* oder *Thonbänke* in und am Strom, die jetzt in dieser Zeit des Hochsommers immer mehr vom steigenden Wasser überdeckt werden, im Winter und Vorsommer aber in grossen Strecken entblösst sind. Hier ist der Versammlungsplatz unzähliger Wasservögel, vom Pelikan, Kranich, Reiher, Marabut an bis zu den kleinen Kiebitzen und Strandläufern. Mitten unter ihnen nagen der grosse Geier, der kleine Aasgeier, der Rabe friedlich zusammen an einem gestrandeten Aas. Auch wäre es nicht unmöglich, wenn wir daselbst einmal das heilige Krokodil

sich sonnen sähen. Der Landmann lässt sich indess dadurch nicht abhalten, beim Rückzug des Wassers die sich entblössenden Bänke sofort mit Gurken und Melonen zu bepflanzen.

Am beiderseitigen Saum des Thales, bald fern, bald senkrecht in den Fluss abstürzend, erheben sich die *Berge*, die *gleichbedeutend mit Wüste* sind, weissgrau, ohne Baum, ohne Grün, ohne Erde fast. Diese Kalkberge gehören auf beiden Seiten des Thales der Tertiärformation an; erst im südlichen Theil Aegyptens, bei Assuan (Syene) werden sie von Urgesteinen, zunächst Syenit, gebildet. Fensterartig regelmässig viereckige Löcher sind neben natürlichen Ritzen und Klüften oft in grosser Menge hoch oben in den jähen Bergwänden eingelassen, wo heutzutage nur die Geschöpfe der Luft ein- und ausflattern. Aber wunderbar! hier haust auch der Mensch seit Jahrtausenden in Gestalt von Mumien, und er hat sich diese unersteiglichen Grüfte zur ewigen Ruhestätte erkoren, da wenigstens sich sicher wähnend vor den profanen Forschungen schatzgräberischer Epigonen. Am Fusse der Wüstenberge aber dehnen sich an vielen Orten als erhabene Zeugen des gewaltigen Geistes jener Urbewohner Tempelpaläste mit herrlichen Säulenhallen, riesigen Statuen, reich bemalten und skulpirten Wänden weithin aus. Auf und mit ihren Ruinen hat eine andere geistesärmere Zeit Kirchen und Klöster gebaut und oben auf sitzen ausgehöhlte Kothklumpen als Wohnungen des heutigen Troglodytengeschlechts: Jahrtausende auf Jahrtausende geschichtet.

Nicht weniger reizend und lieblich ist's, wenn, zumal in heiterer stiller Vollmondsnacht, das Fahrzeug in der vollen Strömung *abwärts gleitet*, unterstützt von dem plätschernden Schlag der Ruder, unter dem friedlichen Klang der monotonen *Sangweisen* der Schiffer. Stets findet sich in der Gesellschaft oder unter der Schiffsmannschaft ein begabter Sänger, der mit landläufigen oder selbstgemachten, improvisirten Liedern den Reigen beginnt, und ihm folgt, Strophe für Strophe, der Chor der Ruderer, z. B.

Ich trat in euern Garten, Herzliebste,
Und wollte Datteln pflücken;
Vom Stich der reifen, ach der reifen Früchte, mein Herzenskind,
Ward mein Finger verwundet.

oder:

Ich trete in den Garten
Und die Rose beschattete mich,
O Gebieterin, führe mich herum
Und begnadige mich.
O lass mich nicht länger allein und verlassen!

Weniger poetisch lautet der Gesang:

„Man hat den Gärtner eingesperrt, weil er Granatäpfel gestohlen hat,“

und das Anrufen von Heiligen, wie

„O Gott, o Mann von Damanhur“ u. s. w.

Sinnig oder sinnlos, wechselnd oder stundenlang einerlei: kurz der Gesang bewirkt bald eine fast rauschartige Begeisterung, welche die Ruderknechte zu dämonischer Energie anfeuert, und die Kraft der Poesie thut es der Dampfkraft gleich. Dazwischenhinein giebt ein Jünger der Klio mit beneidenswerther Beredtsamkeit, wie sie bei diesem Volk durch alle Schichten der Gesellschaft natürlich ausgebildet ist, seine Erlebnisse oder allerlei Schnurren und Märchen zum Besten. Auch finden manche eine geistreiche Unterhaltung darin, unnahbar von der Mitte des Flusses aus, die am Ufer befindlichen Schiffsleute, Bauern und namentlich die Wassermänner oder Schöpfer mit einer Fluth der ausgesuchtesten Schimpfreden, an denen die arabische Sprache so reich ist, zu bewerfen, während diese hinwiederum jedes Titelchen verdoppelt heimgeben, all das blos in harmlosem Humor: ein würdiges Gegenstück zu den Unterhaltungen der Musensöhne mit dem Schwarzwälder Flötzerjokele in der Tübinger Neckarhalde! Aehnliches wird auch von den Frauen der alten Aegypter erzählt, wenn sie nach Bubastis wallfahrteten.

Ganz anders steht's mit der Nilfahrt zur Zeit des *Winters* und des trockenen *Vorsommers*, wenn die verschmachtenden Gewässer siechend dahinschleichen, kein frisches Lüftchen sich regen will, oder der unbeständige und widrige Wind mit dem schlaffen Segeltuch sein loses Spiel treibt. Da hilft nur die unsägliche Geduld des gottvertrauenden Muselmans. Meilenweit schleppt die Mannschaft, durch die tausendfältig wiederholten Namen Allah's und seines Propheten (ja muhammed, sála ʿalê: o Muhammed, betet auf ihn) angefeuert, am langen Seil die schwimmende Last dem unwegsamen, endlos buchtigen

Ufer entlang, durch die Gesträucher und die hohlen Vorsprünge des thonigen Uferabhanges, die der leichteste Tritt in die Tiefe schleudert, aufgehalten durch die gegen das Ufer einschneidenden Bewässerungsspalten: und noch ist der ersehnte Punkt lange nicht erreicht, der so nahe zu liegen schien. Tage, ja Wochen lang können widrige Winde zum Anlegen an einem öden Strich des Ufers, weit von der Menschheit und räuberischen Angriffen offen, zwingen. Und wenn endlich sich eines Tages ein kräftiges Lüftchen des Reisenden erbarmt, so steuert der Pilot sein Schiff gerade auf eine Schlammbank los, von der es erst nach stundenlangem Heben durch die Titanenschultern der Bootsleute, stets unter Gesangbegleitung ihres „Elesa, ja Elesa" flott gemacht werden kann.

Schnell hat die erwärmende Wintersonne ihren kurzen Bogen durchlaufen, und so steht auch schon das wenig geförderte Tagewerk der Schifffahrt still. Finsterniss, und selbst in jenen Breitegraden sehr empfindliche Kälte treibt Jedermann in einen Schlupfwinkel, wo er, in seinem Mantel oder in seiner Decke zusammengekauert, die lange Winternacht verschläft, bis ihn der grimmige Frost der Morgenröthe aufstört. Am besten hat es der gemacht, der sich die Hinterkammer der Cajüte gemiethet, die, obwohl sie nicht zu weitreichenden Bewegungen geeignet ist, doch einen Verschluss gewährt; nicht übel daran sind auch die Jungen, die sich, in Gesellschaft von Ratten und Mäusen, in dem Schiffsbauch unter dem Verdeck zwischen den Waarenballen verkrochen haben. Wahrhaft beklagenswerth aber ist der, welcher sich auf der schmalen Holzbank der Hauptcajüte niedergelassen hat. Bald rutscht die zusammengefaltete weiche Unterlage mehr und mehr nach aussen zu, den Körper nachziehend, der von kaum erlangtem Schlaf aufschrickt, wenn eben sein Schwerpunkt den Rand der Bank erreicht hat. Zugleich entschlüpft die wärmende Decke, und der eisige Wind bläst durch die nie fehlenden Lücken und Spalten der halbzerbrochenen Fensterläden gerade auf seine entblössten Glieder los. Nur der eingeborne Bauer und der Berberiner oder Nubier, gleich stumpf gegen Sonnengluth und Winterfrost, ist im Stande, in seinen Plüsch gewickelt, auf dem offenen Verdeck und der Platform zu entschlummern. Zur Zeit des Vorsommers

aber, wo Süd und Westwinde (Nau und Samum) herrschen, ist eine Nilfahrt bei Tag wegen der drückenden Hitze und der widrigen Winde, bei Nacht wegen des Ungeziefers und der einen fürchterlichen Spektakel verführenden Ratten und Mäuse eine Qual. Wer es daher irgend richten kann, macht seine Reise im Höchsommer zur Zeit der Nilschwelle.

Mahlzeit.

Unter solchen Beobachtungen, Betrachtungen und Erinnerungen, als deren Gesammteindruck uns der *monotone* Charakter der Landschaft, der Naturreiche und des Volkes bleibt, verfliegt die Zeit. Es regt sich der Appetit. Einer beginnt seinen Sack auszuräumen, worin er seine Vorräthe verborgen hatte, und nun wird jedermänniglich namentlich aufgerufen, und dringend eingeladen mitzuhalten. Die Einladung ist ihm ernst, das sieht man, auch wenn seine Vorräthe gleich das erstemal gar würden. Dagegen versteht es sich, dass die zuerst Geladenen ein andermal ihren frühern Wirth zu Tische bitten, namentlich wenn dessen Material zu Ende ist; oder es schiesst jeder etwas zu einem gemeinsamen Mahl in der Art eines Pikniks bei. So isst die ganze Gesellschaft zusammen oder gruppenweise, nie aber einer allein: das wäre unarabisch. Durch solche Gastfreundschaft entwickelt sich bald eine gewisse Brüderlichkeit unter den Schiffsgenossen, es hört jeder Standesunterschied auf, und das hier angeknüpfte Verhältniss überdauert vielleicht Jahre. „Salz und Brod" zusammengegessen zu haben, das gilt als genügender Grund, Feindseligkeiten zu vermeiden oder abzustellen. Freilich ist dabei aber auch dem Schmarotzerthum Thür und Thor geöffnet, und das steht in diesen Ländern in hoher Blüthe, andererseits behält der freundliche Wirth kostbare Leckerbissen lieber zu Hause. Wer kochen will, stellt seinen Kessel auf das mit Erde gefüllte thönerne Gefäss, das den Schiffsherd vorstellt, und am Vordertheil steht. Legt man aber an, wie es zu Abend geschieht, so kocht jede Essgesellschaft am Ufer, liest sich trockenes Rohr, Halme, Gesträuchholz daselbst zusammen, und plündert auch wohl aus den anliegenden Feldern die Früchte und Gemüse zum Mahl.

Es dürstet uns. Wir lassen einen Krug an einem Strick in die Fluth hinab. Ehe wir denselben aber an den Mund setzen, drängen sich allerlei Bedenken auf: das Wasser ist trüb, lehmig, wir haben schon unter dem Mikroskop niedliche Thierchen, Krebschen und Würmchen darin bemerkt, wir haben Vieh sich baden, Menschen ihren Leib und ihre Kleider oberhalb des Schiffes waschen und verschiedene Stoffe ablagern sehen. Da treibt ein Ochsen-Cadaver sich fort, auf dem ein Rabe pickend steht, und solche Mischungen hat das Stromwasser schon aus seinem ganzen grossen Hinterland aufgenommen: eine Mixtur von Unrath ganz Nordafrika's, die sollen wir trinken! Wir wagen es, hat es ja schon der Sohn der Sonne gethan, und alle seine Söhne bis auf den heutigen Tag, und sie befinden sich wohl dabei. Und wirklich, es war lauterer Nektar; das weiche frische Wasser hat uns so gelabt, dass wir dem Landeseingeborenen, besonders dem aus der Wüste, beistimmen, der das Nilwassertrinken für eines der grössten Erdenglücke hält.

Reise zu Land.

Wollte man ein Reischen ganz zu Lande machen, wobei man den Vortheil hat, nicht vom Wind und den Launen der Schiffsleute abhängig zu sein, und oft den Weg um ein Bedeutendes zu kürzen, dagegen den Nachtheil grösserer Beschwerlichkeit, so ist das Reisemedium bei dem Zustand der Wege nur ein Reit- und Lastthier: Kamel, Esel, Pferd oder Maulthier. Eine Fusstour geht nur für nähere Strecken an, da immer Gepäck mitgenommen werden muss. Breitere Kunststrassen, wo ein Wagen fahren könnte, giebt es in diesem Bezirke gar keine, und daher auch keine Wagen, kaum hie und da einen Eselskarren. So passend das Kamel für den Wüstenritt ist, so unangenehm ist sein Ritt im cultivirten Nilthal. Wir sitzen hoch oben zu Kamel längs des schmalen Dammwegs, der kaum zwei solcher Thiere, wenigstens keine bepackten, neben einander vorbeilässt. Da sucht ein hinteres Thier einem vordern zuvorzukommen, oder es kommt eine Heerde solchen oder andern Viehs uns entgegen. Unser Reitthier wird an den Rand des Weges gedrängt, wo eine steile Böschung, eine Grube ist. Jetzt

geht ein noch schmälerer Feldweg plötzlich querfeldein über die Böschung des Dammes hinab über ein Thonfeld, das in weit klaffende Schollen vertrocknet ist, oder über eine glitscherige bewässerte Lehmstelle. Da ist ein Wässerchen, wo das Thier saufen möchte, dort ein Baum, ein Kornfeld, ein Kräutchen, nach dem es lüstern den Hals streckt.

Viel mehr am Platz ist hier das hurtig trabende, leichte, niedere *Eselein.* Ihm ist kein Pfad zu schmal, kein Weg zu steil, und es lässt sich leiten und zügeln auch ohne Treiber. Ein guter Nilesel trabt und galoppirt meilenweit; er unterscheidet sich von dem Gebirgs- und Lastesel wie das Dromedar oder Reitkamel von dem gewöhnlichen Kamel. Nur wenn dieses Thier ein Bedürfniss ankommt, da bleibt es plötzlich stehen, da nützt kein Prügel mehr. Der Eingeborne kennt diese seine Natur schon, und verzichtet für solche Augenblicke auf's Weiterkommen. Der Esel ist weitaus das gemeinste und artigste Communicationsmittel im ganzen ägyptischen Nilthale; zu Fuss mag kaum der ärmste Bauer gehen. Leute höheren Standes setzen sich höher, auf einen fast pferdegrossen weissen Esel von ächt arabischer, Nedjder-Race, auf ein Maulthier, auf ein Ross. Das Ochsen- und Büffelreiten ist zwar noch nicht für Reisen im Gebrauch, wie im Sudan, wird aber bereits auch hier von Bauernburschen und selbst Bäuerinnen beim Weg auf den Acker oder zur Tränke geübt.

Bei Tag hält man bei solchen Landreisen Siesta unter irgend einem schattigen Baum oder Hain, wo es Wasser giebt; bei Nacht macht man es wie gleich unten näher berichtet wird. Einen einsamen Nachtmarsch oder gar ein Nachtlager draussen auf dem Felde, wie man in der sicheren Wüste zu thun pflegt, wagt selten jemand; das wäre eine zu gute Gelegenheit für Räuber und Mörder, und schon wegen der allenthalben die Felder und Gehöfte hütenden frei herumlaufenden Hunde nicht ohne Gefahr.

Herberge.

Endlich langen wir, wenn wir zu Schiff gereist sind, am Hafenplatz unserer Bestimmung an; wir werden ausgesetzt; das

Schiff der Gelegenheit segelt weiter. Unsern Pack und Sack bürden wir einem Esel oder Lastträger auf, wie solche sich an jedem bedeutenderen Landungsplatze finden, und reiten dem nächsten Hauptorte zu. Dort stellen wir in der öffentlichen Herberge (Karawanserei, arabisch „Wekâle") ein, wenn es eine giebt. Eine Herberge ist's freilich nur, gerade recht, um uns unter Dach und Fach zu bringen, und uns vor den Schrecken der Nacht zu bergen. Einen Comfort zu finden, der auch nur annähernd einer fränkischen Zunftherberge gleichkäme, dieses Gedankens haben wir uns von vornherein entschlagen. Das zu einem Nachtquartier nach arabischen Begriffen vollkommen genügende Meublement haben wir selbst mitgebracht, nämlich einen Teppich, ein Kissen und eine Decke oder Mantel. Die Herberge besteht in einem geräumigen Hof, in dessen Umfang sich zu ebener Erde und im ersten Stockwerk eine Reihe Kammern befinden; diese sind klein, ganz fensterlos, und nur durch die Thüre gegen den Hof und im obern Stock gegen die Gallerie geöffnet, welche sich dort von Seite zu Seite herumzieht. Vor dem grossen Hauptthore, mit Aussicht auf die Strasse, sitzt der Thorwart oder schenkt der Herbergsvater Kaffee für die einquartirten Gäste und wer da kommen mag, nebst dem Wasser das einzige Labsal, das in diesem Etablissement zu erwarten ist. Für Küche haben wir selbst zu sorgen, und sind genöthigt, die Erzeugnisse des schmutzigen Garkochs auf dem Markt zu kosten, oder wir lassen unsern Diener mit den Kochmaterialien unseres Reisesackes auf einem mit ein paar Steinen an einem windstillen Plätzchen des Hofes oder des Galleriegangs hergestellten Herd ein einfaches Mahl bereiten. Nachdem es sinkende Nacht geworden, pflegen wir der Ruhe auf dem im offenen Galleriegang ausgebreiteten Teppich, oder, wenn es Winter ist, ziehen wir uns in unser Kämmerchen zurück.

Solche Herbergen gibt es aber nur in den Städten und den grösseren Marktflecken. Finden wir keine, so sind wir auf die Gastfreundschaft irgend eines Bekannten oder eines, an den wir empfohlen sind, angewiesen, oder wir lagern, unter dem Schutze der Dorfwächter, auf einem freien Platz vor den Häusern. Wollen wir auch das nicht, zumal wenn es Winter ist, so klopfen wir dreist beim *Dorfschulzen* an. Er ist, ohne Wirth zu sein,

auf den Empfang von Fremden eingerichtet, fast täglich hat er wohl Beamte und Bedienstete zu beherbergen, sie und ihr Vieh zu füttern, und die gute Sitte erlaubt nicht, irgend etwas dafür zu fordern. Wohl aber macht er sich hinterher von den Geldern, die seinen Dienern von den Gästen (die Beamten geben in der Regel gar nichts) oft zukommen, bezahlt, und holt sich seinen Bedarf an Fleisch, Hühnern, Eiern und dgl. bald bei diesem, bald bei jenem Glied seiner Dorfheerde, und vertheilt so klüglich die Quartierlast.

Dorf.

Nachdem wir also irgendwo abgestiegen sind und den Empfangs- oder Erholungskaffee getrunken haben, treiben wir uns im Dorf herum. Während schon in der Stadt die Richtungslinien der Strassen und Häuser nicht sehr correct sind, so herrscht darin im Dorf völlige Ungebundenheit. Die besseren Bauernhäuser unterscheiden sich wenig von den Gebäuden, die sich in der Provinzialstadt darbieten: es sind einstöckige, fensterlose, von nur wenigen Lichtscharten durchbohrte, oft antik gegen oben sich verjüngende Lehmwürfel, auf welchen oder neben welchen sich häufig viereckige als Taubenschläge dienende Zinnenthürmchen (Fig. 9) erheben. Das Haus des gemeinen Fellah degradirt allmählich zur elendesten Lehmhöhle, gegen die ein Termitenbau noch ein Kunstwerk erscheint. Der Fellah wendet keine geformten Rohziegel aus getrocknetem Lehm mehr an, die dem Ganzen ein sauberes, regelmässiges Ansehen und für jene regenlose Districte genügende Festigkeit geben, sondern er knetet sich sein Häuslein selbst aus dem Thon wie er in jeder Grube als Nilabsatz liegt, mit etwas gehacktem Stroh zusammen. So entsteht eine Kammer, zu der eine Spalte zum Hineinkriechen führt. Bedeckt ist die Kammer mit querübergelegtem Schilf, alten Strohmatten, Lumpen. Vor sie hin baut er dann noch eine etwa mannshohe Lehmwand, die einen Hof umfriedigt. In die Wand sind gern von Strecke zu Strecke cylinderförmige hohle Räume eingelassen (Sûmaa), sie dienen zur Aufbewahrung des Getreides, das von oben eingeschüttet wird; solche waren schon bei den alten Aegyptern im Gebrauch. An-

dere ähnliche Cylinder dienen als Taubenhaus, Hühnerstall, Backofen, Wandkasten, oder es erheben sich dergleichen Gebilde in säulen- und kuppelförmigen Formen frei aus dér Mitte des Hofraums. Namentlich fehlt selten eine etwa 5 Fuss hohe dicke Säule, die oben von einer aussen hoch berandeten grossen runden tellerartigen Lehmplatte belegt ist, ähnlich einer Säule mit dem Capitäl.

Das ist der Grundplan; bei weiterer Ausbildung zerfällt das von ſeiner Mauer umschlossene Bauernhaus in mehrfache Abtheilungen: Stallungen, Scheunen, Räume für das Geflügel, namentlich die Tauben (Fig. 9), und einen verhältnissmässig

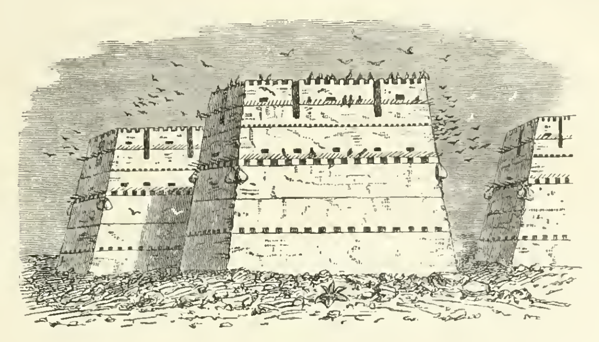


Fig. 9.

kleinen Anhang für den Menschen. Bedeckt ist gewöhnlich nur ein kleiner Theil des Hauses; die Kammer ist für den Winter, während im Sommer über Menschen, Vieh und Getreide Tag und Nacht nur der blaue Himmel sich wölbt. Auf dem Dach und den Mauerzinnen lustwandeln die Hunde, welche im Dorf bereits zum Hausthier geworden sind, jedoch nur in der Weise der Katzen; das Verhältniss zwischen Mensch und Dorfhund ist immer noch ein kaltes. Der Dorfhund ist nicht ganz herrenlos wild wie der Stadthund, sondern der Hausherr wirft ihm einige Brocken zu, wofür er beim Haus bleibt, das Feld hütet, den Fremdling ankläfft und das Haus vor Ueberfall bewahrt. Neben dem gemeinen rothhaarigen findet sich in unserem Bezirk nicht selten auch eine schöne, langwollige Race mit dickem Kopf, der Ermenter Hund, unserem Schäferhund ähnlich. Er wurde einst

von den französischen Eroberern eingeführt und ist eine der wenigen Stiftungen, die sich aus ihrer Zeit erhalten haben. Bei Spaziergängen durch die Felder hat man sich vor diesen Hunden, welche oft rudelweise auf den fremden Eindringling sich stürzen, wohl in Acht zu nehmen.

Das Dorf bewohnt der *Fellah,* d. h. Bauer, und zwar hier in Oberägypten eine sehr dunkle, fast mohrenhafte Varietät, welche verhältnissmässig noch am unberührtesten von den internationalen Racenkreuzungen, die das Pharaonenvolk nach und nach durchmachte, geblieben ist. Die Kleidung des oberägyptischen Bauern ist nicht mehr das blaue Baumwollhemd des Unterländers, das ihm höchstens noch als Unterkleid dient, sondern ein weiter Talar aus braunem Rohwollstoff, dessen Aermel, weit genug um einen ganzen Körper aufzunehmen, fast bis zu den Fussknöcheln herabhängen. Diese Race ist körperlich sehr wohl gebildet, fast stets schlank und dabei muskulös und ausdauernd. Die Jugend beiderlei Geschlechts ist in der Regel von angenehmen, selbst schönen Formen. Freilich tritt das Altern ziemlich früh ein, und es ist dem Mädchen nicht zu verargen, wenn sie sich vor allem einen bartlosen Jüngling wünscht, dem Manne, wenn er sich wo möglich eine Knospe wirbt. Die Bewohnerinnen mancher Orte sind weit und breit als hübsch berühmt, z. B. die von Balâs, wo die bekannten grossen Thonkrüge zum Wasserholen, die „Balâse“ verfertigt werden. In der That ist so ein schlankes, zwölf- bis fünfzehnjähriges, eben aufgegangenes braunes Fellahmädchen, deren Duzende jeden Abend vom Dorf gegen den Fluss zum Wasserschöpfplatz wandern, eine reizende Erscheinung: wie es den eben genannten „Balâs“ mit dem convexen Boden und excentrischen Schwerpunkt mit ungemeiner Geschicklichkeit und Grazie frei auf dem Kopfe balancirt, leicht sich wiegend auf den nackten, durch kein Schuhwerk beengten Füsschen, ohne cokett zu werden. Zwar heben sich die Formen unter dem braunen Wollrock, der „Hulalie“, weniger hervor, als unter dem leichten lichtblauen Baumwollhemd der Fellahinnen des Niederlands; auch wird der den Rücken hinabwallende Kopfschleier oder das Kopftuch gern beim Anblick eines Mannes über das Gesicht gezogen, oder wenigstens ein Zipfel davon in den Mund geklemmt. Aber

doch sieht man öfter einen schön gerundeten, mit Spangen gezierten Arm bis zu den Schultern zu Tage kommen, um den Krug auf dem Kopf von Zeit zu Zeit zu stützen, und den meisten fällt es gar nicht ein, die Verbotenen zu spielen, wie die Städterinnen müssen, und das Gesicht zu verhüllen. Goldene Berloken, silberne Nasenringe, ein Patter geringen Werths oder von Goldmünzen, ein silbernes Oberarmband, blaue unvergängliche Tätowirung des Gesichts, der Arme und Hände sind der Schmuck, den sich auch die ärmere Bäuerin nicht leicht versagt. Im spätern Alter werden jene Grazien gewöhnlich furchtbar hässlich; der Nasenring, die Bemalung, das nunmehr ganz schonungslose Aufdecken der Blösse hebt das Entsetzliche. Der früh ergrauende Vollbart des Mannes umwallt und verdeckt die gefalteten Züge des Alters und giebt ihm das achtunggebietende Aussehen des Schechs.

Der Fellah, wenigstens der ärmere, ist fast ausschliesslich Pflanzenesser, und weidet seine Zunge meist mit rauhen, schweren und rohen Stoffen.*) Zu seinem schwarzen Hirsebrod oder seinem ungesäuerten Mehlfladen isst er Salz, Kümmel, Knoblauch, Zwiebel und andere Früchte, am liebsten roh und ungekocht, dazu auch die mannichfaltigen Sorten seines Obstes, zumal Datteln und Melonen. Er nagt mit seinem scharfen Gebiss an der süsslichen Hülle der Domnuss und an den Stengeln des Zuckerrohrs, die dem Ungeübten das Zahnfleisch blutig reissen, und kaut leichtgeröstete Körner- und Hülsenfrüchte: Mais, Kichererbsen, Saubohnen, halbreifen Weizen. Sonst gönnt er sich nicht viel Gutes; was er dessen hat, wie Milch, Eier, Hühner, Tauben, Vieh, verkauft er. Nur für wenige Tage des Jahres, bei Familien- und religiösen Festen, wo ihn die Religion dazu zwingt, lässt er sich einen guten Bissen Hammelfleisch zukommen. Geistige Getränke geniesst er vollends nicht. Nur am Tabak geizt er

*) Die Leute erzählen oft und gern eine Geschichte von einem Fellah, den Napoleon I. mitgenommen haben soll. Er sei ein berühmter General geworden, später erkrankt, habe alle Aerzte Europa's umsonst gebraucht. Endlich sei er wieder einmal gen Aegypten gekommen, und habe einem seiner Jugendfreunde sein Leiden mitgetheilt. Der habe ihm gerathen, seine einstige Fellahdiät zu gebrauchen, und siehe da: nach kurzer Zeit war er völlig genesen.

nicht, und ganz unentbehrlich ist ihm Weib und Familie; lieber darbt er, und lässt die seinigen mitdarben, als ehelos zu sein. Bei all seiner Armuth, aus der er sich bei dem auf ihm lastenden politischen Druck nicht leicht herausreissen kann, auch aus Indolenz sich nicht herausreissen mag (die meisten sind blosse Taglöhner oder Pächter, nicht Grundbesitzer), ist er eben in Folge jener Genügsamkeit und Häuslichkeit stets fröhlich, schwatzt, scherzt und singt, ist gesund und unglaublich leistungsfähig und ausdauernd in der Arbeit.

Das Volk der Fellah steht als degenerirte Race allenthalben im schlechtesten Rufe, ja beschimpft sich selbst als „Pharaonenbrut", als „Fellah". Allerdings, Armuth gebiert Schmutz: in einer Erdhöhle, die eine vielköpfige Familie zu beherbergen hat, deren Dach aus Lumpen besteht, in einem Hof, wo allerlei Vieh und Kinder sich tummeln, der zugleich als Wohn- und Schlafraum, als Küche, Speisekammer und Stall dient, wird nicht zu erwarten sein, dass Wand und Boden glänzen, die Geschirre blinken, die Geräthschaften am wohl bestimmten Plätzchen liegen; wohl aber findet der neugierige Besucher die Aussenwände dicht mit angepappten Kuhfladen tapezirt, welche als Brennmaterial zum Brodbacken und Kochen dienen. Dickbauchige, triefäugige, nackte Kinder, von Fliegen und Moskitos umschwärmt, kriechen umher, es lausen sich in spärlicher Hülle die Weiber, auf dem Erdboden strecken sich die Männer und Burschen des Hauses mit ihrem einzigen Wollrock, der als Winter- und Sommerkleid dient, bekleidet.

So sieht es auch im Dorf im Ganzen aus: trotz aller viel wiederholter sanitätlicher Verordnungen liegen immer noch mannichfache Aeser um das Dorf herum oder flottiren in Pfützen und Canälen; noch immer gilt der Nilstrom als der geeignetste Begräbnissplatz für das Vieh; der mit animalischen Resten durchspickte Schutt und Abfall hat sich rings um das Dorf zu förmlichen Bergen gethürmt, und die Gruben dazwischen sind als Abtritte für die Gemeinde erkoren, welche in den Häusern nimmer sich finden.

Indess erinnern wir uns der Höfe und Stuben, der Misten und Lachen, der nur mit hohen Stiefeln passierbaren Gassen, der glasirten Rockärmel und nie gewaschenen Lederhosen, der

wasserscheuen Natur der Hinterdörfler im eigenen Vaterlande, bedenken wir, dass der thierische Unrath in Aegyptenland rasch von hungrigen Hunden, Geiern, Insecten abgefressen wird, und dann vollends an der trockenen heissen Luft schnell vertrocknet, dass ferner der Fellah als Moslim sich täglich fünfmal wascht und noch dazu von Zeit zu Zeit ein Vollbad zu nehmen hat, so könnte das vergleichende Urtheil gar zu Gunsten des armen, verschrieenen Fellah ausfallen.

Wir müssen diesen in manchen Beziehungen sogar hoch stellen; auch der gemeinste weiss sich gesellschaftlich *anständig* und fast fein zu benehmen, er mag oft etwas rauh sein, nicht leicht ist er wild und roh, zumal da er sich nicht betrinkt. Complimente entfliessen seiner beredten Zunge bis zur Schmeichelei und Falschheit. Er ist unterhaltend, witzig, phantasiereich, gutartig im gewöhnlichen Umgang und bei einigermassen guter Behandlung; aber lügnerisch, geizig, betrügerisch, bettelhaft und selbst diebisch, wo es sich um Mein und Dein handelt. Langmüthig, wie das Kamel, erträgt er die ihm auferlegte Last, däucht sie ihm aber zu schwer, so wird er störrisch und eigensinnig, bis er eine angemessene Zahl von amtlichen Sohlenstreichen bekommen hat. Sofort wird er wieder gefügig und beugt sich sklavisch vor dem türkischen Herrn, der ihm an Thatkraft überlegen ist. Solche Zähigkeit und Störrigkeit wird auch von seinen Altvordern berichtet, wenigstens aus späterer Zeit her.

Das Land im Kreislauf des Jahres.

Nun hinaus in's Freie, auf's Feld! Das Bild des Landes ist, wie das seiner Bewohner, für den Besucher aus dem Norden neu und fremdartig, ja selbst ganz anders, als das jeden sonstigen Landes der Erde, und in sich selbst grundverschieden, je nach der Jahreszeit. Diese Zeiten: Frühling, Sommer, Herbst und Winter sind hier fast blosse astronomische Begriffe, die Landwirthschaft kennt diese Eintheilung und Aufeinanderfolge nicht, kaum auch die Sprache, oder wenigstens in anderem Sinn. Verfolgen wir das Jahr in seinem Kreislauf.

Ueberschwemmung.

Das Jahr beginnt, dagegen hat der Islam mit seinen für den Ackerbau ganz unpraktischen Mondsmonaten nichts vermocht, nach uralter altägyptischer Rechnung am 1. des coptischen Monats Tut, entsprechend dem 11. September, wenn der Nilstand der höchste ist. Aegyptenland ist jetzt ein Süsswasserarchipel, die Gewässer liegen, wie im Norden der Winterschnee, ruhig, segnend über dem grössten Theil der Felder. Das Hochwasser hat sich nicht zerstörend über sie ergossen, sondern seit Jahrtausenden hat der Mensch das wilde Element gezähmt. Die schwellende grosse Mittelader ergiesst ihr nährendes Wasser in grosse, tiefe, bis nahe an den Rand der Wüste reichende, zuweilen wieder bogig zur Hauptader zurückkehrende, das Gefälle des Thales benützende, von Menschenhand gemachte Seitencanäle. Von Strecke zu Strecke werden die Canäle durch Querdämme unterbrochen, das Canalwasser staut sich hinter dem Damm, und strömt durch Schleussen in das neben gelegene Niederland. Hat der hinter dem ersten Querdamm gelegene Theil des Landes seine nöthige Bedeckung mit Ueberschwemmungswasser bezogen, so sticht man diesen Damm an, das Wasser strömt im Canal bis zum zweiten Damm, ergiesst sich über dessen Bezirk, und so fort und fort. Ist das Hochwasser ungenügend, wie es in manchen Jahren geschieht, so gelangt es kaum in die äussersten Bezirke des Thales, und diese bleiben für dieses Jahr trocken und brach. Für diejenigen Felder, wo noch eine Ernte steht, werden die Schleussen des Canals erst nach der Ernte geöffnet. Fällt der Fluss, so wird das befruchtende Wasser durch Abdämmen noch eine Zeit lang auf dem Felde zurückgehalten.

Zwischen dem überschwemmten Lande bleiben eine Menge höherer Punkte, die erfahrungsgemäss von dem Wasser nicht erreicht, und, inselartig aus dem grossen See vorragend, von Menschen als Wohnplätze und zur Anpflanzung solcher Produkte verwendet werden, die eine Ueberschwemmung nicht vertragen können. Um noch sicherer zu sein, umgibt man sie mit einem Erddamm, besonders die Gärten, die man nicht gerne überschwemmen lässt. Solche erhöhte Punkte des Thales mögen

Folge von Anschwemmungen bei der ersten Bildung des Nilthals, und zum Theil auch noch künstlich durch Auftragen von Schutt gehoben sein.

Die Communication ist in diesen Zeiten oft nur durch Boote, Barken und Flösse möglich, die Hauptorte aber sind durch Erddämme verbunden, welche, nach dem Terrain sich richtend, gewöhnlich weithin sich biegen, und den Wanderer auf festem Boden zu grossen Umwegen zwingen. Da geschieht es denn auch zuweilen, dass das Hochwasser schnell, mit Macht, und in aussergewöhnlicher Menge heranzieht; der Erddamm, durch keine Steinbauten befestigt, wird an irgend einem Ort des geringeren Widerstandes durchbrochen, das Hinterland, das man trocken haben wollte, ertrinkt, und die Communication ist unterbrochen. Das kommt so ziemlich jedes Jahr an einzelnen Orten vor, in manchen Jahren, wie im Jahr 1863, 1869 und 1874 geschah, wird dadurch sehr viel Unheil angestiftet.

Die Zeit des Hochwassers ist die Krisis für das Land. Die Bevölkerung ist in Aufregung; wie viel ist heute der Nil gewachsen? ist die tägliche Frage eines Jeden, der an die Zukunft denkt. Denn ist die Ueberschwemmung zu karg, so bleiben eine Menge Felder unbebaubar, brach, werden ein Zuschlag zur angrenzenden Wüste, und die Folge ist Theurung, wenn nicht gar Hungersnoth. Ist sie aber zu reichlich, so ist das Element kaum mehr zu bändigen; durch Brechen der Dämme, Zerstörung von angebautem Land, Unterwassersetzen von Ortschaften, Abschwemmen von Böschungen, Ertrinken von Vieh und Menschen wird allenthalben grosser Schaden verursacht. In diesen Zeiten sind eine Menge Wasserbauingenieure, wenn man sie so nennen darf, Provinzialbeamte aller Art, hohe und niedere, Schulzen, Bürger und Bauern, unablässig auf den Beinen, um überall nachzusehen, ob Dämme und Schleussen in Ordnung sind, und wenn etwas gebrochen ist, wird das Volk zur Arbeit getrieben. Auch das *Thierreich* ist in Aufregung. Das Vieh muss von den mehr und mehr sich bedeckenden Niederungen weggetrieben werden, die wilden Thiere, die Mäuse u. dgl. werden durch das Wasser aus ihren Schlupfwinkeln vertrieben und müssen diese höher stellen, die kriechenden Geschöpfe, wie Eidechsen, Insekten, Würmer retten sich auf noch unbedecktes

Land, um endlich zu ertrinken. Die körnerfressenden Vögel, besonders die Tauben, finden nicht mehr ihre Nahrung und wandern nach der Wüste und zu den grossen Karawanenstrassen aus. Um so mehr Nahrung finden jetzt in den Gewässern, in denen sich zahllose Frösche, Fische und Wasserinsekten entwickeln, die Wasservögel und kommen in Schaaren heran.

Hat aber der Flussgott sein Füllhorn gerade recht bis zum Rande gefüllt, und das zeigt sich am Neujahrs- oder Nerûstag, so ist alle Welt freudig bewegt, man feiert „Fantasien", überlässt sich den Freuden des Mummenschanzes (die dreitägige Herrschaft des Abu Nerus, s. III. Kap. Der Nerustag), und wer es richten kann, hält jetzt Hochzeit. Denn von nun an ist kaum mehr ein die Ernte beeinträchtigendes Moment zu befürchten. Der Landmann hat jetzt mehr Ruhe als sonst und hat Zeit zum Festiren. Auch die Alten trieben in dieser Zeit allerlei Spiele und Kurzweil, und hatten grosse Jahresfeste, z. B. das Fest des Hermes oder Thôt am 19. des ihm geheiligten Monats Tut. Nun hat sich auch mit dem Wasser eine angenehme Kühle über die vorher tropisch glühende Erde gelegt, der drückende Sommersamum weicht einem frischen Nordwind, es ist der „Nilherbst", die angenehmste Jahreszeit Aegyptenlandės. Mehr wie sonst regen sich die Schiffe, es kürzen sich die Fahrten flussaufwärts durch das wenig unterbrochene Wehen des kräftigen Nords, und flussabwärts durch die starke Strömung um ein Bedeutendes. Wüstenstädte sind zu Hafenstädten geworden, die Producte des Landes können vor und innerhalb ihrer Thore aus- und eingeladen werden. Endlich, um das Mass der Herrlichkeiten zu füllen, auch das göttliche Getränk des Nilwassers ist frischer und schmackhafter, wenn auch trüber, als je, und Datteln, Melonen, Granatäpfel, Limonen, Gurken und allerlei Obst und Früchte sind eben zur Reife gelangt. Wer sich daher einmal im Jahr ein Gutes thun kann, und eine Luftveränderung geniessen, eine Badecur im offenen Wasser oder in den öffentlichen Dampfbädern, eine Obstcur gebrauchen will, der thut's jetzt.

Nun soll der Nil nach der allgemeinen Meinung in seiner Höhe stehen bleiben, er steigt nicht und fällt nicht (?) bis zum christlichen Fest der Kreuzauffindung (Ende September). Auch

der muhammedanische Landmann rechnet hier wieder mit den Christen nach dem sonst so verfluchten Kreuz.

Nach der Ueberschwemmung.

Obgleich auch während der Ueberschwemmung die Geschäfte der Landwirthschaft nicht ganz stille stehen, denn die dem Ueberschwemmungswasser entzogenen Felder müssen fort und fort künstlich bewässert werden, so geht das Hauptgeschäft doch erst an, wenn der Nil zurücktritt, die Felder zu trocknen beginnen. Das noch weiche thonige, mit einer jüngsten Thonschichte bedeckte, und tief hinein befeuchtete Erdreich durchfurcht zunächst der *Pflug*. Mehr noch als die Werkzeuge der Gewerbe haben die des Ackerbaues ihren elementaren Charakter bewahrt, die meisten sind auf's Haar dieselben, wie sie die alten Aegypter gebrauchten. Vollkommen gilt das vom Pflug. Dieses Instrument, völlig radlos, stellt wesentlich einen aus zwei Balken zusammengefügten stumpfen Winkel dar, dessen unterer horizontaler Schenkel in die keilförmig runde, mit Eisen beschlagene, seltener ganz eiserne Pflugschar sich endigt, während der obere oder hintere Schenkel schräg aufsteigt, das Steuer bildend. Aus der Oeffnung des Winkels entsteigt am Ursprung und im Verlauf durch ein senkrechtes Holz an den Pflug befestigt, die Deichsel. An dem vorderen Ende der letzteren ist eine lange Querstange eingelassen oder angebunden, die, über den Nacken der Zugthiere gelegt, und jederseits am Hals derselben durch hinablaufende Hölzer oder Stricke befestigt, das Joch bildet: alle Theile nicht etwa schön gezimmert, geschnitzt und gedreht, sondern zumeist aus rohen Aesten, wie sie wachsen, mit all ihren Knoten und Krümmungen zusammengenietet, oder blos mit Palmbaststricken zusammengebunden. Setzen wir dann noch dahinter den braunen Fellah, der den kahlen Kopf mit einer Schweissmütze bedeckt, und seinen Oberkörper oder den ganzen Leib bis auf das Lendentuch*) entblösst hat, und dann das

*) Das Lendentuch, oft nur in Form eines zwischen den Schenkeln durchgezogenen Lappens, ist an einem Lederriemen befestigt, der, von Frauenhand geflochten, als Talisman für männliche Kraft dient, und keinem Bauer fehlt. Auch die alten Aegypter trugen einen solchen, den Darstellungen nach zu schliessen.

Gespann davor: Ochsen, Esel, Büffel, Pferde, seltener Kamele, oder auch auf einer Seite ein Kamel, auf der andern einen Büffel, so haben wir das getreue Bild eines urhistorischen Ackermanns. Das Werkzeug thut's für den weichen, schlammigen, steinlosen Boden, in den es nur sehr oberflächliche Furchen treibt, und Niemand denkt es zu verbessern. Bei manchen Feldern genügt auch blos die *Hacke*.

Dem Pflügen folgt das *Säen* und das Eggen oder Ebnen der Erde, letzteres, indem einfach ein Palmstamm durch Zugthiere quer über das Feld hingeschleift wird, seltener mittelst einer Stachelwalze. Die Alten trieben zum Eintreten des Samens Schweine und anderes Vieh auf die Felder. Das *Düngen* hat der ausgetretene Fluss bereits bestens besorgt, die dunkle fette Erde kommt hauptsächlich aus den Bergen Abyssiniens mittelst des blauen Flusses, der „weisse Fluss" trägt wenig dazu bei. Nur wenige Culturpflanzen brauchen eine besondere Düngung, zu welcher hauptsächlich Taubenmist verwendet wird.

So geht es nach und nach in den *Winter* hinein, das heisst diejenige Zeit, wo zwar der menschliche Körper manchmal, besonders Nachts, vor und bei Sonnenaufgang recht empfindlich friert, selbst im südlichsten Oberägypten, wo man sich gern an die Kohlenpfanne setzt, und in warme Decken einhüllt (denn die Temperatur geht oft auf $+ 4^{0}$ herunter), wo aber das Pflanzenwachsthum auf dem mit Feuchtigkeit durchdrungenen Boden am üppigsten, das Nilthal am grünsten ist. Jeden Monat giebt es etwas zu säen wie zu ernten, somit immer etwas Frisches zu essen.

Der ägyptische Kalender.

Der bei uns wenig bekannte arabische Kalender für Aegypten macht über die Landwirthschaft mancherlei interessante Angaben, und wir geben daraus einen kurzen Auszug. Die darin gewissenhaft und einträchtiglich neben einander aufgeführten mohammedanischen, coptischen, griechischen, fränkischen und selbst jüdischen Monatsrechnungen und Feste, die astronomischen Angaben über Sonnenstand und Tagesdauer lassen wir weg, unterlassen aber nicht die eingestreuten sanitären Empfehlungen.

Die angegebenen Zeiten für Säen und Ernte passen mehr für Unterägypten; Oberägypten ist durchschnittlich um 10—14 Tage voran*).

September: 15. Baumwollernte (in Oberägypten wird wenig Baumwolle gepflanzt). 16. Anfang des Thauniederfalles. 17. Säen der Granatäpfel. 19. Pflücken der Oliven (in Unterägypten). 20. Zeit der Limunen (oder kleinen ägyptischen Citronen). 21. Datteln (auch schon im August). 24. Granaten. 27. Frische Früchte, beste Nahrung. 29. Man esse „Tunke" (terid, d. h. Brod in Fleischbrühe).

October: 1. Gut ist der Blick nach den Wolken (?). 8. Es reift das Obst (?) (die Bamienfrucht). 9. (Säen des Klees, der 3 bis 4 Ernten giebt, in Oberägypten wird dafür mehr die Platterbse und Helbe oder Bockshornklee als Futter- und Weidekraut gepflanzt). 10. (Maisernte). 15. Reisernte (nur in Unterägypten). 16. Ende des hohen Wasserstands des Nils. 18. Man trinke frische Getränke (Fruchtsäfte?). 23. Säen des Leins. 25. Säen des Weizens (und der Gerste). 26. Man meide das Schlafen unter freiem Himmel. 27. Beginn der Frühfrische.

November: 2. Man trinke nicht bei Nacht. 5. Rosen. 7. Säen der Veilchen. 16. Einsammeln des Safrans. 17. Regen. 18. Südwinde. Man trinke warmes Wasser nüchtern. 21. Ernte der Durra (der Herbstsaat, die während der Ueberschwemmung stand). 24. Weide der Pferde. 25. Die ganze Nacht wird kalt. (Im Verlauf des November werden die meisten Winterfrüchte gesät: Linsen, Kichererbsen, Weizen, Gerste, Saubohnen, Erbsen, Lupinen, Saflor, Lattich, Lein, Mohn, Winterdurra).

Dezember: 1. Säen von Kümmel, Anis, Schwarzkümmel. Zeit der schwarzen Krebse (Nilkrabben?). 4. Auspressen der Oliven. 5. Man esse Alles heiss. 10. (Erster Kleeschnitt). 11. Untergang der Insekten, Verschwinden der Schlangen und Stechmücken. 15. Reife des Zuckerrohrs. (Säen der Wintermelonen.) 16. Man trinke nicht aus offenen Ge-

*) Die in Klammern stehenden Angaben sind aus andern Notizen entnommen.

fässen 3 Nächte lang. 17. Die Ameisen gehen in die Tiefe der Erde. 18. Es steigen Dünste auf von der Erde (Nebel). 23. Erster Frost. 25. Säen des Spätweizens. 29. Beschneiden der Weinreben.

Januar: 3. Man meide das Essen der Hühner. 11. Säen des Tabaks. Starke Kälte. 10. (Abschneiden und Abweiden des Platterbsenkrauts und des Bockshornklees. 17. Tauffest: grösste Winterkälte (sogen. Taufkälte, wo die Christen in ihrem frommen Eifer ein kaltes Tauchbad nehmen). Das Nilwasser wird süss und klar. 18. Die Tiefe der Erde erwärmt sich. 22. Man esse heisse (Wärme machende) Nahrungsmittel (wie z. B. Hülsenfrüchte). 28. Letzte starke Kälte.

Februar: 1. Der Saft steigt in die Stengel, Brunst des Viehs. 3. Säen der Pflaumen. Stecken der Bäume. 10. Junge Lämmer. 13. Die Kälte ist gebrochen. 16. Veilchen. 18—20. Die kleine Sonne (s. unten). 21. Paarung der Vögel. 22. Junge Gurken. 25. Man meide das Sitzen in der Sonne.

März: 2. Wasservögel in grösserer Menge. 10. Säen der indischen Baumwolle (und des Reises), Einsammeln der Seidenraupen (all diess nur in Unterägypten). 10. (Gerstenernte). 12. Die Heuschrecken entwickeln sich. 14. Säen des Sesam. 17. Starke Orkane und Wirbelwinde. 18. Schwalben. 20. „Grosse Sonne“ (s. unten). 24. Säen des Zuckerrohrs. (Reife der Wintermelonen.) 25. Säen der ägyptischen Baumwolle. Ernte des Leins. 26. Nordwinde. 29. Säen des Kümmels. 30. Man esse das Fleisch der Ziegenböcke und der Hühner.

April: 1. Man vermeide das Essen von Käse. 5. Zeit des Aderlassens. 6. Baumblüthe. (Dattelblüthe. Säen der Sommer-Durra und des Indigo). 8. Laxirzeit. 10. (Weizenernte in Oberägypten). 12. Die Mandeln setzen Früchte an. 16. Schnupfen herrschen. 17. Erste Ernte in Cairo. 20. Man mache Rosen ein. 29. Ostermontag: Anfang der Chamasinzeit (Ostern wechselt übrigens).

Mai: 2. Säen der Henna. 4. Man gebrauche Säuren. 6. Starke Nordwindstösse. 7. Aderlassen und blutreinigende Ge-

tränke. 11. Säen der (Sommer-)Gurken. 12. Ernte des Spätweizens. 14. Man meide gesalzene Speisen. 17. Säen der (Sommer-)Durra in Oberägypten. 21. Pflücken der Mohnköpfe. 22. Fallen der Manna und der Wachteln (?). 22. Pflücken der Saflorblüthen. 27. Anfang der starken Hitze, Untergang des Syrius. 31. Zeit der Aprikosen.

Juni: 1. Der Saft der Bäume beginnt, sich zu vermindern. 2. Nach Hippocrates soll man von jetzt an durch 75 Tage von Arzneibehandlung absehen. 5. Ende des „Nilbrandes" (Trockenheit). 7. Säen des Reises. 8. Es ändert sich das Nilwasser. 9. Aufgehen der Plejaden („Tureja"). 10. Grosse Hitze in den Körpern. 11. Die Erde bekommt Spalten. 14. Stinkende Miasmen. 15. Ausnehmen des Bienenhonigs. 16. Man trinke kein Wasser aus dem Nil 15 Tage lang. 16—17. Nacht des Tropfens (s. unten). 19. Erste Trauben. 20. Wassermelonen. 22. Stärkste Hitze. 23. Der Nil fängt an zu steigen. 24. Man bade im kalten Wasser. 25. Man gebrauche Tamarinden. 26. Man mache Saft aus unreifen Trauben („Husum"). 27. Man gebrauche Säuren. 29. Pfirsiche und Pflaumen. 30. Letzte Zeit für Säen des Sesam.

Juli: 3. Man ruft den Stand des Nils aus. 4. Man meide Abführmittel. 5. Die Heuschrecken gehen zu Grunde. 7. Der Nil wird reissend. 9. Stärkere Nordwinde. 10. Hauptzeit des Bienenhonigs. 11. Die Luft temperirt sich. 14. Die Miasmen und Flöhe verschwinden. Die Pest, wo sie herrschte, hört auf. 19. Starke Winde. 20. Sammeln des Senfsamens (Ernte der Sommer-Durra). 21. Samumwinde 40 Tage lang. 25. Häufige Augenkrankheiten. 26. Man vermeide das Waschen der Kleider 7 Tage lang. 27. Trauben, Feigen. 28. Schwarzkümmel. 29. Traubenmost.

August: 1. Sommermelonen. 3. Aufgang des Syrius. 9. Säen des Rettichs. Pflücken der Baumwolle. 10. Reife der Pimpernuss. 12. Erstlinge der Granatäpfel. 15. (Säen der Herbst-Durra). 17. Man hüte sich vor Insektenstichen. 18. Die Blätter der Bäume verändern sich. 19. Man meide das Essen von Süssigkeiten. Säen von Knoblauch und Zwiebeln. 20. Absetzen (Entwöhnen) der Hausthiere. 24. Un-

geziefer, Stechmücken. 25. Morgenfrische, junge Lämmer. 29. Man trinke dicke geronnene Milch, vermeide das warme Bad. 31. Säen der Rüben. Fischbrut. Man trinke weniger Wasser.

Die Zeit der kleinen und grossen Sonne.

Der Ueberschwemmungszeit folgt also die allgemeine Säezeit, die kurze und grüne Winterzeit. Schon am 19.—20. Februar, 4 Wochen vor dem astronomischen Frühlingspunkt, bricht sich die Kälte mit dem Eintritt der *„kleinen Sonne"*, es beginnt dem Gefühl nach der Frühling. Der Name „Robi'a" (Frühling) heisst aber wörtlich *Weide*, wie auch der deutsche Wonnemonat eigentlich Weidemonat „winne manôt" ist, und unter dieser Zeit versteht der Eingeborene in Oberägypten einen Theil des Januars und den Februar, wo alles Vieh einige Wochen lang Klee und Platterbsen auf der Weide fressen darf und nur ausnahmsweise, gewöhnlich gegen den Willen der Besitzer, zur Arbeit verwendet wird. Am 20.—21. März erscheint die *„grosse Sonne"*, welche der Scheidepunkt für Winter- und Sommerhalbjahr ist, die folgende Zeit wird schon zum Sommer gerechnet. Die Periode *„zwischen den Sonnen"*, d. h. zwischen der kleinen und grossen Sonne, ist wichtig für die Gartengeschäfte; da wird gesetzt und gesteckt. was zu stecken ist.

Chamasin und Vorsommer.

Im April, in wechselnder Zeit, aber nicht übereinstimmend mit der gregorianischen Rechnung, ist Ostern der Kopten, ein wichtiger Zeitabschnitt in der Rechnung der Eingebornen jeden Glaubens. Mit dem Ostermontag, wo Jedermann in's Freie geht, um die „gute Luft zu riechen", daher „schimm en-nesim" genannt, beginnt die gefürchtete Periode „Chamasîn", Darunter versteht man, wenigstens in Oberägypten, nicht eine bestimmte Windart, sondern die fünfzig Tage zwischen Ostern und Pfingsten, wo schlechte Winde, namentlich Südwinde, herrschen und gern Krankheiten in's Land kommen. Diese und die nächst folgende Zeit, der trockene und heisse Vorsommer,

wo auch der Nil am wenigsten Wasser hat, sind für Aegypten die traurigsten. Erst gegen die Sommersonnenwende macht sich ein Anschwellen des Nils bemerklich und damit eine angenehme gesunde Kühle in Verbindung mit mehr und mehr herrschenden Nordwinden. Schon vorher, in der Nacht vom 16. auf den 17. Juni ist aber nach dem Volksglauben ein „Tropfen“ in den Nil gefallen, welcher den Nilstrom schwängert und nach und nach das Hochwasser erzeugt. Die Zeit während und nach der Ueberschwemmung gehört zu den angenehmsten und gesundesten, wenn man auch das Gegentheil vermuthen sollte; es giebt, in Oberägypten wenigstens, fast keine Wechselfieber. Im Juli und August wehen öfter heisse Westwinde „Samum“ (eigentlich Giftwind bedeutend).

Sommercultur.

Der Ackerbau steht im trockenen heissen Sommer nicht still, im Gegentheil jetzt muss der Landmann erst recht arbeiten; es ist die Periode der *Sommercultur*, an welche sich noch während der Ueberschwemmung die kurze Periode der *Herbstcultur* anreiht, wo einige Felder, von denen der überschwemmende Nil abgehalten wird, mit Durra und Mais bebaut werden, wozu in Unterägypten noch die Baumwolle und der Reis kommt. Die Arbeit besteht hier hauptsächlich in künstlicher Bewässerung. Ein Feld, das sich auch künstlich bewässern lässt, gibt zwei, oft drei Ernten im Jahr, das blos überschwemmte Land nur eine. In Oberägypten bildet letzteres bei weitem den grössten Theil und steht im Sommer brach; dafür ist aber auch die erzeugte Frucht, insbesondere der Weizen, viel besser und gesuchter, als die in Unterägypten, wo die meisten Felder auch im Sommer eingepflanzt sind. Um all diese Felder noch einmal künstlich zu bewässern, dazu ist viel Arbeitskraft, Geld und vor allem viel Wasser nöthig, das in Oberägypten schwer aufzutreiben ist. Wo es aber geht, thut man es, und solche Felder, die beiderlei Bewässerung zulassen, sind die besten und theuersten. Blos künstlich bewässerte Felder dienen hauptsächlich als Gärten oder Gemüseäcker.

Schöpfapparat.

Die in Oberägypten gebräuchlichsten Methoden und Maschinen zur Bewässerung sind das bekannte Wasserrad und namentlich der Schaduf oder Schöpfapparat, wozu in Unterägypten, wo die Hebung des Wassers nicht so hoch zu sein braucht, noch der Schwingkorb und eine Art Kammerrad kommen: sämmtlich Instrumente sinnvoller Einfalt, die ihren Zweck recht gut erfüllen. Künstliche grossartigere Pumpapparate stehen nur in den Pflanzungen der Paschas, das Volk will nichts davon wissen; hat sich ein Privatmann je einmal an diese Neuerungen gewagt, so lässt er sie nach einigen Monaten wieder stehen und kehrt wieder zur alten Praxis zurück, da bald etwas an der Maschine zerbrochen oder verstopft sein wird, und dann auf Hunderte von Meilen Niemand zu finden ist, der im Stande wäre, den Fehler auszubessern. Den Schaduf, wie er ist und steht, empfiengen die Fellah von ihren Vorfahren, dem Volk der Pharaonen. Am weichen Steilufer des Flusses oder eines Canales sind je nach der Höhe des Ufers eine Anzahl Spalten und dahinter Terrassen übereinander eingehauen, worauf je ein Wasserbecken construirt ist; der Boden des Beckens ist oft noch durch einige Lagen von Rohr- oder Palmstäben verstärkt. Der Schöpfapparat ist ungefähr nach dem Princip eines Ziehbrunnens eingerichtet, vielleicht noch praktischer. In dem obern Ende zweier Pfeiler aus rohen Palmstämmen oder noch häufiger aus Lehm ist ein Querholz eingebacken, und unter dessen Mitte balancirt mittelst eines Strick- und Stäbchengelenks ein längerer Wagebalken. Hinten, d. h. an dem vom Fluss abgewendeten kürzeren Ende endigt der Wagebalken in eine kolossale Lehmkugel, am andern Ende senkt sich ein Palmzweig herab, an dem unten eine meist lederne Schapfe befestigt ist. Die auf den Terrassen stehenden Arbeiter haben die Aufgabe, die Schapfe im untern Becken zu füllen und den Inhalt in das nächst obere zu entleeren, das Hinaufziehen der gefüllten Schapfe besorgt die Schwere des genannten Lehmklosses am Hebelarm, nnd der Arbeiter hat nur zu leiten. So dachte man schon in alten Zeiten an Kraftersparniss durch mechanische Mittel.

Im obersten Becken angekommen, fliesst das Flusswasser durch ein Canälchen in die Rabatten der zu bewässernden Felder.

Wenn der Fluss steigt, so wird eine Terrasse nach der andern weggeschwemmt, und beim Sinken baut man jedes Jahr wieder eben so viele neue. Die bewegende Kraft ist ein System von „Vätern des Schadufs“ oder *Schöpfmännern* in classisch brauner Nacktheit, welche von Strecke zu Strecke das Ufer des Nils beleben, und periodisch wimmernd jodelnde Töne von sich geben, während die Stricke und Balken ächzen und die Schapfen plätschern.

Wasserrad.

Ein weit complicirterer Apparat, der, wie es scheint, den alten Aegyptern nicht oder erst in späterer Zeit bekannt war, ist das *Wasserrad*. In Oberägypten ist es fast nur für Gärten im Gebrauch; Bedingung eines solchen ist ein womöglich das ganze Jahr Grundwasser haltender Brunnen in einer gewissen Tiefe, und das kann selbst eine Strecke draussen in der Wüste sein. Solches Wasser ist indess, wie alles in Aegypten gegrabene, immer etwas bitterlich, manchmal kaum trinkbar. Zwei gegenüberstehende Mäuerchen tragen einen gewaltigen, quer übergelegten rohen Palmstamm. Er ist die obere, einige Hölzer die untere Stütze einer an beiden Enden zugespitzten vertikalen Holzwalze, welche durch eine wagrecht oder schräg davon ausgehende Stange vermittelst Zugviehs in Drehung versetzt wird. Damit dreht sich unten ein unbeweglich mit der Walze verbundenes hölzernes Zahnrad; dieses bewegt ein tief in den Boden eingelassenes zweites Zahnrad und mit dessen unterirdisch verlängerter Horizontalachse muss sich das eigentliche Wasserrad ebenfalls drehen. An letzteres ist ein sogenannter endloser Strick gelegt, welcher unten in das Wasserbecken eintaucht. An dem Strick sind in geringen Zwischenräumen Thonkrüge angebunden, und zwar so geschickt liegend, dass sie unten im Brunnen sich mit Wasser füllen und erst ganz oben über dem Rad angekommen sich in ein daselbst befindliches Becken der Reihe nach entleeren. Leer steigen sie auf der andern Seite wieder in die Tiefe. Der von der Walze ausgehende Drehbalken, dessen divergirende Hölzer

am äussersten Ende oft nestartig gepolstert einen Bock für den Viehlenker abgeben, wird nun vom Zugthier durch die Deichsel im ewigen Kreise herumgeführt. Zur Verhinderung des Abweichens des Viehes von der Kreisbahn wird der Kopf desselben noch besonders mittelst eines Strickes oder Joches an der Hauptwalze befestigt, und in ähnlicher Absicht, oder zur Verhinderung des Schwindels werden ihm die Augen verbunden. Das Thier, ein Ochs, eine Kuh, ein Pferd, selten ein Kamel oder Esel, einmal in Gang gesetzt, läuft planetenartig in seiner streng begrenzten Cirkelbahn, so lange die vis a tergo, nämlich die Stimme des Treibers oder die Geisel, noch gewöhnlicher der Stichel, lebt. Am rüstigsten geht die Arbeit vor sich, wenn sich der Lenker, gewöhnlich ein nackter Fellahbube, auf oben gedachten Bock setzt und selbst kreisend sein Gespann im Feuer hält. Dabei erfüllt er noch ein Nebenamt. So oft das Gespann im Begriffe ist, seine Excremente zu entleeren, hält der Bube seine Hand unter und legt das gesammelte Material auf einem Häufchen neben der Kreisbahn nieder. Das mag weniger zur Sauberhaltung der Bahn, als zur Gewinnung des wichtigen aus getrocknetem Viehkoth bestehenden Feuerungsmaterials dienen, und solche Fladen sind auch in Menge an den Mäuerchen zum Trocknen angebacken.

Das ausgeschöpfte Wasser sammelt sich oben in einem Becken, aus diesem rieselt ein Canalbächlein zum Culturland, welches durch ein Netz rechtwinkliger Capillaren oder Rabatten, welche quadratische tiefere Feldchen umziehen, unter Wasser gesetzt wird. Den ganzen Raum des Wasserrads beschattet stets eine Laube oder eine Sykomore, und solche Plätze gehören zu den lieblichsten, die sich in diesem Lande finden. Der (einst heilige) Baum, die Laube, der Schatten, das plätschernde, Kühle verbreitende frische Brunnenwasser, oft weithin das einzige, und daher zur Tränke für Menschen, Vieh, Vögel, allerlei Gewürm, sowie für das Pflanzenreich dienend, das stille Kreisen des Viehes, das gemächliche Klappern der Zahnräder und die alles übertönende, bald knarrend stöhnende und schrillende, bald in unreinen, oft aber auch in reinen Accorden spielende Reibungsmusik der sich drehenden Hauptwalze erregen in ihrer Gesammtheit das Gefühl eines tiefen idyllischen Friedens.

Ernte.

Die Hauptzeit der *Ernte* des Getreides ist der April und Mai. Da zieht Jung und Alt, seltener auch die Weiber, denen mehr die häuslichen Geschäfte obliegen, in Begleitung von Haus- und Lastthieren hinaus auf's Feld. Man schneidet die Halme unten mit der Sichel ab, oder rauft sie ganz mit der Wurzel aus. Ueber die geschorenen Felder ergiessen sich dann das mitgebrachte Vieh und die Armen zum Aehrenlesen, während der Bauer seine Aehrenbündel zu einem grossen Haufen mitten auf dem Feld thürmt. Da bleibt das Getreide liegen, bis man Zeit findet, es weiter zu verarbeiten. Der alte Aegypter liess statt des Dreschens sein Korn, das er oben unter den Aehren abschnitt, vom Vieh zertreten. Das ist jetzt nur selten gebräuchlich, das Dreschen ist ganz unbekannt. Das Abtrennen der Aehren und das Entspelzen geschieht vielmehr allgemein durch den *„Norag"*, d. h. eine Art Wagen mit schneidenden Eisenrädern, welcher, von einem Bauern bestiegen und vom Vieh gezogen, die Kornpyramide auf einer mit Halmen bestreuten Bahn umkreist. Der Norag hackt Aehren und Halme in unzählige feine Stücke aus. Durch geschicktes Auswerfen dieser Stückchen und *Schwingen* in bewegter Luft, wie es auch schon die Alten machten, trennt sich das schwerere Korn von den leichteren, und daher weiter fliegenden zerhackten Halmen und Spelzen. Eine weitere Sichtung geschieht endlich noch durch das Kornsieb, welches nur die Körner durchlässt. Es ist nicht zu verwundern, dass bei diesem Process noch mancherlei Unreinheiten im Korn bleiben, und das gewöhnliche Marktgetreide besteht ausser dem Korn noch in einem erklecklichen Gemisch von Hackstroh, Thonstückchen, Unkrautpartikelchen, Kothbällchen, welche mit auf's Mass kommen, und es muss erst dem häuslichen Fleiss der Frauen unterbreitet werden, ehe an das Mahlen und Verbacken zu denken ist. Das Korn wird in Säcke oder Körbe, das Hackstroh (langes Stroh ist kaum in Aegypten zu haben) in Stricknetze verladen und durch Esel und Kamele in die Scheunen des Dorfes getragen.

Palmenhain.

Vom offenen Feld sehnen wir uns nach Ruhe, Schatten und Schlürfen der Waldluft. Was ist das, Wald? fragt uns mit Staunen der Eingeborne. Er versteht das Wort (hersch) so wenig als, wie wir oben gesehen, den Frühling (robi'a) oder die Wiese (merg). Alles das giebt es in Aegyptenland nimmer. Nun dafür, denken wir, haben wir ja etwas weit schöneres: die Palme, die gekrönte Fürstin der Bäume, ganze Palmenhaine; unter Palmen zu wandeln, erschien uns von Jugend auf als der Tropenwelt höchste Lust. Wir suchten Ruhe: statt des weichen Rasenteppichs finden wir in dem Haine einen ausgetrockneten, zerklüfteten, staubigen, oder, wenn bewässert, schmierigen Thonboden, struppiges, stachliges Gesträuch, durstiges Unkraut. Wir verlangten Schatten: der Schlagschatten des hohen schmächtigen Palmstamms ist kaum so breit wie unser Leib mit angezogenen Gliedern; wer sich in dieser Lage gebettet, liegt schon in der nächsten Viertelstunde wieder völlig in der nimmer ruhenden Sonne, die einzelnen Bäume sitzen zu sparsam, als dass ihre Schatten zusammen flössen; die Deckung durch die in schwindelnder Höhe stolz wedelnde Krone ist in der Entfernung unwirksam, und die lockeren Fieder der wenigen Kronenzweige lassen tausend Lichter durch. Wir wollten reine Luft einathmen: eine Palme hat nichts Aetherisches, Stamm und Blätter sind trocken und steif, zu athmen bekommen wir dagegen den Staub, der die Luft Aegyptens durchschwebt, hier im Hain sich dichter auf die mattgrünen Zweige und Blätter gesetzt hat und nun bei der leisesten Regung eines Lüftchens auf Haupt, Gewand und Lungen hinabfällt. Wie viel poetischer als ein Palmenhain ist denn doch der ihm sonst ähnelnde Fichtenhain! Uebrigens giebt es auch Viele, und vielleicht noch mehr, die für den Dattelbaum schwärmen. Lassen müssen wir diesem unter allen Umständen seine Nutzbarkeit. Sein Stamm dient theils ganz, theils der Länge nach gespalten, zu Bälken, sonst ist das Holz weder als Bau- noch als Brennholz geschätzt. Die Zweig- oder Blattrippen (gerid) werden viel benutzt zu Gittergestellen aller Art, zum Belegen der Zimmerdecken, zu Getäfel und Mosaikwerk, die Blätter werden zu Matten und Körben geflochten, auch als Besen

benützt, der Bast der Blattscheiden liefert Stricke und Matten, dient auch zum Reinigen des Körpers an Stelle des Badeschwamms. Auch gebraucht man die ausgefaserten breiten Enden der Blattstiele als Besen. Die Früchte bilden eine Hauptnahrung, ihre Süssigkeit dient wohl auch als Zuckersurrogat; und es wird Branntwein aus ihnen bereitet. Durch Anbohren des Herzens der Krone endlich erhält man den Palmwein, was aber den Tod der Palme zur Folge hat.

Garten.

Die Gärten der Landbewohner — wir reden nicht von den schönen Gärten mancher Pascha's und Europäer in der Hauptstadt, wo Pflanzen der gemässigten und heissen Zone, der alten und der neuen Welt in reizender, von fränkischen Gärtnern geleiteter Anordnung frei unter dem milden Himmel auf der fruchtbaren Erde immergrün wuchern — gewähren kaum mehr Befriedigung als ein Palmenhain, und unterscheiden sich von solchen auch nicht viel, denn die nützliche Palme ist meistens auch hier in diesen von einer Lehmwand umfriedigten, und durch ein Wasserrad bewässerten Räumen das Gestalt und Ansehen Gebende. Laub- und Obstbäume, welche die Zwischenräume dicht ausfüllen, geben zwar Schatten, Kühlung und mehr vegetabilische Luft, aber *es fehlt* der poetische Reiz, *der Blumenflor*. Dafür hat der ägyptische Landmann keinen Sinn, er denkt nur an den trockenen Nutzen. Da waren die alten Aegypter und sind auch noch heutzutage die Moslims anderer Gegenden viel poetischer. Auch die Anlage im Ganzen ist in der Regel unordentlich, kaum geht ein Weg durch, und der Besucher muss sich durch das dichte Gesträuch und stachelige Gestrüpp oft völlig hindurchbohren. Am meisten wird die Rose gehegt, von einer Züchtung dieser und anderer Zierpflanzen zu Spielarten, gefüllten Formen und Veredelung ist nicht viel zu sehen. Sonst zieht man noch etwa Jasmin, Rosmarin, die Resede, die Münze, die Sesbanie; eine besondere Liebhaberei haben die Leute zum Basilienkraut. Uebrigens bietet der Garten immerhin eine reiche Anzahl von Gewächsen, die das Gepräge des Südens zeigen, und ist daher wohl des Besuches werth.

Da steht neben der diöcischen Dattelpalme die stets dicho-

tomische *Dompalme* mit der cocosnussartigen essbaren Frucht; sie wird Cucifera thebaica genannt, weil die Thebais ihr Hauptbezirk ist, über den sie nördlich (über den 27. Breitegrad) nicht hinausgeht. Echte Akazienbäume in mehrfachen Arten, mit äusserst zierlich gefiederten Blättern, ziemlich niederem, das bekannte arabische Gummi ausschwitzendem Stamm, und zum Theil mit sehr adstringirenden, allgemein zum Gerben gebrauchten Gliederhülsen bilden unnahbar dichtes dorniges Gebüsch oder ganze Haine. Darunter bemerken wir auch wohl die erst unter Mohammed Ali aus Ostindien eingeführte stattliche Labbach-Akazie (Albizzia lebbek), die Myrte, eine Weide, den Johannisbrodbaum. Aus dem Fichtengeschlecht wird dem südlichen Boden höchstens die Cypresse entlockt, dagegen wuchern, deren Stelle vertretend, die Tamarisken. Dem Süden entstammend, kommt der Hegeligbaum (Balanites) und die Tamarhenna (Lawsonia), welche die hier so viel gebrauchte rothe Hennaschminke liefert, fort, die tropische Banane bringt ihre Fruchtzapfen, die feinste aller Obstarten, zuweilen zu süsser Reife. Ganz zu Hause ist hier Zizyphus spinae christi mit seinen Miniaturäpfelchen, der Granatbaum, der wilde Feigenbaum oder die Sykomore, der stattlichste Baum dieser Zone; der echte Feigenbaum liefert nur eine mittelmässige Feigensorte, der Citronbaum ein nur wallnussgrosses Citrönchen, der Pomeranzenbaum eine nur grüne, nur halbsüsse Apfelsine. Auch dem Oelbaum, dem Maulbeerbaum, der Stachelfeige (Cactus opuntia), die noch in Mittelägypten sich wohl fühlen, ist es hier bereits zu heiss. Aepfel, Birnen, Quitten, Pfirsiche, Pflaumen, Zwetschgen gehören einer kälteren Zone an, und es lässt sich aus ihren Bäumen, obwohl sie öfters angepflanzt werden, nichts Gutes hervorbringen. Wohl aber ist der gütige *Weinstock* auch hier verbreitet, und wird viel in den Gärten in Form von Lauben gezogen; seine üppigen zuckersüssen Beeren werden freilich bloss gegessen, fast nie zu Wein verwendet, nicht einmal von den Christen, die lieber im Dattelschnaps taumeln.

Feld- und Gartengewächse.

Von *Gemüsen* finden wir in dem Garten vor Allem die Bamie (Hibiscus esculentus, eine Malvacee) und die Moluchîe

(Corchorus olitorius, eine etwa spinatartig schmeckende Tiliacee), Kulkâs (Arum colocasia von kartoffelartigem Geschmack), die Eierpflanze (Solanum melongena), Paradiesäpfel (Solanum lycopersicum), während Solanum tuberosum, d. h. die Kartoffel, in Oberägypten fast gar nicht, auch in Unterägypten nur hie und da, z. B. bei Alexandrien, angepflanzt wird; sie kommt fast nur aus dem Ausland, ist theuer, hält sich schlecht und ist daher in Aegypten wenig verwendet; ferner giebt es Rüben, Mangold, Portulak, Spinat, Malven, Kopfkohl, Sellerie, Möhren (eine purpurrothe Art), Sauerampfer, Rauken, rothe Rüben, Lattich (roh oder gekocht, kaum mit Essig als Salat gegessen); endlich Rettiche (eine eigene Art, von der man in der Regel nur die Blätter, nicht die wenig scharfe Wurzel isst), Zwiebel, Knoblauch, Schnittlauch, Petersilie, Kresse, Senf, und von *Gewürzen:* Kümmel, Koriander, Anis, Dill, Fenchel, Schwarzkümmel, rothen Pfeffer. Ganz besonders gesegnet ist unser Bezirk mit *kürbisartigen Pflanzen* (Cucurbitaceen). Da giebt es nicht weniger als fünf Sorten der kühlenden Melonen, die gern manche andere fehlende Obstart verschmerzen lassen, Gurkensorten von Zwerg- bis Riesengrösse, zu vortrefflichem Gemüse verkochbare Kürbisse von oft abenteuerlicher Form und Grösse.

Mehr *auf Feldern* werden angebaut: von Getreidearten: Weizen, Gerste (nicht aber Hafer), Durra, Mais, selten die Sudanhirse (duchn) und Zuckerhirse, in Unterägypten Reis; von Hülsenfrüchten: Linsen, Saubohnen, Kichererbsen, Lupinen (tirmis), Lubien und mehrere andere Bohnenarten; von Grünfutter: Klee, Bockshornklee (helbe), Luzerne, Platterbsen. Ferner von Farbstoffen: Indigo, Henna (meist strauchartig), Saflor, Safran, Krapp; von Oelfrüchten: Reps, Lattich, Ricinus, Sesam, Saflor, Mohn; von Gewebstoffen: Lein, Hanf, Baumwolle (mehr in Unterägypten); von narkotischen Stoffen: Tabak, Hanf, Mohn (doch wird Opium und Haschisch meist von aussen eingeführt); endlich das Zuckerrohr, theils zur Zuckerbereitung, theils (eine geringere Art) zum Essen gebraucht.

Die Gärten und Culturpflanzen der Alten.

Grosse Sorgfalt wandten die *alten Aegypter* auf ihre Gärten. Blumen waren darin in reichster Menge, theils in der Erde, theils

in Stockscherben an den Beeten neben den Gartenwegen. Die grösseren Gärten hatten mancherlei Baumalleen und Parke für Wild und Geflügel, einen besonderen Küchen-, Baum- und Weingarten. In letzterem waren die einst viel mehr benützten Trauben in Lauben oder Kamerzen gepflanzt, bei der Traubenlese verwandte man, nach den Abbildungen zu schliessen, auch die in solchen Dingen unbestreitbare, aber bedenkliche Geschicklichkeit der Affen! Statt durch das Wasserrad, führten sie reichliches Wasser aus dem Nil durch besondere Canäle herein, und hatten in den Gärten meist Teiche und Seen angelegt, welche sowohl zur Bewässerung als zum Schifffahren und Fischen dienten.

Die cultivirten Pflanzen des alten Aegyptens waren grossentheils dieselben von heutzutage. An den in den ältesten Monumenten aufgefundenen Früchten und Pflanzen kann man nicht die geringsten Verschiedenheiten von den heutigen finden; manche wurden mehr als jetzt verwendet und angebaut, z. B. Ricinus, einige, wie Lotus (eine Art Seerose) und Papyrus (eine Art Riedgras), welche einst so berühmt waren, kennt der Eingeborene jetzt kaum dem Namen nach. Die Lotosblume war, wie die Sykomore, eine heilige Pflanze, sie galt als schönste Blume und ihr Wurzelstock und die Samen dienten als Nahrungsmittel, aus Papyrus wurden allerlei Flechtwerke bereitet: Matten, Vorhänge, Seile, Segel, leichte Canoës, ihr schwammiges Stengelmark diente als Nahrung und zur Bereitung des Papiers. Andere Pflanzen wurden erst später, manche erst in der neueren Zeit eingeführt, so die Baumwolle (übrigens schon von Plinius erwähnt), das Zuckerrohr (zur Chalifenzeit), Reis, Indigo, Tabak, Mais.

Die wild wachsenden Pflanzen.

Bei unserer Wanderung durch Feld und Flur haben wir nicht versäumt, auch die wild wachsenden Pflanzen zu beschauen und zu sammeln. Wir finden da nur weniges, womit wir bei unseren einstigen Touren im Vaterland die Botanisirbüchse füllten, denn wir haben „Linné's und selbst Decandolle's Reich" bereits hinter uns, wir stehen hier im „Reich Forskals und Delile's" in der subtropischen Zone der Palmen und Myrten. Indess

finden wir überhaupt nur wenig, weniger als in den meisten andern Gegenden der Welt, kaum mehr als in der Wüste, und was wir bekommen, das ist zum grossen Theil trocken, steif, dick, stachelig, haarig und filzig, dass es sich wenig zum Einlegen eignet. Die Holzarmuth des Landes ist so gross, dass man meist mit Mist feuert, die Waaren, wo es irgend möglich ist, statt in Kisten und Kästen in Gitterkäfige von Palmzweigen packt, und nur sehr wenig mit Holz baut. Ein grosser Theil des Bauholzes, auch für Schiffe, muss vom Ausland bezogen werden. Die ganze bekannte Flora von Aegypten, einschliesslich der dazu gehörigen Wüsten, beträgt 1140 Arten, wovon wieder wenigstens 400 dem Küstenstrich am Mittelmeer allein angehören. Der Pflanzenreichthum steht also in gar keinem Verhältniss zu irgend einem gleichgrossen District der gemässigten oder Tropenzone. Wo in diesem Lande ein Fleck ist, wo die Pflanze wild wachsen könnte, nämlich auf bewässertem Boden, da kommt gleich der Landmann hin, sät ihn ein, und vertilgt die wild wachsende Pflanze als Unkraut. Es giebt hier nur zweierlei Boden: cultivirten Thon- und Wüstenboden. Die Pflanze in den Wüsten entwickelt sich fast nur in Thälern, die Abhänge der Berge, mit Ausnahme einiger Rinnsale, sind erde-, wasser- und daher pflanzenlos. Es fehlen in diesem Lande die Gewächse der Felsen, der Alpen, der Wälder, Haiden, Wiesen, Schutthügel, der Sümpfe und Seen; denn theils giebt es dergleichen Oertlichkeiten nicht, theils entbehren sie des bleibenden Wassers und des Schattens. Es bleiben also nur Aecker, Brachfelder, unangebaute steile Uferraine, Hecken, der Fluss und das Bett eines Ueberschwemmungscanals. An solchen Orten sprosst nun allerdings eine erkleckliche Anzahl von Pflanzen, aber auch dann nur vereinzelt, sie bilden nie einen zusammenhängenden Ueberzug, ja nicht einmal die Gräser, die in ziemlicher Mannichfaltigkeit auftreten, vereinigen sich zu einem Rasenteppich, es giebt keine Wiesen, die sonst den Landschaften ihren Zauber verleihen, der einzige Ersatz dafür sind die Kleefelder, die zur Weide dienen, und die Kornfelder, so lange sie noch grün sind. Die Blätter der Pflanzen bringen es in der trockenen, sonnverbrannten, staubigen Atmosphäre nicht zu jenem frischen saftigen Grün, an dem sich das Auge so wohlt, und selbst den Blumen

und Blüthen gehen zumeist die tiefen, feurigen Farben ab. Die mehrjährigen Gewächse, also zumal die Bäume, sind immergrün, sie haben keine Ruhezeit, und zwischen den abfallenden Blättern des Vorjahrs sprossen im Januar schon wieder neue hervor. Moose, Farrnkräuter, Pilze, überhaupt Cryptogamen, giebt es äusserst wenige. Ganz fehlen in der wildwachsenden Flora die Orchideen. Manche, nicht viele der wildwachsenden Pflanzen hat das thonige Nilthal mit der Wüste gemeinschaftlich, und man hat beobachtet, dass solche Pflanzen, die in der Wüste lange faserige Wurzeln entsenden, um die äusserst spärliche, auf eine grosse Fläche vertheilte und in der Tiefe liegende Feuchtigkeit anzusaugen, in feuchten Culturboden angesiedelt, kürzere Wurzeln bekommen und zarter werden, so selbst dass zweijährige zu einjährigen werden.

Thierwelt.

Noch müssen wir die Gestalten der Fauna, was wir davon hier erblickt, flüchtig an uns vorüberziehen lassen. Des *Kameles* sonderbare Gestalt, das wichtigste Hausthier des heutigen Aegyptens, sehen wir überall in grösster Menge und in den verschiedensten Functionen; noch reicher an Zahl ist der nützliche einst dem Typho heilige *Esel,* unansehnlich, aber von vortrefflicher Race, neben dem das Pferd fast so zu sagen eine untergeordnete Rolle spielt. Letzteres dient nur einigen der Vornehmsten zum Reiten, oder zieht die Mühle, selten den Pflug. Das gewöhnliche ägyptische *Landpferd* hat nicht viel mit dem berühmten arabischen gemein, es ist ziemlich plump, galoppirt viel, trabt wenig, soll aber ausdauernd sein. Uebrigens sind auch viele Pferde eingeführt: aus Arabien, Syrien, Nubien, Darfur, der Berberei, Europa. Das Maulthier wird viel zum Tragen benützt, wie auch das Pferd und der Esel.

Noch vor kurzer Zeit war Aegypten reich an *Rindvieh,* die Seuche des Jahres 1863 und der folgenden Jahre, die noch jetzt fortglimmt, hat die alte langhornige Race, wie man sie auf den Denkmälern sieht, fast gänzlich vernichtet. Die fremden eingeführten Thiere, das Rind des Sudan und europäische Racen gewöhnen sich nur schwer an das Klima, das ebenfalls einge-

führte indische und afrikanische Zebu, welches schon die alten Aegypter verwendeten, eignet sich nach der Meinung der Bauern wenig zu den Geschäften des Landbaues dieser Gegend, die, was das Vieh angeht, im Pflügen, Umziehen des Wasserrads und des Schnittschlittens (Norag) bestehen. Zum Glück ist der grauschwarze *Büffel,* der gern ein amphibienartiges Leben führt, sowie das Kamel von der Seuche verschont geblieben, und er bildet ein Surrogat für das Rind durch seine starke, wenn auch langsame Arbeit, reichliche gute Milch, kräftiges, freilich etwas rauhes, zähes Fleisch und starkes Leder. Das Fleisch des Kamels und seine Milch ist wenig geschätzt. Weder Büffel, noch Kamel finden sich von den Alten abgebildet. Die hauptsächliche Fleischnahrung liefert das meist dunkelbraune, dickwollige, zur Fettschwanzrace gehörige *Nilschaf,* mit wolligem Busch auf dem Kopf, und für die Aermeren, wenn sie je Fleisch essen, die *Ziege,* beide waren einst heilig. Die eigentliche sogenannte ägyptische Ziege mit den langen Ohren und der krummen Nase wird mehr in Unterägypten gesehen. Das unreine *Schwein,* einst Emblem Typho's, hört man höchstens im Stalle eines römisch-katholischen Mönchs oder eines griechischen Schenkwirths grunzen. Das strenge Verbot seines Fleisches durch Moses und Mohammed beruht indess mehr auf einem schon von den alten Aegyptern überkommenen Vorurtheil, als auf grosser Weisheit, denn die Europäer in Cairo und Alexandrien und die Griechen in Oberägypten lassen sich dasselbe ohne Nachtheil wohl schmecken, und der Eingeborene selbst isst mit Vorliebe das fetteste Hammelfleisch auch in der heissen Jahreszeit. Uebrigens wurde von den alten Aegyptern Schweinefleisch wenigstens einmal im Jahr, beim Opfer des Typho, gegessen.

Von dem Dasein des halbwilden schakalartigen *Hundes,* der wie der Schakal einst heilig war und in Lycopolis in grosser Menge einbalsamirt wurde, haben wir schon uns zu überzeugen Gelegenheit gehabt. Die *Katze,* als deren Stammmutter die oberägyptische und nubische Felis maniculata gilt, führt eine sehr naschhafte und räuberische, ebenfalls halbwilde Lebensweise; sie wird von den Bekennern des Islam vor dem Hund weit bevorzugt, theils auch mit heiliger Scheu betrachtet und geschont, weil sie die Ginns oder Geister gern als Form und Medium

benutzen sollen; den alten Aegyptern war sie heilig. Gar nicht selten ist, sowohl in der Wüste, als in Ruinen und Steinbrüchen am Rand des Nilthals die *gestreifte Hyäne*; nur Nachts kommt sie in's bewohnte Land und sucht nach Aas. Ebenfalls am Rande der Wüste, aber immer in der Nähe des bewohnten Landes haust der in Oberägypten „Dib“, d. h. eigentlich Wolf genannte *Schakal* (Canis aureus), bei Nacht und vor Tagesanbruch hört man allenthalben sein gräuliches Geheul im Concert mit dem etwas anders klingenden der Hunde der Bauern, welche ihn von seinen Raubzügen in die Gehöfte abhalten sollen; denn er begnügt sich nicht mit Aas, sondern frisst noch lieber Geflügel, Lämmer, Ziegen. Auch der *Nilfuchs* (Canis niloticus) liebt das Geflügel, am ausgiebigsten ist aber die Jagd nach ihm in den Gärten, besonders zur Zeit der Traubenreife. In der westlichen Wüste vertritt ihn der kleine Ohrenfuchs oder Fennek, in der östlichen der diesem ähnliche Canis famelicus. Von Raubthieren findet sich noch zuweilen der Sumpfluchs, die wilde Katze (Felis maniculata), einige andere Schakalarten (Canis mesomelas und variegatus), die Genettkatze und das Stinkthier. Die Pharaonsratte oder Ichneumon gehört, wie der wilde Eber, Unterägypten an. Von den Antilopen, welche die Wüste bevölkern, ist die häufigste und auch zuweilen dem Nil sich nähernde die *Gazelle* (Antilope dorcas); das saubere Thierchen wird nicht selten von Eingebornen aufgezogen. Häufig ist im Nilthal und in der Wüste der *Hase* (Lepus aegyptiacus), besonders bei Tamarindenhainen. Man macht aber keine Jagd auf ihn; der ächte Mohammedaner verschmäht sein Fleisch. Ueberhaupt ist der Nilbewohner kein grosser Jäger, obwohl hier die Jagd noch frei ist. Indess giebt es einige Jäger von Profession, besonders Hyänenjäger, gewöhnlich Beduinen. Den alten Aegyptern war die Jagd eine Hauptliebhaberei. Nicht selten sind *Igel*, während das Stachelschwein, von den alten Aegyptern abgebildet, kaum mehr zu treffen sein wird. Auch das einst heilige Fluss- oder Nilpferd ist längst aus dem eigentlichen Aegypten vertrieben, sein nahes Vorkommen in den oberen Nilländern macht sich aber durch die aus seiner Haut verfertigten, sehr im Schwunge stehenden Gerichtspeitschen fühlbar.

Ausser den zahllosen *Mäusen* und *Ratten* des Hauses, der

Schiffe, der Vorrathskammern treiben sich auf den Feldern und Erddämmen grosse dickköpfige *Feldmäuse* herum, welche den Bauern mancher Gegenden als Leckerbissen gelten. Auch eine Spitzmaus, welche den Alten heilig war, kommt vor. In Grotten, alten Tempeln und Gräbern halten sich *Fledermäuse* auf, in vielen Gattungen und Arten und in fabelhafter Zahl der Individuen; eine der interessantesten ist der dattelnfressende, nicht blutsaugende Vampyr (Pteropus ægyptiacus).

Affen, bei den Alten heilige Thiere, finden sich zwar im eigentlichen Aegypten nirgends wild, man findet solche aber häufig genug bei Affenbändigern von Profession; ein „rechter Mann" hält keine Affen, solche bringen Unsegen (jedenfalls Unordnung und Unreinlichkeit) in's Haus. Auch andere wilde Thiere, ausser Gazellen, hält man nicht gern, da sie keinen Nutzen bringen. Nur die grossen Pascha's in der Hauptstadt haben gern Löwen u. dgl. in ihrem Hofe. Die grossen Thiere des Sudans (Giraffen, Antilopen, Strausse) trifft man öfters während der Nilschwelle im Spätsommer und Herbst auf den Barken der Sudanhändler (gellâb), welche sie in Cairo verkaufen.

Unter den *gefiederten Geschöpfen* sind die meisten der etwa 360 betragenden Arten alte Bekannte aus Europa. Diese Welt ist im heissen trockenen Vorsommer fast wie ausgestorben, und an einem heissen Sommermittage verstecken sich diese wenigen noch und verstummen. Auch die Strandvögel sind meistens mit europäischen Arten identisch, theils sind sie aber auch specifisch ägyptische, oder wenigstens afrikanische Arten. Unter den Raubvögeln nennen wir: den grossen weissköpfigen und Ohrengeier, den kleinen Aasgeier, einige Adler- und Falkenarten (besonders den kleinen Thurmfalken und einige Edelfalken, die heute noch, wie bei uns im Mittelalter, zur Baize oder Falkenjagd gebraucht werden; ein Falke war dem Sonnengott Ra heilig), den allenthalben hörbaren Schmarozermilan, einige Eulen; von Klettervögeln: den Sporn- und Strausskukuk, während Spechte fehlen; unter den Schreivögeln: eigenthümliche Nacht- und Mauerschwalben (von denen sich Cypselus parvus an das Gebiet der Dompalme hält), unsern auch in ganz Aegypten gemeinen Wiedehopf, ferner Bienenfresser, einen Eisvogel; in der Ordnung der Singvögel (im weiteren Sinne) die Nebelkrähe (?),

während der grosse schwarze „Noarabe" (Corvus umbrinus) der Wüste angehört; ferner die Haubenlerche, den auch hier gemeinen Sperling, einen Würger, eigenthümliche Schwalben, die Bachstelze und von eigentlichen Sängern die ägyptische Nachtigal und die Steinschmätzer; es fehlt im Ganzen der Vogelsang in Aegypten, die durchziehenden oder überwinternden Sänger haben im Winter nicht ihre Singzeit. Von Feldhühnern fliegt im Nilthal, noch mehr in der Wüste, das gackernde Flughuhn (Pterocles), die Wachteln erscheinen in Massen nur als Zugvögel. Einheimische Watvögel sind, abgesehen von denen der unterägyptischen Seen, der Brachvogel, der hinter weidenden Viehherden stets einherschreitende einst heilige Kuhreiher, die beiden Silberreiher, der Spornkibitz, der ägyptische Regenpfeifer (der berühmte Trochilus der Alten), der Marabut; endlich gehört hieher von Wasservögeln die Nilgans und mehrere Möven und Seeschwalben. Dagegen wird das Land im Winter das Stelldichein einer guten Zahl der grossen, lebhaften Vogelwelt. Was einen Wandertrieb hat, kommt vom Norden nach Aegyptenland, fast die einzig mögliche Strasse in's Innere Afrika's, um hier entweder zu überwintern oder noch südlicher zu ziehen und Ende Winters wieder durchzureisen. Zugleich kommen auch, sobald der Nil über die Fluren sich verbreitet, in ungeheuren Schaaren die Wasser- und Sumpfvögel vom Gestade des Mittelmeers und der unterägyptischen Seen nach Oberägypten herauf.

Von Federvieh werden besonders Hühner und Tauben gehalten; ersteren wird die Fortpflanzung durch die schon zur Zeit der Alten bekannten Brutöfen erleichtert, letzteren werden überall Wohnungen angewiesen, oft geräumiger und eleganter als die der Menschen, und darin leben sie, sowohl die zahmen scheckigen oder weissen Zuchten, als die bläulichen wilden, an welche sich noch die ebenfalls häufigen zierlichen Turteltauben reihen, in ungeheurer Zahl. Beschränkter ist die Zucht der Gänse, Enten und des Truthahns, der hier „Maltahahn" heisst.

Die bunten Vögel des Tropengürtels bleiben innerhalb des Wendekreises, der das eigentliche Aegypten nicht mehr berührt. Nur einige wenige derselben wandern mit der Regenzeit der Tropen, also im Vorsommer aus und ziehen nach Norden, aber

hier nur nach Aegyptens Süden, so der heilige Ibis, der Nimmersatt und ein afrikanischer Colibri oder Honigsauger.

Die Zunft der *Reptilien* ist durch ausgezeichnete Geschlechter und Arten vertreten. Das Nilkrokodil haust immer noch, wenn auch selten geworden, in Oberägypten und heischt sich jährlich einige Menschenopfer. Seinen ihm ähnlichen kleineren, seine Eier vertilgenden Feind, welchen man mittelst des arabischen Namens Uáran zur Warneidechse (Monitor) gemacht hat, sieht man nicht selten an den Gehängen des Flusses und seiner Canäle herumstreichen, während der Bergwaran (Psammosaurus) der Wüste angehört. Von Schildkröten kommt in Aegypten eine schöne Flussschildkröte im Nil vor (Trionyx niloticus). An Rainen sonnen sich überall bunt gefärbte hurtige Echsen, und an der Untermauer fast jeden Hauses hat sich der schlüpfrige, einst officinelle Scink eingewühlt. An den Wänden der Zimmer schlüpfen und quiken die kleinen nächtlichen Geko's, die naschhaften, sonst unschuldigen „Väter des Aussatzes.“ Auf Bäumen mag man hie und da das durch seinen Farbenwechsel berüchtigt gewordene Chamäleon bemerken, während die Erdagamen und Hardune, manchmal in hübsch gefärbten, bis zu mehreren Fuss langen Formen mit langen Wirtelschwänzen, die Wüste lieben.

Aegypten war von jeher berüchtigt als Schlangenland. Es finden sich gegen 20 Arten, giftige und nicht giftige. Wie zu Moses Zeit, giebt es noch heutzutuge eine beträchtliche Anzahl Schlangenbeschwörer. Wer Schlangen sammeln will, muss sich an diese Leute wenden, welche ein grosses Geschick im Aufspüren und Herlocken dieser Geschöpfe haben. Den Schlangen, mit welchen diese Psyllen Vorstellungen geben, hauptsächlich der einst heiligen Schildviper (Naja haje), sind stets die Giftzähne ausgebrochen. Am häufigsten bei den Alten abgebildet ist die ebenfalls sehr giftige Hornviper.

In den stehenden Gewässern, welche die Ueberschwemmung zurücklässt, entwickeln sich alljährlich Millionen von Fröschen und Kröten, mit der Austrocknung des Landes gehen sie bis auf eine kleine Zahl von Stammmüttern, die sich irgend ein feuchtbleibendes Plätzchen ausgesucht oder sich in eine tiefere, feuchtere Erdschicht eingegraben haben, zu Grunde. Salamander fehlen gänzlich.

Zu den schätzbarsten Gaben des gütigen Nilstroms gehören seine *Fische.* Es sind meist eigenthümliche Formen, die mit denen europäischer Flüsse wenig, mehr mit denen anderer afrikanischer Flüsse, z. B. des Senegal, gemein haben. Die Zahl aller bis jetzt vom Nil in seinem ganzen Laufe bekannten Arten beträgt etwa 80. Sehr interessant ist ihre geographische Verbreitung: 17 Arten finden sich im untern Nil, d. h. unterhalb der Katarakten; hievon sind einige offenbar Mittelmeerfische, welche vom Meer periodisch flussaufwärts wandern, so einige Harder (Mugil), die Finte (Clupea) und der Aal; sie finden sich daher auch mehr in Unterägypten. Aus ersteren werden hauptsächlich die arabischen Häringe (Fesîch) gemacht. 36 Arten sind im oberen und unteren Nil gefunden worden, in letzteren kommen viele solche nur zur Zeit der Ueberschwemmung. 19 Arten sind charakteristisch für den oberen Nil, wovon 8 auch in den westafrikanischen Flüssen vorkommen und ächte Tropenformen sind. Im Ganzen hat der Nil 26 Arten mit Westafrika gemein, mit Ostafrika aber nur 5—6. Vertreten sind im untern Nil ausser den oben genannten Mittelmeerformen die Familie der Barsche, der Karpfen und besonders reich die der *Welse,* wozu auch der electrische Zitterwels gehört, ferner die rein tropische Familie der Characinen und Chromiden, und die nur afrikanische der Mormyriden. Interessant ist der Flösselhecht (Polypterus), einer der wenigen lebenden Ueberbleibsel der in der Vorwelt so reich vertretenen Schmelzschupper (Ganoiden), und der Kugelfisch (Tetrodon), eine dem Meere, und zwar dem indischen und rothen, nicht dem mittelländischen zukommende Form. Mit der Ueberschwemmung kommen die Fische, die jetzt besonders zahlreich sind, in alle Canäle und auf die Ueberschwemmungsflächen. Die armen Wesen können nun, wenn die Wasser einzutrocknen beginnen, nicht mehr zurück, und ein grosser Theil der jungen Brut geht, wie die der Frösche, zu Grunde; daselbst werden sie in grösster Menge mit leichter Mühe, selbst von Kindern, gefangen. Die alten Aegypter waren schon vortreffliche Fisch-, wie überhaupt Thierkenner, und viele Nilfische, sowie auch Fische aus dem nahen Rothen Meere sind theils auf Gemälden, theils plastisch sehr kenntlich abgebildet, besonders die heiligen: der Oxyrhinchus mit der sonderbaren

Schnauze, der Lepidotus (wahrscheinlich eine Barbe), der Phagrus oder Aal, und der Latus, der vielleicht der Zitterwels ist.

In dem grossen Reich der *Insekten* zeigt Aegypten sehr viele südeuropäische, aber auch schon, namentlich in Oberägypten, specifisch afrikanische Formen. Auffallend arm ist das Land an grossen *Tagschmetterlingen,* worunter auch der weltbürgerliche Distelfalter; viel häufiger sind die kleinen mottenartigen Schmetterlinge, welche bei Nacht das Licht umschwärmen. Unter den ebenfalls nicht sehr zahlreichen Käfern sind die gemeinsten die Schwarzkäfer und Mistkäfer. Der bekannteste ist der *heilige Pillenwälzer* (Ateuchus sacer), der Scarabæus der Alten, der von den alten Aegyptern auf Denkmälern und auf Gemmen so viel dargestellt wurde. Seine Kugel, die er wälzt, wird in der fast pantheistischen Götterlehre mit der Weltmaterie verglichen, die als Kugel gedacht wird. In diese sind von dem Princip des Lichtes und der schöpferischen Naturkraft, der Chepera, deren Symbol eben jener Käfer ist, und zwar immer in Verbindung mit der Sonnenscheibe, die Keime des Werdens und des Lichts gelegt, wie der Pillenkäfer die Keime in seine Kugel legt. Die Gottheit Ptah, d. h. die bildende und treibende Kraft, giebt diesen Keimen dann die Gestalt und schafft die Gebilde des Himmels und der Erde. Ferner finden sich besonders schöne Prachtkäfer (Buprestis), Sandkäfer (Cicindela), Verwesungskäfer (Hister, Dermestes), und bei der Ueberschwemmung zahlreiche Wasserkäfer.

In schönen und grossen Formen treten die wespenartigen Insekten oder Aderflügler auf. Die ägyptische *Biene* ist nur eine Spielart der unsrigen und auch schon in Europa eingeführt. Die Bienenzucht war bei den alten Aegyptern berühmt, jetzt ist sie unbedeutend. Die Eingeborenen essen zwar sehr viel Honig, aber schwarzen, d. h. Zuckerrohrmelasse, der „weisse" Honig wird meist aus Arabien eingeführt und ist kostbar. Die Bienenzüchter sollen die Bienenkörbe auf Barken und auf Kamelen nach den Weideplätzen und selbst in andere Provinzen bringen und nach der Sammelzeit sie wieder nach Hause schaffen. Zu dieser Ordnung gehören auch die *Ameisen*, welche sich in allen Häusern Zutritt zu verschaffen wissen, und Speisen, nament-

lich Zucker, müssen vor ihnen hermetisch abgeschlossen, aufgehängt oder durch einen Wasserring geschützt werden.

Von den Geradflüglern sind die *Heuschrecken* von jeher eine Hauptlandplage in Aegypten, sie waren die achte der zehn Plagen zu Moses Zeit, und zu dem lästigsten Ungeziefer gehören die *Kakerlaken* oder Schaben, bei denen sich zu den einheimischen Arten auch noch die amerikanische gesellt hat.

Unter den Netzflüglern finden sich am Nil und an Canälen überall Eintagsfliegen und schöne Libellen, besonders eine röthliche Art. Auch gehören hieher die Termiten, die aber noch nicht recht heimisch und gefährlich geworden sind.

Eine Hauptrolle spielen die *Zweiflügler;* es sind erst einige hundert Arten bekannt. Die gemeine Stubenfliege ist nirgends kecker als hier und verbittert wesentlich das sonst so angenehme Leben in dem warmen Lande. Ebenso schlimm ist die Stechmücke (Culex), und zwar fast mehr durch ihren nächtlichen Schwärmgesang, der den Neuling beim Einschlafen zur Verzweiflung bringen kann, als durch ihren empfindlich brennenden Stich. Ihre wurmartigen Larven erfüllen zu gewissen Zeiten alle stehenden Gewässer und wimmeln im Trinkwasser, das man dann nur durch ein Tuch geseiht oder, wie es der gemeine Mann macht, mittelst des zwischen Lippen und Krug gehaltenen Rockärmels trinken kann.

Auch sonst giebt es in dem Lande der Palmen *Ungeziefer* mehr als genug: Flöhe, Wanzen, Läuse in allen bekannten Gestalten. Dazu kommen endlich noch die Skorpione, Taranteln und Tausendfüssler, und die Quäler der Thiere: Bremsen und Zecken.

Von Krustenthieren kommen im Nil statt unseres Flusskrebses mehrere Arten *Krabben* (Telphusa) vor, und wir fanden in der Thebais in Menge eine Garnele (Palemon), eine Gattung, die sonst nur im Meere oder im untern Lauf der Flüsse vorkommt. Zur Zeit der Ueberschwemmung entwickelt sich eine Menge winziger Krebschen in den sich nach und nach durch Durchsickern des Nilwassers füllenden Gruben: Blattfüssler, Wasserflöhe, Muschelkrebse mit Räderthieren und Infusorien, um nach wenigen Wochen bei der Eintrocknung des Bodens wieder scheinbar spurlos zu verschwinden.

Endlich fehlen auch Süsswasser-Muscheln, Süsswasserschnecken und Würmer, worunter der ägyptische Blutegel, nicht, doch auch sie zeigen keine grosse Mannichfaltigkeit. Der *monotone* Charakter des Landes war es, der uns schon früher auffiel, er geht auch durch seine Fauna und Flora, der Artenreichthum ist fast in allen Classen verhältnissmässig auffallend gering.

Denkmäler der Vorzeit.

Wir haben uns der Wüste genähert, vor uns liegt ein Ruinenfeld. Halbwilde Steinblöcke, zertrümmerte Kolosse und deren Glieder, umgestürzte Säulen, tief im Schutt vergrabene Mauern liegen ausgesäet da; was sich transportabel zeigt, ist in alle Welt zerstreut. Dazwischen stehen aber noch hoch und hehr die bewundernswürdigsten Baudenkmale einer edeln grauen Vorzeit, die Jahrtausende zurückreicht. Viele sind doch noch so erhalten, dass man den Plan und durch Zusammenstellung dieser und jener Ruine ein genaues Bild des einstigen Zustandes erhält. Was wir von Bauten finden, sind fast ausnahmslos Werke der Pietät. Privatgebäude, selbst Königspaläste existiren fast keine mehr, sie waren aus leichten zerstörbaren Materialien gebaut, jene sogar nur aus getrocknetem Lehm in Backsteinform. Die Wohnungen der ewigen Götter und der Todten aber sind so fest gebaut, dass selbst die Barbaren sie nicht ganz überwältigen konnten, deren Rohheit und Zerstörungssucht fast ebenso grossartig war, als die Kunst und die Baukraft der Errichter.

Wir wollen nicht in's einzelne eingehen, nicht weiter erzählen von den Hunderten von Sphinxen, welche den Zugang zu den Tempeln bilden, von den wie Wächter des Heiligthums dastehenden oder sitzenden Riesenstatuen aus polirten Granitmonolithen, den hochaufstrebenden zierlichen Obelisken, den alles überragenden Thorthürmen oder Pylonen, den Säulenhöfen und Säulensälen mit zuweilen nicht weniger als 36 Säulen von oft 70 Fuss Höhe und 37 Fuss Umfang aus einem Stein, und endlich dem allerheiligsten Hinterbau, wo geheimnissvoll das Götterbild stand. Und das, was wir angeführt haben, ist nur ein Schema, ein System eines Tempels. Bis vier solcher Sy-

steme können hinter einander liegen, und das grosse Ganze, eine Tempelstadt, ist von einer weitgehenden Umfassungsmauer umfriedigt. Keine Beschreibung, keine Abbildung kann den überwältigenden Eindruck wiedergeben, den diese Bauten, denen keine mehr auf Erden gleichen, auch auf den rohesten Beschauer machen. Das Volk selbst schreibt sie den Ginns zu oder dem Volke Pharao's, für welches es aber, wie für die Erzväter von Adam und Noah bis Abraham, eine über die jetzige hinausgehende Menschengrösse annimmt; andere meinen auch, hier haben einst die Väter der Franken gehaust, und die Franken besuchen diese Stätte desshalb so oft, um die Heimath und die Werke ihrer Ahnen zu beschauen. Den Franken allein trauen sie solche grossartige Werke zu.

Indess nicht bloss das Kolossale, auch der geschmackvolle Baustil mit den sämmtlich gegen oben verjüngten Gebäudeformen, den bei aller Dicke doch nicht plumpen Säulen, sowie der namenlose Fleiss und die Sorgfalt in der Ausführung des Einzelnen (fast sämmtliche Flächen der Mauern, Thürme, Säulen sind mit Figuren über und über bemalt oder sculptirt) ringen uns unsere Bewunderung ab. Zwar wollen uns diese Sculpturen und Malereien nicht recht gefallen. Wir verlangen von einem Künstler mehr als Fratzen und Hampelmänner. Es fallen uns die antediluvianischen Saurierdrachen, die Megatherien und alle jene gewissermassen unvollkommenen, auch grossentheils kolossalen Erstlingsversuche der schaffenden Naturkraft ein. Die Figuren kommen uns entsetzlich steif, geistlos, über einen Leisten geschlagen, aller und jeder Perspective bar vor.

Haben wir aber die erste Abneigung überwunden, bedenken wir die von der Hierarchie, jener Macht, welche rohe Völker emporhebt und die gehobenen niederdrückt, den talentvollen Künstlern gesetzten Schranken; vertiefen wir uns weiter im Studium jener Gebilde; sehen wir duldsam ab von dem, was unschön ist: so werden wir immer noch viel Schönes, namentlich aber Wahres und sehr Vieles finden, und daher haben diese Dinge einen so grossen historischen Werth. Durch diese Darstellungen, in Verbindung mit den von den Gelehrten jetzt meist leicht entzifferten Hieroglyphen und mit Zuhilfenahme einiger wahrheitsliebender Geschichtsschreiber des Alterthums, nament-

lich Herodot's, kennen wir das alte Aegypten, zumal in culturhistorischer Beziehung, genauer als viele jetzt lebende Völker, ja vielleicht als das am Nil lebende Volk von heutzutage.

Noch feiner und anschaulicher finden wir die Bilder und Scenen in den Grabkammern, wo die Farben nicht erblasst und ausgerieben sind, sondern glänzen wie gestern erst gemalt. Da treffen wir auch die Menschen des alten Aegyptens und viele Thiere als Mumien leibhaftig, sowie pflanzliche Gebilde und Geräthe aller Art, die man dem Todten mit in's Grab gab. Diese liegen freilich in den Jedermann zugänglichen Grabkammern nicht frei zur Beschauung da, wie die Wandgemälde, die Statuen und Bauten, sondern sie müssen erst gefunden oder ausgegraben, oder den Eingebornen und Europäern, die einen Handel damit treiben, abgekauft werden; am schönsten sieht man sie in den Staatssammlungen der Hauptstädte Europa's, in neuester Zeit aber auch in ausgezeichneter Weise in der ägyptischen Sammlung der einheimischen Regierung in Cairo (Bulak), welche diese Art Schatzgräberei jetzt allein treiben will und sie den Privatleuten, natürlich ohne Erfolg, verboten hat. Solche Gräber waren vor allem auch die Pyramiden, jene höchsten, ältesten und ewigsten aller Bauwerke der Menschheit. Sie finden sich aber nirgends im eigentlichen Oberägypten, sondern nur in Mittelägypten und wieder weit oben im Laufe des Nils, im alten Aethiopien.

So haben wir unsere Wanderung in der wunderbaren Thebais beendigt und kehren, reich an Beobachtungen über das Land, seine Natur und Menschen von heute und ehemals, an unsern Ausgangspunkt zurück.

III. Kapitel.

Werk-, Feier-, Jubel- und Trauertage.

Werktagsleben des gemeinen Mannes.

Einfach und gleichmässig wallt das Leben des gemeinen Stadtbürgers in Oberägypten hin. Vor Sonnenaufgang erhebt er sich von seinem Lager und verrichtet seine religiöse Morgenwaschung und sein Frühgebet, das Morgengebet nach Sonnenaufgang ist nach den Religionsgesetzen unstatthaft, und die Sonne über seinem schlafenden Haupte aufgehen zu lassen, wird allgemein als gesundheitsschädlich gehalten; dann trinkt er sein Tässchen Kaffee zur Pfeife, zu Hause oder im öffentlichen Kaffeehause. Sein Frühmahl, das er nach, zuweilen auch vor dem Kaffee einnimmt, besteht aus den Ueberbleibseln der Abendmahlzeit oder aus Mehlfladen mit Milch, oder er holt sich um eine Kleinigkeit vom Markt die immer bereite Nationalspeise Ful, d. h. gedämpfte Saubohnen. Dann geht er seinen Geschäften nach, kauft, verkauft, schreibt, schafft, wandelt, aber all das mit Gemächlichkeit, Musse und Ruhe des Gemüths. Was heute nicht ist, kann morgen noch werden, auf gut arabisch: bokra in schá allah (Morgen, so Gott will), das steht mit grossen Ziffern auf seiner Stirne geschrieben. Die dringendsten Geschäfte lassen immer noch ein Viertelstündchen frei, um mit Bekannten bei Kaffee und Tabak zu plaudern, sei es in der Kaufbude, der Werkstatt oder der Amtsstube. Und der Bekannten sind's viele, der Viertelstündchen werden's immer mehrere. Hie und da geht auch die Arbeit oder die Lust dazu aus, und er zieht selbst von einem Freund zum andern. Das tägliche Brod für sich und seine Familie wird sich schon finden, ist ja „robinna kerim“ (unser Herrgott ist gnädig, freigebig); viel bedarf er nicht und im Nothfall wird ihn sein weichherziger

Nachbar nicht hungernd zu Bette gehen lassen. Schon vor dem Mittagsruf des Moscheenthürmers hat er sich zur Stunde des Gebets vorbereitet, geht nach Verrichtung dieses nach Hause und geniesst sein sehr einfaches Mittagsbrod, nämlich meist nur Brod mit Früchten, oder mit weissem Landkäse, Milch, gesalzenen Fischen, Zuckermelasse (sogenanntem schwarzem Honig).

Um sein Mittagsschläfchen lässt er sich nicht verkürzen, zumal an heissen langen Sommertagen; er pflegt dessen im Hause oder in seiner Marktbude, im Café oder an irgend einem schattigen Plätzchen der freien Natur, und es veröden um diese Zeit die Strassen und Märkte. Erst um die Vesperzeit rührt er sich wieder, er beginnt den zweiten Tagesabschnitt wie den ersten, mit Abwaschung, Gebet und Kaffee, und befleissigt und tummelt sich, den Rest des Tages für die vertrödelte und verträumte Zeit zu benützen. Denn nur kurz ist dieser Rest, und mit dem letzten Glimmen der untergehenden Sonne ruft der Thürmer wieder, der Kaufmann schliesst seinen Laden, der Arbeiter legt sein Handwerkszeug weg, der Schüler, Schreiber und Gelehrte schlägt sein Buch zu. Diese Bummlerei, wie sie wenigstens in der Provinz Regel ist, ist indess nicht bloss Folge von Trägheit, sondern mehr noch von Mangel an Geschäften und an Handelsverkehr, nicht ohne Schuld ist auch der Mangel an einem Ruhetag in der Woche. Wenn es darauf ankommt, zeigt der Eingeborne oft grossen Feuereifer und selbst Ausdauer.

Der Bauersmann hat mit dem Bestellen der Felder weniger Musse zum süssen Nichtsthun, aber auch er überarbeitet sich nicht. Seine Arbeit ist bei der Gelindigkeit und natürlichen Fruchtbarkeit seiner Erde im Verhältniss zu der des nordischen Bauers eine ziemlich leichte und besteht grösstentheils in künstlicher Bewässerung, welche meist von jungen Menschenkräften oder vom Vieh besorgt wird. Wo er kann, macht auch der Bauer sich ruhige Stündchen und schläft und plaudert und singt. Auch ihm pressirt es nicht. Dieses *Nichtpressiren*, das auf's engste mit dem Fatalismus zusammenhängt, ist dem Europäer, wenn er Eile hat, ebenso unerträglich, als wohlthuend, wenn er von dem ewig hastigen, rasenden Occident ein wenig ausruhen will.

Nach verrichtetem Abendgebet wandelt der Bürger seiner Behausung zu, wo ihn das schon bereitete Nachtmahl erwartet. Und dabei thut er sich gütlich, das *Nachtessen* ist meist seine *Hauptmahlzeit*; seine Frau bringt es ihm auf einem hölzernen runden Brett, das sich auf einigen Leisten oder kurzen Füssen erhebt (tablie), bei Reicheren auf einem schildartigen Metallteller (sanie). Die Basis ist das Brod aus Weizen- oder Hirsenmehl, oder ungesäuerte über Mistgluth gebackene warme Fladen, von denen er unglaubliche Quantitäten verzehrt. Dann hat ihm seine Hausfrau einen Fisch mit Zwiebeln und Oel gekocht oder gebacken, oder es liegt ein junges Täubchen oder gar ein Huhn im Topf, deren Brühe vortrefflich zu den eingetunkten Fladenstücken schmeckt. Bisweilen hat sich auch ein Stückchen Hammel-, Büffel-, Kamel- oder Ziegenfleisch auftreiben lassen, womit die gequollenen Bamien oder die zähschleimige spinatartige Moluchie verkocht sind. Doch das sind schon kostbarere Genüsse, für gewöhnlich genügen auch Abends die jetzt so nationalen Ful, welche (überhaupt die Bohnen) nach Herodot den alten Aegyptern, wenigstens den Priestern, und von diesen her den Pythagoräern verboten waren, oder Linsen, ohne Fleisch in Wasser gekocht, Ful mit Moluchie, ein dicker Mehlkleister, ein rauher Gersten- und Weizenstampf, ein Schmalzfladen, eine Eierspeise, Obst, geröstete Kornfrüchte, Salz und Kümmel, und namentlich rohe Zwiebeln. All das, ausser den Ful, waren auch die gewöhnlichen Speisen der alten Aegypter, wozu noch Papyrus und Lotus kam. Das Linsenessen war so gewöhnlich, dass Strabo die Nummuliten der Gebirge für die versteinerten Reste der von den Arbeitern verwendeten Linsen hält. Wenn es nur immer angeht, müssen zwei oder drei Arten von Gerichten auf dem Tisch sein, und der Bürger kostet an all diesen zugleich herum, bald von diesem, bald von jenem einen Bissen fassend.

Nach dem Abendessen bleibt der ägyptische Spiessbürger hübsch fein zu Hause beim Harim, oder er lagert sich vor seinem Hause auf dem Staub der Strasse ausgebreitet, oder hockend in einem Zirkel friedlicher Nachbarn; seltener sucht er wieder das Café oder einen Freund in dessen Hause oder Hofe auf, der es vermag und liebt, seine Freunde zu einer gemüthlichen

Abendgesellschaft um sich zu versammeln. Dabei genügt das Sternen- und Mondlicht, oder wenn man sich im Winter in die dunkle Kammer zurückziehen muss, der schwache Schein eines Oellämpchens. Von nächtlicher Hand- oder Kopfarbeit weiss man hier zu Lande selbst bei Gelehrten nichts, und die zahllosen Blinden und Triefäugigen, die herumlaufen, haben ihr Leiden nicht von Ueberanstrengung der Augen geholt. So geht's heute, so geht's morgen, die erschreckendsten Ereignisse der grossen Welt gehen bei den Meisten eindruckslos vorüber. Denn nur sehr wenige halten sich eine Zeitung und noch wenigere verstehen sie, theils weil deren Sprache eine gar zu feine und daher unpopuläre ist, theils weil den Leuten alle und jede Vorkenntniss dazu fehlt. Bei den alten Aegyptern war es den gemeinen Leuten, wie Handwerkern, bei strenger Strafe verboten, sich in Politik zu mischen. Nur die dringendste Nothwendigkeit veranlasst den Bürger eine Reise zu machen, und wenn er einmal eine macht, so pilgert er nach Mekka oder geht höchstens in ein anderes Land, wo der Islam herrscht. Denn im Frankenlande würde er jeden Augenblick mit seinen Gewohnheiten und Begriffen in Collision kommen, er müsste, wenn nicht Schweinefleisch, doch mit Schweinefett geschmälzte Speisen, er müsste Aas (d. h. ersticktes, nicht unter Anrufung Gottes geschlachtetes Fleisch) essen, er hätte nicht die Bedingungen zur Abmachung seiner religiösen Pflichten, wie der Abwaschung, des fünfmaligen täglichen Gebets, keine Moschee, keinen Thurmrufer, und wenn einer je einmal in Europa gewesen ist, oder wenigstens in einer Stadt, wo fränkisches Leben vorherrscht, so kann er seinen Landsleuten nicht genug des Lächerlichen und Verkehrten erzählen, was er da gesehen hat, allerdings nicht ganz ohne Anerkennung von manchem Guten, besonders wenn sich ein Franke unter den Zuhörern befindet. Ein noch viel grösseres Vorurtheil und Fanatismus gegen Fremde und Fremdes hatten die alten Aegypter.

Leben der Frauen.

Das andere Geschlecht hat unter der Bürde des Tagewerks allerdings auch nicht geseufzt und geschmachtet, aber

es ist nicht, wie man gewöhnlich nach den Haremsschilderungen zu meinen pflegt, den lieben langen Tag im süssen Nichtsthun auf dem weichen Diwan gelagert gewesen: mit Gold und Edelsteinen geschmückt, die Pfeife schmauchend, die trägheitsfeisten Arme auf den lockeren Pfühl gestützt, vor sich die Verschnittenen und Sklavinnen, welche, stets jedes Winkes gewärtig, alle Bewegungen zu ersparen ängstlich bemüht erscheinen. Solche Faulheitsdamen mag es wohl hie und da in den Harems der Grossen, aber nicht bloss dort zu Lande, geben. Man verfällt immer und immer wieder in den Fehler, das Leben der Frauen unserer Mittelstände mit dem der Haremsdamen der Grossen zu vergleichen! Vielmehr liegt den Frauen die Sorge für Haus und Familie ob, und da giebt es zu schalten und zu walten genug, auch wenn sie, wie in den höheren Ständen, von Sklavinnen unterstützt, nicht selbst Hand anlegen und sich nur auf das Anordnen beschränken. Da wird gekocht, gebacken, genäht, gestickt, gewaschen, gescheuert, werden Kinder gehütet und gestillt so gut wie anderswo — nicht aber wird gelesen und Pianoforte gespielt.

Vor Sonnenaufgang ist in der Regel Frau und Kind schon wach und munter, ja im Schutz der dunkelgrauen Dämmerung ist manche schon an den Fluss gegangen, um sich zu baden und zu waschen. Sonst ist die erste Sorge gerade nicht die Toilette, vorerst muss die Küche bestellt sein, dass der Mann in's Geschäft kann. Vollständige Toilette mit Kämmen und Flechten des Haares wird, selbst bei den Damen der besseren Stände, selten alle Tage gemacht. Dadurch wird schon Zeit und Mühe erspart, aber es wird auch gewisses Ungeziefer zu wenig behelligt, das sich in den schwarzen Flechten der orientalischen Schönen gar oft unausrottbar eingenistet hat, so sehr man auch dagegen von Zeit zu Zeit, selbst unter Anwendung grauer Mercurialsalbe, zu Felde zieht. In der Regel ist die Toilette mit einem Vollbad verbunden, welchem lobenswerthen Genuss Hoch und Nieder fröhnt, wo und so oft es sein kann, im öffentlichen Bad, Fluss, Meer oder zu Hause über der flachen Wanne mittelst Uebergiessens von warmem Wasser und Abreiben mit Seife und Dattelbast. In den öffentlichen Bädern sind bestimmte Stunden oder Tage dem schönen Geschlecht

vorbehalten, wo viele Frauen halbe Tage zubringen, baden, sich zieren, rauchen und plaudern. Nie dürfte zu diesen Zeiten ein männliches Wesen, es wäre denn ein Eunuch, die Räume betreten, zu welch' falscher Vermuthung das sogenannte „Türkenbad" Veranlassung geben könnte.

Auch sonst ist die Frau der geselligen Vergnügungen nichts weniger als beraubt. Man besucht sich oft genug, womöglich schon am frühen Morgen und bleibt gerne halbe, ganze, ja mehrere Tage, selbst bei Besuchen in derselben Stadt, zusammen. Man raucht, trinkt Kaffee (letzteren bei Frauen indess im Gegensatz zum Frankenlande weniger im Gebrauch als bei Männern), plaudert, zeigt sich den Putz und Schmuck, erzählt sich Geschichten und Wunder, näht, stickt (nicht strickt!) singt und tanzt, oder besser lässt sich das vorthun (denn eine gesittete Dame soll weder gesehen noch gehört werden, also auch nicht singen), spielt und lacht: kurz die anderwärts so bemitleideten Harim geniessen das Leben, aber unter der einzigen Bedingung — kein Mann dabei! Seltener ist es ihnen vergönnt, einen Spaziergang in's Freie zu machen; manche, und das gilt als grosse Tugend, kommt von ihrer Verheirathung an nicht mehr aus dem Hause, dafür kommen ihre Freundinnen zu ihr, und da fast jedes Haus in diesen Gegenden seinen Hof oder eine Terrasse hat, so entbehrt sie mit nichten der freien Luft. Das mühsame Beten des Moslim ist den Frauen gewöhnlich erlassen, und Fromme oder gar Frömmlerinnen sind in der moslimischen Frauenwelt eine grosse Seltenheit, kennen sie doch kaum die wichtigsten Lehren ihrer Religion. Ja, man sieht es sogar ungern, wenn sie fromm sind.

Am Mittag isst der Gemahl stets allein oder mit seinen Knaben oder Gästen; gleich darauf kommt die Genossin aber wieder zu Ehren, denn das Mittagsschläfchen bringt jener gern in den Gemächern des Harems zu. Nach Sonnenuntergang soll keine anständige Frau, selbst verschleiert und in Begleitung, sich mehr ausserhalb des Hauses blicken lassen, und jetzt, oder einige Stunden später, begiebt sich der Gemahl abermals in die heiligen Räume seiner Verbotenen.

Die Harems sind im Sinn des Moslims nicht Zwingburgen der Eifersucht, wo der Mann eine beträchtliche Herde üppiger,

nichtsthuender Schönen züchtet und zusammensperrt. Diese im Frankenlande landläufig gewordene Vorstellung weist der Orientale mit *Entrüstung* ab. Die Frauengemächer sind vielmehr heilige, unverletzliche Stätten, wo die Harîm (Singular. Hurme, Hârem versteht Niemand), d. h. die Verbotenen, die Frauen, die *Familie,* also der dem Manne theuerste Schatz, vor profanen Blicken und frivolen Einflüssen geschützt werden sollen. Wie oben gesagt, sind sie keineswegs eingesperrt, mit Ausnahme vielleicht der Frauen der höchsten Stände, sondern sie sind nur gehalten und dazu erzogen, gegen die fremde Männerwelt in ihrem Hause und draussen durch den Schleier sich abzusperren; unter sich pflegen sie den freiesten Verkehr. Ein solcher Harem bestand schon bei den alten Griechen unter dem weniger angefeindeten Namen „Gynaikeion", und bis auf den heutigen Tag sind die Griechinnen noch nicht ganz emancipirt und werden streng gehalten. Auch die Frauen der eingeborenen Christen sind, wenigstens in Oberägypten, fast noch mehr als die der Moslim's, „Verbotene". Die Frauen der alten Aegypter aber waren sehr frei, und giengen unverschleiert. In Folge der Absperrung haben sich die orientalischen Frauen fast zu einer eigenen Kaste gebildet, deren Gesetze die Männer zu respectiren haben. Diese Kaste hat ihre Schechinen, wozu besonders die Hebammen und Baderinnen ausersehen werden, sie hat ihre Heilkunst, ihre Musik und Gesänge, ihre Mode, ja fast eine eigene Sprache, wenigstens Ausdrucksweise, und die unumschränkte Herrschaft über die kleinen Kinder gehört ihr zu. Ihr Versammlungskreis ist selbst dem Herrn des Hauses unerbittlich verschlossen. Allerdings ist die Frau nach dem Gesetz die Dienerin des Mannes, sie hat nicht das Recht, am gemeinsamen Tisch mit dem Gemahl zu speisen, auf der Gasse weicht der Gemahl der verschleierten Ehehälfte scheu aus, sie wird sogar von der Religion als unreiner Gegenstand behandelt, dessen Berührung ein Vollbad erheischt, ehe der Gläubige wieder sein Gebet verrichten kann, ihrer Nennung wird gemeiniglich, wie andern unsaubern Dingen, das Prädicat „mit Respect zu melden" (ässak allah, wörtlich: Gott beehre dich) vorgesetzt, bei Erbschaft gilt sie nur als halbe Person, sie ist zumeist von der Moschee ausgeschlossen, und braucht überhaupt nicht zu beten, und mehr als für den Haus-

gebrauch nöthig ist, zu wissen. Aber dennoch hat das schwache Geschlecht in den Ländern des Islam so gut wie in der übrigen Welt durch seine eigenen Vorzüge den stärkeren Mann in gewissen Bezirken unterworfen. Auch hier stehen recht viele Männer unter dem Pantoffel. Die Frau heisst bedeutungsvoll „Sitt“, d. h. Herrin; auch der Gemahl nennt sie so. Selbst die Repräsentation gegen aussen ist in so fern auch von der Frau gefordert, als sie die Haushaltung zu leiten hat. Wenn bei Abwesenheit des Mannes ein Ehrengast zu bewirthen ist, so wird das Essen im Namen der Frau aufgetragen, sie lässt durch ihre Diener oder Kinder um Namen und Befinden des Gastes fragen, sie selbst kommt ihm aber nicht zu Gesicht.

Ihr Wirkungskreis beschränkt sich einzig auf das Haus, und sie erfüllt diesen Beruf dafür mit um so grösserer Lust, da ihr die Freuden der grossen Welt fremd sind. Sie ist nicht unempfindlich für Schmuck und Putz, das ist ihrem Geschlecht eigen, aber sie hat vor Niemand zu glänzen als vor ihrem Mann und ihren Freundinnen, und das setzt ihren Gelüsten eine natürliche Schranke. Sie sehnt sich nicht über ihre Halbfreiheit hinaus, denn sie ist von Jugend auf daran gewöhnt, die Absperrung gilt ihr nicht als lästiger Zwang durch die tyrannischen Männer, sondern als Gebot der guten Sitte, und ein plötzliches Emancipationsedict würde gerade bei den Harim selbst eine ebenso grosse Entrüstung und Widerstand hervorrufen, als ein strammeres Halten der Zügel bei den Damen der Civilisation. Nicht zu leugnen ist, dass nur im Garten der Freiheit eine gesunde Pflanze gedeihen und reifen und tausendfältige Früchte hervorbringen wird. Die Gewächshauspflanze fühlt nichts vom Sturm, aber bleibt schwächlich und verwelkt beim leisesten ungewohnten Luftzug, der von aussen durch eine Ritze dringt. Doch die Erfahrung lehrt es, eine namhafte Zahl jener offenen Gartenpflanzen hält die Freiheit nicht aus und geht zu Grunde, wenn ihr keine strenge Zucht und Pflege wird.

Familie.

Von der Liebe gilt, was Mohammed auch vom Wein meinte: sie hat manche gute Seiten, aber auch sehr viele und noch mehr

schlimme, gefährliche. Darum hat der Prophet dem Gott Amor die Flügel beschnitten so gut er konnte; durch den Panzer der Verhüllung schützte er die Geschlechter vor dem jäh verwundenden Pfeile desselben, und überliess seinen Gläubigen die Freuden der häuslichen Liebe in vollem, vielleicht übervollem Masse, sobald und so viel sie im Stande wären, dieser zu huldigen. Früh finden sich die Paare, und der Liebesdurst stillt sich meist in ordentlicher, gesetzmässiger Weise. Gefallene Jungfrauen, uneheliche Kinder, Hagestolze und alte Jungfern kommen in den Ländern des Islam fast nicht vor, wenn auch vielleicht mehr untreue Frauen und Männer und namentlich verirrte geschiedene Frauen, als anderswo. Das Zusammenkommen dieser untreuen Glieder beider Geschlechter, das bei den bestehenden Einrichtungen direct schwierig ist, vermittelt das im Orient verhältnissmässig sehr zahlreiche, obwohl tief verachtete Gesindel der Kuppler und Kupplerinnen. „Die Frauen wissen ihren Liebhaber zu finden, und wenn man sie in eine verschlossene Kiste sperrt," räumt selbst der Orientale in einem sehr geläufigen Sprichwort, sowie in vielen Märchen ein. Ehebruch der Frauen wurde noch bis vor kurzem mit Ersäufen bestraft, bei den alten Aegyptern mit Abschneiden der Nase. Auf die oben angegebenen Verhältnisse aber ist der Muselman stolz, und mit Hohn hört er die statistischen Offenbarungen aus den Staaten des Occidents, der an allerlei moralischen Schäden nicht minder krank ist als sein mehr staatlich „kranker Mann".

Die Polygamie soll hier nicht lobgepriesen werden, aber sie erscheint denen, welche ihre Wirkungen längere Zeit mit anzusehen Gelegenheit haben, meist nicht so schwarz, als sie von der occidentalischen Phantasie von weitem gemalt zu werden pflegt. Eine eingehende Panegyrik würde vielleicht sogar manche moralische Vorzüge vorzuführen im Stande sein; besteht sie ja insgeheim in manchen Gesellschaftskreisen auch im Occident. Im Orient herrschte sie von jeher vom Beduinen bis zum König, auch bei den Vorbildern der Gottesfürchtigkeit in allen Zeiten und allen Ländern. Wenn ein Mann mehrere Frauen hat, so ist das noch nicht Beweis seiner zügellosen Sinnenlust. Vielfach hat diess seinen Grund darin, dass ihm seine erste Gattin nicht die erwünschten Leibeserben, namentlich keine Söhne, schenkte,

wie das beim Propheten selbst schon der Fall war; oder ein eheliches Verhältniss ist durch Krankheit, Alter, Unverträglichkeit unmöglich geworden. Und es zeugt immer von einem gewissen Zartgefühl, wenn der Mann seine erste Gattin oder die Mutter seiner Kinder nicht geradezu verstossen will. Das Letztere geschieht, namentlich so lange die Kinder noch am Leben sind, nur in Ausnahmsfällen, so leicht es auch durch das Gesetz gemacht ist. Eine weit schwächere Seite des Islam als die Polygamie ist die zu grosse *Leichtigkeit der Scheidung*, und es giebt allerdings eine beträchtliche Anzahl Leichtfertiger, die sich das zu Nutzen machen, und ihr Haus nicht mit kostbaren, zankenden, rechtmässigen Gemahlinnen (deren Zahl vier nicht übersteigen darf) füllen, aber ihrer Sinnenlust durch Wechsel der Waare, seien es Freie oder Sklavinnen, fröhnen. Mancher hat es schon zu einer fünfzigsten Frau gebracht, und doch nur je eine einzige gehabt. Dadurch sinkt er zwar nicht in der Achtung der Leute, thut er ja nichts von der Religion Unerlaubtes, aber selbstverständlich wird ein solcher bei seinen Werbungen oft einen Korb bekommen. Sklavinnen kann sich jeder halten, so viel er will; hat ihn eine solche aber mit Kindern beschenkt, so fordert es die gute Sitte, dass er sie nicht wieder verkauft, noch weniger die Kinder, welche nach dem Gesetz völlig legitim sind. Die Kinder, die er mit dieser oder einer verstossenen Gattin erzeugt hat, muss immer der Vater erhalten. So bildet der Kostenpunkt eine wohlthätige Schranke gegen Zügellosigkeit, und aus diesen und andern Gründen kommt das Leben mit einer *einzigen Frau* das ganze Leben über auch bei den höheren Ständen sehr häufig vor, bei den mittleren und niederen ist es nahezu die *Regel*. Leider fehlt gerade über diese Punkte jede Statistik, da sich der Staat um Heirathsangelegenheiten gar nicht bekümmert; sie besorgt nur der geistliche Richter oder Kadi.

Derselbe hat bei Scheidungsklagen, nach schwachen Wiedervereinigungsversuchen, stets dem ausgesprochenen Willen des Ehemanns zu entsprechen. Auch die Frau kann auf Scheidung dringen, ist also nicht ganz rechtlos, aber in diesem Falle geht sie ausser ihrer Versorgung auch in der Regel ihres sonst vom Manne auszubezahlenden Leibgedinges, wie es beim Heiraths-

contract stipulirt wurde, verlustig. Die Scheidung kann, auch wenn die Frau nachweisen kann, dass sie schlecht behandelt wurde, dem Manne nicht gerichtlich aufgezwungen werden, er muss sein „Du bist verstossen" aussprechen, und wenn er das nicht will, hat er seiner Frau ein „bêt schér 'ai", d. h. eine besondere Wohnung sammt Unterhalt zu geben; es ist das eine Art Scheidung von Tisch und Bett. Die Frau kann sich während der Dauer dieses Verhältnisses nicht mit einem andern Manne verheirathen, wohl aber kann es der Mann. Oft wird aber der Ehemann bei den Verhandlungen, in welche sich immer auch eine Menge berufener und unberufener Laien mischen, moralisch mürbe gemacht oder durch List vermocht, jenes Wort auszusprechen, und dann hat der Process plötzlich ein Ende. Das Wort „Du bist verstossen" ist verhängnissvoll, das blosse Aussprechen, auch wenn es in der Hitze und im Streit geschah, hat die Verstossung, und das Wort „dreimal verstossen" sogar die gänzliche Scheidung (s. unten) zur Folge. Ein Muselman wird, wenn man diese Worte aufschreibt und ihn dann zum Scherze bittet, sie zu lesen, das Lautlesen absolut verweigern. Die Betheuerung „bei Verstossung" oder gar „bei dreimaliger Verstossung" kommt einem schweren Eide gleich. Die meisten Streitigkeiten bei Ehescheidungssachen erheben sich der Kinder wegen, welche weder der Vater, noch die Mutter entbehren mögen. Sie sind neben dem Kostenpunkt der stärkste Kitt, welcher den sonst so lockeren Ehebund zusammenhält. Bis zu einem gewissen Alter, das bei den verschiedenen sogenannten Sekten der Mohammedaner verschieden angenommen wird, bei den Hanafiten z. B. bis zum siebenten, bei den Schafaiten bis zum zweiten Jahr, bleibt das Kind bei der Mutter, während der Vater die Ernährungskosten zahlt und dafür das Recht hat, sein Kind so oft zu sehen, als er will. Von da an aber kann der Vater, wenn er bisher der Ernährungspflicht Genüge geleistet hat, das Kind ganz zu sich zu nehmen, und er thut das auch gewöhnlich, wenn es ein Knabe ist.

Die geschiedene Frau kehrt wieder zu ihren Eltern zurück, die ihr meist bald wieder eine andere Versorgung ausfindig machen. In sehr vielen Fällen ist die Scheidung nur temporär, die Gatten versöhnen sich und kommen ohne weitere Förmlich-

keiten, als mit der Zustimmung des Kadi, wieder zusammen. Nur wenn die schwerste Form der Scheidung mit der Formel dreimaliger Verstossung ausgesprochen ist, ist eine Wiedervereinigung nicht mehr so leicht möglich. Für diese Fälle besteht das bekannte, sonderbare Gesetz des „Mostahill" (wörtlich: Erlaubtmachers). Eine dritte Person hat die Geschiedene förmlich zu heirathen und wieder zu verstossen, worauf der Mann erst wieder die ehemalige Gattin erlangen kann. Zu solchen Mittelspersonen werden dann meist mit körperlichen Vorzügen möglichst wenig begabte Männer genommen, und diese für ihre angenehme Vermittlung noch bezahlt. Derlei Fälle gehören freilich zu den seltenen, denn es ist eine Schande. Zu weilen kommt es auch vor, dass das momentane Paar gegenseitigen Gefallen findet, der Vermittler giebt seine Angetraute nicht mehr her und keine Macht kann sie, wenn sie nicht wollen, auseinander reissen. Jenes Gesetz soll seinen Grund in der Erweckung der Eifersucht haben.

Der polygamisch verheirathete Mann aus den mittleren und niederen Ständen hat seinen Harem mit Kindern und Dienerschaft gewöhnlich in verschiedenen Häusern oder in verschiedenen, eigens hiefür eingerichteten Abtheilungen desselben Hauses, und ein guter polygamischer Ehemann speist und übernachtet zu allseitiger Zufriedenheit regelmässig abwechselnd den einen Tag in dem Hause dieser, den andern in dem jener Gattin. Diese betrachten sich als Verwandte und machen sich von Zeit zu Zeit wenigstens ceremonielle Besuche. Ja es giebt sehr viele Beispiele friedlich beisammen wohnender, gehorsamer, eifersuchtsloser Mitfrauen. Von Streitigkeiten aus Eifersucht hört man viel weniger, als man im Voraus annehmen sollte. Der übermächtige Mann hält die Ordnung aufrecht, und Eifersucht tritt häufig sogar unter der Form löblichen Wetteifers auf, vor dem Gatten liebenswürdiger zu erscheinen als die Nebenbuhlerin. Die meisten Frauen verzichten überhaupt von vorn herein darauf, von ihrem Manne Treue zu verlangen, und eifersüchtige Frauen werden selbst von ihren Freundinnen belächelt. Die ideale, schwärmerische Liebe fühlt der Orientale nicht, er verdammt sie („el äschk bathâl"), er kennt nur die natürliche, sinnliche Liebe, und die edelste und praktischste: eine, oft

recht aufrichtige, tiefgehende Gattenliebe. Die alten Aegypter scheinen nur monogamisch gelebt zu haben, man findet neben dem Manne stets nur eine Frau abgebildet, dagegen waren Geschwisterheirathen erlaubt.

Den heutigen Aegyptern, sowohl den monogamischen Copten als den polygamischen Moslimin, weichherzig und gemüthvoll, wie sie sind, ist ein lebhafter Familiensinn nicht abzusprechen. Die Glieder einer Familie hängen gewöhnlich mit Zärtlichkeit an einander, Ausland ist auch ihnen gleich Elend, und eine längere Trennung ein Unglück. Die Kinder werden in Ehrfurcht, die uns oft fast despotisch erscheint, erzogen; in der Gegenwart des Vaters wäre es frevelhaft, zu rauchen, zu sitzen und mehr als nothwendig ist zu sprechen. Sind Gäste da, so isst der Sohn nicht mit, sondern bedient, nur auf besonderes Verlangen des Gastes darf er mithalten. Der jüngere Bruder hat sich ebenso gegen seinen älteren zu benehmen. Wo es die Verhältnisse erlauben, also besonders auf dem Land, bewohnen alle Familienglieder bis in ihr hohes Alter nach patriarchalischer Ordnung ein gemeinschaftliches Haus, der alte Vater oder die Mutter, der Arbeit müde, erwartet sorgenlos beim kräftigen Sohn das Ende der Tage, und das Zunehmen der Kinderzahl, weit entfernt zu drücken, beglückt die Eltern als ein Segen des Himmels, der ihnen damit ebenso viele Stützen geschenkt. Bei der einfachen Lebensweise und Mässigkeit ist ein hohes Alter häufig; nach den Angaben der Leute wären 90 bis 100 Jahre gar keine Seltenheit, diese Angaben sind aber nicht zuverlässig, da fast kein Mensch seinen Geburtstag oder auch nur sein Geburtsjahr kennt. Bei den schnell aufeinander folgenden Generationen in Folge der Frühehen ist es nicht selten, dass der Urgrossvater seinen Ururenkel erlebt.

Das idyllisch-patriarchalische Zusammenleben ist im Allgemeinen Regel, die aber auch sehr viele Ausnahmen hat. Auch hier giebt es Rabenmütter, Hausdrachen, undankbare Kinder, todtfeindliche Brüder, geifernde Schwäherinnen, prügelnde Ehegenossen.

Freitag.

Die Woche ist vorüber, und am Vorabend des *Freitags* kündigt der Thürmer durch eine Variation in Wort und Melodie den Tag des Herrn an, welcher zu dieser Stunde, also Donnerstag Abend, beginnt. Aber weder jetzt, noch am andern Morgen äussert sich eine Veränderung der Werktagsphysiognomie. Der Kaufmann sitzt in seiner Bude, der Handwerker klopft und hämmert, der Mäkler schreit, der Landmann bringt seine Früchte zu Markt wie sonst, die Wenigsten haben selbst ihre Kleidung gewechselt. Erst gegen Mittag ruft der Thürmer einmal um's andere, nicht wie sonst blos einmal, es wird jetzt auffallend leer und öde, auf den Märkten und Strassen tummeln sich nur noch lose Buben, die ganze erwachsene männliche Bevölkerung läuft den Moscheen zu. Hier lauscht die Gemeinde, reihenweise auf dem Boden sitzend, den Mahnungen des ungelehrten Laienpredigers auf der Kanzel, welcher eben noch in seiner Bude sass und webte, schneiderte oder zimmerte, und der Ministrant auf der Säulenbank bekräftigt singend seine Worte. Eine kleine halbe Stunde, und der ganze Gottesdienst, die Predigt des Kanzelredners, sein officielles Flehgebet und die Beugungen der Betenden sind zu Ende. Auch der Rest des Tages ist den laufenden Geschäften gewidmet, der Prophet hat es erlaubt. Nur die Schulen und die Beamten machen frei.

Wie am Freitag, so ist es auch an vielen andern Feiertagen des Islam; der nicht Eingeweihte wird ihrer oft nur gewahr mittelst einiger Butterstollen, die der freundliche Nachbar in's Haus sendet, oder, wie des „Aschura", durch einen kosmopolitischen Galerte-Kuchen, bestehend aus Mehl, Weizen, Gerste, Nüssen, Haselnüssen, Rosinen, Rosenduft, Zimmt, Ingwer und allen möglichen sonstigen Früchten und Gewürzen der Welt.

Ramadan.

Nun aber kommt der Fastenmonat, der heilige *Ramadan.* Von der Vesperzeit des Vorabends des ersten dieses Monats an ist die Bevölkerung in Spannung und Bewegung. Viele Gruppen bilden sich auf freien Plätzen und schauen gegen den

abendlichen Horizont, um den neuen Mond zu suchen. Denn nur auf Zeugniss eines Moslim hin, und wäre er der Geringsten einer, dass er den Mond gesehen, darf das Fest beginnen; auch die genaueste astronomische Vorausberechnung, soweit sie möglich ist, hat nicht diese Autorität. Der Auf- und Untergang des Neu- wie des Vollmondes richtet sich nicht genau nach dem der Sonne; denn der synodische oder Mondsmonat beträgt 29 Tage, 12 Stunden und 44 Minuten, und die Zeit der Conjunction, wo Mond, Erde und Sonne in gerader Linie stehen, wo der astronomische Voll- und Neumond ist, fällt auf sehr verschiedene Tageszeiten in jedem Monat. Auch richtet sich die Zeit, wo der neue Mond, den die Moslimin suchen, zuerst wieder nach dem astronomischen Neumond erscheint, nach der Jahreszeit; am frühesten erblickt man ihn in den Lenzmonaten wieder, aus Gründen, die in der Stellung der Mond- zur Sonnenbahn liegen. Ein Astronom sagt, dass er den Mond nicht früher als 40 Stunden nach und nicht später als 27 Stunden vor dem astronomischen Neumond gesehen habe, bei Vereinigung aller günstigen Umstände sei es aber möglich, dass diess auch schon in 24 Stunden geschehe, namentlich in Tropenländern und in der Abenddämmerung, und Reisende behaupten, sie haben an demselben Tag Morgens den alten und Abends schon den neuen Mond gesehen. Zu diesen Betrachtungen wird man geführt, wenn man alljährlich dieses eifrige und meist vergebliche Spähen der Moslimin mit ansieht. Denn der amtliche Kalender nimmt auf diese wichtige Zeitbestimmung des Ramadans keine Rücksicht, oder kann sie nicht geben, er lässt eben bald den einen, bald den andern Monat 30 oder 29 Tage haben, um seine 354 Tage herauszubringen. Wenn also darnach im Kalender der 1. Ramadan steht, so ist damit noch nicht bestimmt, ob auch dann der junge Mond schon sichtbar ist. Die Gewissenhafteren unter den Häuptern der Provinz lassen auch wirklich oft das Fasten noch auf einen Tag verschieben, bis der Mond klar und deutlich am Abendhimmel zu sehen ist. Wenn der Ramadan in die Winterszeit fällt, wo der Himmel oft bewölkt ist, und in Ländern höherer Breiten, wo es Wochen lang trüb ist, hat diese Zeitbestimmung noch viel grössere Schwierigkeiten. In neuerer Zeit kündigt der

Telegraph den Bewohnern der Provinz aus der Hauptstadt an, wann hier der junge Mond gesehen wurde, und zwar meist schon zu einer Zeit, wo die scharfsichtigsten Landbewohner nichts erspähen konnten.

Sobald man zur Gewissheit gekommen zu sein glaubt, dass der neue Mond erschienen, kündigt in den Städten, wo es Kanonen giebt, ein gewaltiger Schuss der Bevölkerung den Beginn der Fastenzeit an, und von diesem Moment an ist der Moslim ein *gänzlich veränderter Mensch* geworden. Er führt von nun an eine mehr nächtliche Lebensweise. Am Morgen des Fastentages sieht man, wie in den grossen Städten Europa's, nur wenige den untersten Classen angehörige Menschen, Lastträger, Wasserträger, Taglöhner, Esels- und Kameltreiber ihrem Erwerb nachgehen, die vom Fasten dispensirten Kinder und die Ungläubigen beherrschen die Strassen; die Märkte und Cafés sind verödet, die Buden und Amtsstuben sind geschlossen. Nach und nach erhebt sich der eine und der andere und schleicht mit schlaftrunkenen Augen wie siech dahin; die Läden beginnen sich zu öffnen. Man macht die dringendsten Einkäufe der Lebensmittel, der Handel will sich nicht beleben, und wenn man sich Waaren besehen will, so legt der Kaufmann den Koran, den er mit wiegendem Kopf laut vor sich her geleiert, mürrisch weg, und würdigt den Käufer kaum eines Blickes: „Wenn ihr fastet, sollt ihr nicht sauer sehen wie die Heuchler, denn sie verstellen ihre Angesichter, auf dass sie vor den Leuten scheinen mit ihrem Fasten.“ (Bergpredigt, Evangelium Matthäi 6, 16.)

Am Vormittag hatte sich mehr die um ihren Nachtschlaf verkürzte Natur geltend gemacht, vom Mittag an fordern auch der Hunger und der Durst ihre Befriedigung. Kein Bisschen, kein Schlückchen, kein Düftchen darf in den fastengepanzerten Körper eindringen. Das ausgesuchteste Leckermahl wäre nicht im Stand, einen fastenden Moslim zu verführen. Wenn er an einem rauchenden Ungläubigen vorbeikommt, hält er sich wohl Nase und Mund zu, und noch vor wenigen Jahren wäre es einem solchen übel gegangen, hätte er vor einem fastenden Gläubigen zu rauchen gewagt. Liegt er nicht sehr krank darnieder, und dann ist er vom Fasten befreit, so nimmt der Mos-

lim keine Arznei während des Tages, ja er weigert sich, Augentropfen in seine wunden Augen träufeln zu lassen, und von einer regelrechten Behandlung während dieses Monats stehe der Arzt von vornherein ab. Auch die Einsalbung des Kopfes, ein Bad, das Grübeln im Ohr, und selbst das Bild im Spiegel wird von Manchen für sündhaft gehalten. Dass die Pflichten des Ehestandes, und wäre es auch nur ein Kuss, aus der Tagesarbeit verbannt sind, versteht sich von selbst. Ein Meineid, ein Diebstahl, eine Lüge sind Kleinigkeiten gegen die Todsünde, am Ramadantage die von der Sonnengluth vertrocknete Zunge mit einem Tröpfchen zu laben. Der Ramadan ist der Prüfstein für den wahren Moslim, nnd es sind nur wenige, die das Fasten wenigstens öffentlich zu brechen wagen. Auch die Frauen, die doch sonst von ihrer Religion nichts wissen als Mohammed, Paradies, Höllenfeuer und Ungläubige, fasten mit (übrigens nicht in allen Gegenden); bricht indess ihre Monatszeit herein, so werden sie unrein (négis), und das Fasten wird dann sündhaft. Der Kranke und Reisende braucht nicht zu fasten, und kann das Versäumte zu einer anderen Zeit nachholen.

Je näher der Abend, desto lebhafter wird es auf den Strassen. Komisch ist die Gier, mit welcher der Faster die Minute erwartet, die ihm die ersehnte Labung wieder gestattet. Da sieht man einen, der seine gestopfte Pfeife mit der brennenden Kohle auf dem Pfeifenkopfe, einen andern, der ein Stückchen Dattelbrod oder ein Tässchen Kaffee einen Zoll von seinem Mund entfernt hält. Da knallt die Kanone, und das Labsal wird verschnappt. Wie der Donnerschlag der Kanone das umwölkte Himmelsgewölbe zu klären vermag, so heitert er auch die verdriesslichen Fastengesichter der Menschheit des Islam auf. Die Strassen leeren sich jetzt wieder, denn die Mahlzeit ist im Hause schon bereitet, und sie ist gut bestellt; an fettem Hammelfleisch, an Schmalz, Mannigfaltigkeit der Gerichte, an Gewürzen und Süssigkeiten aller Art ist kein Mangel am Tische des Reichen, und auch der gemeine Mann, der sonst nur selten im Jahr sich Fleisch kaufen kann, hat seit Monaten zusammengespart, um beim abendlichen „Frühstück" des Ramadan sich gütlich zu thun. Es gehört zur guten Sitte für den Reicheren, einen Gast bei diesem Mahle zu haben, und ein solcher wird

oft von der Strasse aufgegriffen. Der arme Bettler geht dann auch nicht leer aus.

So gestärkt, ist es dem Moslim möglich, bei seinem Nachtgebet statt der gewöhnlichen drei jetzt zwanzig Bücklingssysteme (rúkʿa) zu machen. Auf den Strassen wogt es zwar nicht auf und nieder, auch sind nur wenige Buden der Kaufleute, Krämer und Handwerker geöffnet, aber es zeigt sich doch ein sonst ungewöhnliches nächtliches Leben und Treiben, zahlreiche Verkäufer von Früchten und namentlich Zuckerwaaren haben ihren Standpunkt beleuchtet, und rufen bis spät in die Nacht hinein ihre jetzt von Jung und Alt gesuchten Waaren aus; die Cafés sind sämmtlich wohl mit Gästen besetzt, man bekommt jetzt ausser dem schwarzen bittern Kaffee auf Verlangen auch einen süssen oder ein Schälchen verzuckerten Ingwerwassers und zuweilen einen Scherbet von Rosenwasser, von Tamarinden, Zibeben, Johannisbrod oder einen Lakrizensaft. Ein „Dichter“ erzählt dem Volk von den Thaten des Helden Abuset oder Antar, und begleitet seine Worte von Zeit zu Zeit mit Gesang und mit Streichen einer einseitigen Violine. In einem anderen Café greift ein Meister der Musik mit virtuoser Geschwindigkeit an den zahllosen Trippelsaiten seines zitherartigen Instruments herum, und entlockt ihnen jene weichen klimpernden Töne, deren wir uns aus der Knabenzeit erinnern, als wir unsere ersten Musikstudien an dem schwarztastigen Clavier eines Landschulmeisters machten. Dort lauschen die Gäste einem Märchenerzähler; mit geläufiger Zunge und poetischem Schwunge weiss er die verzauberten Prinzen und Prinzessinen, die Wanderungen des verkleideten Chalifen Harun und seiner Veziere, die menschenfressenden Ungeheuer, die jüdischen Zauberer zu schildern, welche den Stoff zu jedem Märchen bilden, deren Zahl weit mehr als 1001 ist. Der Vortrag ist frei, rein aus dem Gedächtniss.

Ebenso, oder noch lebhafter, geht es in den Häusern zu: jeder, der ein Haus zu machen vermag, „bereitet ein Lager“ (jfrisch), um Gäste zu empfangen, und bewirthet sie mit Kaffee. An solchen Abenden herrscht der heiterste Humor, und das ganze Jahr über erscheint der Moslim nicht so aufgelegt, als in den Nächten des Ramadan. Von einem Hause geht er in's

andere und macht die Runde bei seinen Freunden und Bekannten. Mancher Herr lässt auch Sänger, Musikanten und Tänzerinnen, welche letztere überhaupt in diesem Monat Abends sehr in Anspruch genommen sind, holen, um die Unterhaltung zu beleben. Das religiöse Element repräsentirt ein in einem Nebenzimmer den Koran recitirender, für den ganzen Monat eigens gemietheter Schulmeister, oder statt seiner ein gelehrter Sklave, oder der Sohn. Andere Festlichkeiten, wie Beschneidung, Hochzeiten, werden nie im heiligen Ramadan begangen. Gerichtssitzungen und wichtigere amtliche Geschäfte werden in diesem Monat gern Nachts abgemacht.

Erst gegen Mitternacht wird's ruhig, der Thürmer ruft, bald darauf hört man einen Schrei, und ein Warnungsschuss schlägt über die Stadt hin; man soll sich zum letzten Essen rüsten, bedeutet er. Wer ihn überhören sollte, den warnen die Handtrommelschläger, welche um diese Zeit einzeln die Stadt durchwandern und von Haus zu Haus herumsingen. Das „Wachessen" besteht aus den aufgewärmten Resten der grossen Hauptmahlzeit, oder in Butter Gebackenem und Mehlspeisen, wie man sie sonst zum Frühstück bereitet. Nach zwei Stunden erdröhnt abermals eine Kanone, das Fasten hat zu beginnen, und der Kreislauf hebt sich von neuem an. Das ist der heilige, der grosse Fasten- und zugleich Schmaussmonat Ramadan, dem die Frauen noch im Laufe des folgenden Monats, wie um einen verstorbenen Geliebten, Sehnsuchtslieder nachsingen.

Das kleine und grosse Fest.

In den drei folgenden Tagen des nächsten Monats Schaual wird das *„kleine Fest"*, der kleine „Beiram" der Türken, gefeiert. Es ist aber nichts weniger als ein kleines Fest. Es beginnt, wie jeder Tag, am Vorabende. Die Frauen haben Butterstollen und Zuckerbrode vorbereitet, die Männer putzen sich, und die Barbierersläden sind bis in die späte Nacht hinein mit der Zustutzung ihrer Kunden beschäftigt, ein dreifacher Kanonenschuss kündigt an diesem Abend das gänzliche Brechen des Fastens an. Nach dem Abendessen geht man frühzeitig zu Bette, vor Sonnenaufgang ist aber schon die ganze männ-

liche Bevölkerung in der Moschee, verrichtet das Festgebet und hört die Festpredigt, was nicht viel länger als die Freitags-Ceremonie dauert. Das Frühmahl dieses Tages, das erste seit einem Monat, besteht womöglich in frischen oder gesalzenen Fischen mit allerlei Früchten und Näschereien, um den Körper allmählich wieder in die gewöhnliche Lebensordnung einzugewöhnen. Das Volk zeigt sich im Festgewand, die Läden sind geschlossen. Die mit ihrem Jahresschmutz befleckten Blousen sind heute auch bei dem Aermsten einem nagelneuen Gewande gewichen, bunte Seidenzeuge schmiegen sich um die Theile und Glieder des Körpers, die zuvor in Blösse und Nacktheit sich geboten, kostbare Tücher flattern um die Häupter, die lachenden Farben der hochrothen, hochgelben, grünen und blauen Röcke leuchten in der Morgensonne. Die kleinen Mädchen, welche sonst nur ausnahmsweise in die Strassen und Märkte sich verliefen, schwirren heute wie bunte Schmetterlinge in ihren feuerrothen Festgewändern durch die ganze Stadt, ihre Gesichter sind sorgfältig bemalt und betupft, und ihr Körper ist mit Gold- und Silberschmuck voll behängt. Die ganze Welt strahlt aussen und im Herzen von namenloser Freude. Keinen Feind, keinen hässlichen Ungläubigen giebt es mehr, Hoch und Nieder ist sich gleich, die ganze Stadt umarmt sich: Freiheit, Gleichheit, Bruderschaft. Man macht die Runde von Haus zu Haus, bei den Beamten und Honoratioren ist grosser Empfang, und man wünscht sich ein gutes neues Jahr, obwohl zum Jahresschluss noch drei Monate fehlen. Nachdem man den Empfanggeber umhalst hat, sich über dessen rechte und linke Schulter biegend, bekommt man einen Kaffee und einen Scherbet, oder das halbgegohrene Gerstengebräu, welches man Busa nennt. Alle in irgend einem Dienstverhältniss stehende Personen haben von ihrem Herrn für diesen Tag ein Geldgeschenk und wenigstens ein neues Kleid bekommen. Auch die Frauen haben sich geputzt und empfangen sich gegenseitig, aber mehr am folgenden Tage, da sie am ersten mit Zubereitung der Getränke für die männlichen Gäste zu sehr in Anspruch genommen sind. Sonst ist von Arbeit keine Rede. Die übrige Zeit der Festtage geht ruhig dahin, die Hauptzeiten des Tages zeigt ausser dem Thürmer auch die Festkanone an. Schon am zweiten Festtag

öffnen indess einige Geschäftseifrige ihre Läden und kaufen und verkaufen. Wer aber einen theuren Todten hat, der gedenkt seiner in diesen Tagen, wandert, zumal die Frauen, in den Friedhof hinaus, steckt einen Palmzweig auf das Grab, vertheilt Backwerk und Almosen und bringt auch wohl die Nacht draussen mit seiner Familie zu.

Das andere Fest folgt schon nach drei Monaten: es heisst das *grosse* oder *Opferfest* und dauert vier Tage lang, ist aber in Wirklichkeit das kleinere. Man bäckt, schiesst, empfängt, umarmt, gratulirt und putzt sich wie beim „kleinen Fest"; die Festfreude ist aber offenbar abgestumpft; es greift nicht so in alle Verhältnisse ein wie das dem Ramadan folgende. Die Hauptsache ist hier des Verzehren von Opferfleisch zum Andenken an das Opfer Abrahams. Jeder Gläubige *muss* an diesem Tage sein Stück Fleisch haben, und wer es nicht selbst anschaffen kann, bekommt es von den Reicheren, die für jeden Kopf ihrer Familie einen Hammel darbringen. Die eingebornen Christen enthalten sich an diesem Tage des Fleisches aus Opposition. Zu dieser Zeit ist der Glanzpunkt der *Pilgerschaft* in Mekka.

Heiligenfest.

In der Mitte des Monats Schaaban, welcher dem Ramadan vorausgeht, ist das grosse *Jahresjubiläum* (eine Art Kirmess), wo jede Stadt, die einen namhaften Heiligen, d. h. einen von Gott nicht gerade grosser Frömmigkeit wegen, öfter als Ersatz für harmlosen, sündenlosen Blödsinn, mit Wunderkraft ausgerüsteten Mann unter ihren Todten aufweisen kann, demselben als ihrem Schutzpatron einen pomphaften Gedächtnisstag bereitet. Auch die alten Aegypter hatten ihren Schutzpatron, nemlich eigene Gottheiten oder Formen und Arten solcher für einzelne Städte. In Oberägypten ist das Hauptfest das des Schechs *Abd-er-rahim* in *Kene;* es ist für jenes, was die berühmte Messe in Tanta für Unterägypten ist. Letztere ist offenbar eine Fortsetzung oder Analogie des altägyptischen Dianafestes zu Bubastis. Schon von Anfang des Monats an wird es lebhaft um den Tempel oder das Mausoleum des Schechs,

wie man auch den Heiligen heisst, es erheben sich Buden und Zelte, die Grabstätte füllt sich mit andächtigen Besuchern. Bei Nacht sind die Hallen des Mausoleums beleuchtet, die Lampen über dem Grabmal sind alle angezündet, die Bürger sind in Menge herbeigekommen, hören Koransvorlesungen zu und ergeben sich dem Rausch der Zikr's (s. unten). In den Buden wird Kaffee und Scherbet geschenkt, und Tänzerinnen, Sänger und Musikanten locken das Volk herbei, die Buden der Zuckerwaaren- und Früchteverkäufer erstrecken sich bis weit in die Stadt hinein, alle Kaufleute haben sich mit Waaren wohl versehen, fremde Krämer legen ihren Kram aus, das Fest gestaltet sich zur Messe. Je näher das Fest, desto grösser das Gedränge des von nah und fern herbeiströmenden Volkes. Jede Stunde bringt neue Ankömmlinge, von denen viele in feierlicher Procession daher ziehen, Reiter und Fahnen voran, mit Pauken, Musik und Weibern, die mit melancholisch klingendem Gesang ihre Sehnsucht nach dem heiligen Schech ausdrücken, oder Freudentriller ausstossen, hinterdrein. Die Fahnen und die nachgeschleppten Hämmel sind zum Opfer für den Heiligen bestimmt, als Gelübde für eine erfüllte Bitte im Laufe des Jahres. Wenn die Bediensteten des Schechs als Opferpriester sich gesättigt, wird der Rest des geschlachteten Opferthiers unter das sich darum reissende Volk vertheilt.

Auf dem Festplatz schwingen sich Knaben und Jünglinge auf der grossen Schaukel, die kleineren und die Mädchen lassen sich auf einem vertikalen Karroussel auf und abwärts fahren; auf dem flachen Wüstenfeld des Friedhofes tummeln sich die Rossebändiger; spornstreichs galoppiren sie, einer nach dem andern, in ihrer weiten fliegenden Blouse, die Füsse auf den breiten platten Steigbügel gesetzt, auf einem vorn und hinten zu einem hohen Sattelknopf aufsteigenden Sattel sitzend, in der Hand vor den weit zurückgeschlagenen Aermeln eine lange Stange senkrecht haltend, von einer Reihe zu der gegenüberstehenden. Sie zeigen ihre Bravour in dem plötzlichen Anhalten des fliegenden Rosses dicht vor der fürchtenden Volksschaar, wobei ihnen der Stab als Stütze dient und durch Aufwirbeln des Staubes ihr Heldenthum weithin sichtbar macht. Das Volk auf dem Festplatz hat sich in zahlreichen Kreisen

gelagert, in deren Centren Künstler aller Sorten sich produciren. Da singt eine silberhaarige Weise oder Schechin erschütternde religiöse Hymnen, da lässt sich das lauschende Volk Märchen und Heldengeschichten erzählen, da züchtigt der Affenbändiger seinen rothsteissigen Pavian, welcher den „Schlaf des Fräuleins und den des alten Weibes, den Gang des Diebes“ u. s. w. vordemonstrirt; dort schreit eine Gruppe in die Hände klatschender Improvisatoren, und weiss für und über jeden Neuankommenden sofort einen Vers zu machen, z. B.

„All das Geld der Compagnie (Bank)
Gieng drauf im Trinken von Araki.“

Ein Possenreisser belustigt durch seine derben, meist unzüchtigen, höchst unverblümten Witze, Geberden und theatralischen Vorstellungen. Ein Gaukler und Zauberer stopft sein Maul mit Baumwolle voll und zieht statt deren endlose Bändel heraus. Er wickelt sie zusammen, verschliesst sie in der Zauberbüchse, öffnet, und siehe da, die Büchse ist leer. Dann bläst er mit einer grossen Muschel (meist Tritonium variegatum) den Zaubergeist zu Hilfe, öffnet die Büchse wieder, und eine grosse Schlange windet sich heraus. Dazwischen macht er allerlei Scherze mit seinen Buben und Gehilfen; einer dieser bestiehlt ihn, der Dieb wird entdeckt und zum Tode verurtheilt. Der Gaukler entblösst ihm den Bauch, stösst kräftig den Mordstachel hinein und taucht ihn, um des Todes sicher zu sein, mehrmals auf und nieder. Ein Blutstrom quillt empor, manchem Zuschauer wird das Spiel zu keck und schauerlich. Die Leiche wird bedeckt. Die Zaubermuschel wird geblasen und der Geist erweckt den Buben, der Glied für Glied allmählich emporreckt und nun lustig, wie zuvor, herumspringt. Die Handhabe des Dolchs, so erfährt die Polizei, ist durchbohrt, und der Stift zieht sich, sobald er in Berührung mit der Haut kommt, hinauf; zugleich entströmt einer am Dolch angebrachten Blase der blutigrothe Rübensaft.

Am Festmorgen selbst ist, wie an den grossen allgemeinen Festen des Islam, Stadt und Menschheit geputzt und geschmückt, alle Arbeit ruht, das Gedränge auf den Hauptstrassen, die zum Grab des Heiligen führen, ist ungeheuer. Die Stadt zählt zwei und dreimal so viel Gäste als Einwohner, und diese sind alle auf den Beinen. Mit farbigen Tüchern, Bändern, Teppichen

und Schellen behängte Kamele holen die mit dem silber- und goldgestickten Grabtuch des Schutzpatrons bedeckte Bundeslade („Mahmel"), deren Grundlage man sonst als dachig viereckiges Gittergestell auf dem Dache des Schechgebäudes zu sehen gewohnt war. Auch der Ehrentag anderer Heiliger wird gelegentlich mit gefeiert und jeder hat eine Bundeslade. Diese Processionen haben eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den Umzügen bei Bekleidung der Götter der alten Aegypter. Nachdem sich die Kamele vereinigt haben, setzt sich der Zug in Bewegung. Die Vorgarde bilden zahlreiche Laufkamele, deren Reiter, auf prächtigen Teppichschabraken sitzend und selbst mit bunten Gewändern geschmückt, vor- und zurückgaloppiren und ihre Fertigkeit zeigen. Andere tummeln ihre schäumenden Rosse, Knaben suchen ihre Esel in Galopp zu setzen. Den Zug selbst eröffnen die Pfeifer und Pauker (eigentliche Trommeln und Trompeten hat nur das Militär), dann der Chor der Tag- und Nachtwächter, die türkischen Soldaten und Polizeidiener in vollem Waffenornat. Diese bewaffnete Macht lässt nicht ab, ihre bis an den Rand geladenen alterthümlich gestalteten Pistolen und Flinten krachen zu lassen. Zwischen ihnen reitet auf festgeschmücktem Ross das Oberhaupt der Provinz oder sein Stellvertreter, auch hat sich wohl eine Schwadron der Baschiboschuks oder „Unregelmässigen" und eine Compagnie von regulärem Linienmilitär, wo es solches giebt, angeschlossen. Die Mitte der Festprocession bilden die Kamele mit den Bundesladen, geführt von Männern. Unter dem Gestell der Bundesladen gucken Buben und Mädchen hervor, die sich durch irgend einen Rang oder durch die Empfehlungen ihrer Väter zu diesem so gesegneten Sitz emporgeschwungen haben. Vor jedem Festkamel singt ein Männerreigen fromme Oden, Hymnen und Koransverse ab, die dem Schech geweihten bunten Fahnen werden zur Seite der Kamele getragen. Dann folgt wohl wieder eine Musik, dahinter die Tänzerinnen, die auch bei solchen frommen Feierlichkeiten unvermeidlich sind und für die Festandacht als nicht störend betrachtet werden. Man schleppt auf einem Rädergestell ein von Flaggen und Bändern prangendes Schiffchen, das sonst in seinem Mausoleum aufgehängte Eigenthum des Heiligen, worin er von Zeit

zu Zeit Fluss- und Seereisen machen soll, dahin. Den Schluss bilden Kamele mit Riesenpauken beladen, auf welche der Reitende mit einem schweren Schlägel losschlägt. Dahinter endlich die unübersehbare Volksmenge. So zieht man hinaus in die Ferne, an irgend einen, oft Stunden weit entfernten Ort der Wüste, macht die Runde in der Stadt und erscheint vor dem Serail des Gouverneurs. Diesen feierlichen Moment, der erst gegen Abend stattfindet, kündigt der Donner der Geschütze an. An anderen Orten schiesst man beim Auszug der Procession. Mit dem Absetzen der Bundesladen im Tempel ihrer heiligen Eigenthümer hat das Festiren und Jubiliren ein Ende, und am andern Morgen ist das ganze Volk wieder im Werktagsgewand.

Die Osterwoche.

Es ist auffallend, wie die glaubensstolzen Moslimin, wenigstens in Aegypten, manche Tage gemeinschaftlich mit den eingebornen Christen feiern, freilich in eigener, wenig christlicher Weise. Dahin gehört besonders die *Osterwoche.* Am Palmsonntag (had el chus) binden sich die Frauen Palmzweige um Haupt und Finger. Am darauf folgenden Montag isst man Fagus (eine Art Gurken) mit Weisskümmel, am Dienstag Milchkäsebrühe mit Zwiebel, dieser Tag heisst daher „Käsebrühe- und Zwiebeltag“ (jum el misch u el basal). Der Mittwoch ist allgemein unter dem Namen „Hiobsmittwoch“ (arba ajub) bekannt. An diesem Tag sprach das Kraut Ghubera (Inula arabica?) zu dem siechen Hiob: Wasche dich mit meinem Safte und du wirst genesen; er genas, und heutzutage wascht sich noch ganz Aegypten an diesem Tage mit dem „ghargharah ajub.“ Der Gründonnerstag ist zum „Erbsendonnerstag“ geworden. Am heiligen Charfreitag, dem „Butterfladentag“ (guma'a el mafruka) der Moslimin, ist ein Mehlfladen mit Butter und Honig bestrichen zu verspeisen. Der Samstag heisst der „Sabbat des Lichts,“ von dem berühmten heiligen Feuer, das an diesem Tage in der griechischen Grabkirche zu Jerusalem sprüht und dessentwegen die christlichen Brüder daselbst alljährlich einen Spektakel anrichten, der oft mit Todtschlag ausgeht und

das Einschreiten türkisch-moslimitischer Soldaten nöthig macht. Die Gläubigen des Islam stärken an diesem Tage ihre Augen mit Augenpulvern, Jedermann lässt sich zur Ader oder schröpfen, wie diess auch im Abendland an diesem Tage vielfach der Brauch ist, und man isst auch im moslimitischen Aegypten gefärbte Ostereier. Man nimmt „Kischk," d. h. eine Weizenabkochung mit saurer Milch, kocht sie mit Eiern, und klebt sie mit den farbigen Eierschalen über die Thüren, um da für undenkliche Zeiten den Eingang zu schmücken und vor Geistern zu behüten. Am Ostersonntag, dem „grossen Fest der Christen" (ʿid en-nusâra), ist bei diesen grosser Empfang mit Scherbet und Festgeschenk, die Moslimin besuchen freundnachbarlich die Christen, wie diese die Moslimin am Beiram besuchten. Der Ostermontag der Kopten, deren Festrechnung nach dem griechischen Kalender geht, ist das allgemeine Frühlingsfest für die Bekenner jedes Glaubens. Die Nacht zuvor hat man Zwiebeln, Saubohnen und ein Rosenbouquet unter das Bettkissen gelegt, und schläft darauf. Am Ostermontag wird die Zwiebel zerbrochen und mit etwas Wasser an die Thüre geklebt, die Saubohnen klebt man an die Riegel, und riecht an den Rosen. In frühester Frühe wandelt alle Welt hinaus in's Freie, denn heute ist „schimm en-nesîm", d. h. Lüftchenriechen oder poetischer: Schlürfen des Zephyrs. Man geht in die Gärten oder zu andern reizenden Punkten, und bringt womöglich den ganzen Tag daselbst zu. An besonders besuchten Orten haben sich Kaffeewirthe, Scherbet- und Busaverkäufer, Garköche etablirt; oder eine Gesellschaft von Freunden nimmt sich ein Osterlamm mit, schlachtet es an dem Lagerplatz, den man sich auserwählt, und bereitet sich „tanur", d. h. bratet das in mehrere Stücke zerschnittene Fleisch in einem improvisirten Erdofen, oder man macht „Schauirma", steckt das ganze Lamm mit Haut und Haaren an einen Spiess, und röstet es am Feuer. Den Tag verbringt man mit Geplauder, Ballspiel, gymnastischen Uebungen, und wem es sein Gewissen erlaubt, riecht ausser der Luft und dem Braten auch an der Araki-(Schnaps-)Flasche. Heute gilt's die Gesundheit aufzuschlürfen, denn nun kommt die fünfzigtägige Schreckensperiode, die Zeit des „Chamasin." Eine Schlange wandelt durch den Erdkreis, und verpestet mit ihrem Giftodem

die Atmosphäre; Pocken, Pest, Cholera („der gelbe Wind“) und allerlei sonstige Krankheiten sind in ihrem Gefolge. Erst das Pfingstfest löst den Fluch.

Die Nacht des Tropfens.

Am 17. Juni fällt ein „Tropfen,“ nach den Alten eine Thräne der Isis, in den schwindenden Nilfluss und schwängert den wundersamen Strom. Seine Wirkung sieht man bald darauf erst an der schmutzigeren Farbe der Gewässer, dann an dem rascheren Strömen, und endlich an dem wuchernden Ueberfluss. An diesem Tag oder der Nacht, *„der Nacht des Tropfens,“* strömt Jung und Alt an die Ufer des Gesegneten.

Der Nerustag.

Am 10. September oder dem ersten Tag des koptischen Sonnenjahres hat der Fluss seinen Füllpunkt etwa erreicht, und an diesem Tage, dem *„Nerûs“* ergibt sich das Volk den Freuden des Carnevals. Drei Tage lang ist's um die Herrschaft des Türken geschehen, jedes Städtchen erwählt sich nach seiner Manier aus seiner Mitte einen Herrscher (abu nerus), setzt ihm eine thurmförmige Narrenkappe auf, bindet ihm einen langen geisterhaften Flachsbart an, und hüllt ihn in ein seltsames Gewand. Mit einem langen Herrscherstab und einem entsprechend kostümirten Gefolge von Schergen, Henkern und Schreibern durchzieht er die Strassen, und lenkt straks in die Halle der Obrigkeit ein. Jedermänniglich beugt sich, die Wächter am Thor ergeben sich, das Oberhaupt der Provinz oder der Stadt hat den Humor, sich entsetzen zu lassen, der neue Würdenträger setzt sich auf den Thron, und hält ein fürchterliches Strafgericht, dem auch der Entthronte und seine Helfershelfer nicht entgehen. Der Henkersknecht von gestern wird zum Tod durch den Strang verurtheilt, der Prügelmeister zu Stockstreichen, der Baschkatib oder Oberschreiber zur Kerkerhaft, ungeheuere Brandschatzungen werden ausgeschrieben und alle Urtheile auf ein Blatt Papier verzeichnet. Kein Pardon für den Verurtheilten, als wenn er einige Piaster Bachschisch bezahlt. So zieht man

von Haus zu Haus, und sammelt die Steuern in Form jenes Bachschisches ein. Drei Tage lang dauert die Willkürherrschaft des ephemeren Tyrannen, endlich wird er, d. h. seine Hülle, zum Feuertod verurtheilt, und der Asche entkriecht der sklavische Fellah. Zu den Zeiten des leutseligen Mohammed Ali soll sich der Abu Nerus bis zu dessen Thron gewagt haben, jetzt ist dieser harmlose Scherz ziemlich ausser Gebrauch gekommen. Auch die Alten feierten während der Fülle des Nils, im Monat Tût Feste, so das des Tot oder Hermes, am 19. d. M. Das Fest der Kanaleröffnung wird nur in Cairo gefeiert.

Geburtsfeierlichkeiten.

Eine reiche, freudige Abwechslung bieten in dem langweiligen, durch keinen Sonntag unterbrochenen Werktagsleben des Moslim *häusliche Feierlichkeiten.* So sparsam und knickerig er auch für gewöhnlich ist — bei solchen Gelegenheiten lässt er aufgehen.

Kommt die Zeit, dass ein neues Menschenkind das Licht der Welt erblicken soll, so stellt sich die Hebamme mit ihrem Stuhl ein und entwickelt die grösste Geschäftigkeit um ihr wehenwimmerndes Opfer; auch die Basen und Nachbarinnen kommen in Haufen herbei und trösten und rathen. Die schwierige Arbeit wird gern durch Umhängen oder Essen von Opium zu erleichtern gesucht. Das ausgestossene Kind wird bloss abgetrocknet, nicht gewaschen, und sodann auf ein Kornsieb gelegt; neben seinem Haupt liegt das Messer, womit die Nabelschnur abgeschnitten worden war, und ringsum wird Korn gestreut. Durch diese Procedur soll die „Karina“ gebannt werden, d. h. das sich stets einstellende boshafte Geschwisterchen aus dem Geisterreich, welches das arme Menschenkind plagt, bis es kränkelt und Gichter (die daher ebenfalls „Karina“ genannt werden) bekommt (s. Kap. 7). Die Mutter erhält sogleich nach der Geburt Schmelzbutter mit Honig und Hornklee (helbe), und statt zu fasten, muss sie täglich wenigstens ein Huhn oder ein gutes Stück Fleisch verzehren, welches ihr die Freundinnen und Nachbarinnen spenden. Am sechsten Tage schickt die Mutter diesen hinwiederum einen Teller mit Kischk (Weizenabkochung

mit saurer Milch), als Zeichen, dass sie auf den folgenden Tag eingeladen sind. Diese Nacht steht über dem Haupte des schlafenden Kindes ein mit Goldmünzen behängter und mit Kerzen beleuchteter Krug, und zwar ein langhalsiger (dorâk) bei Knäbchen, ein kurzhalsiger (kulle) bei Mädchen.

Am Morgen des siebenten Tages (jum es-subû'a) füllt sich das Haus mit weiblichen Besuchern. Man setzt das Kind auf ein Sieb, befestigt Kerzen auf Metalltellern und auf der Spitze eines Schwertes, und so trägt man das Kind in Procession im ganzen Hause herum, während die Wehemutter „bissle" d. h. Weizen, Gerste, Erbsen und Salz zum Futter für die bösen Geister ausstreut. Man schüttelt und siebt das Kind, wodurch es für sein ganzes Leben den Schrecken verlieren soll, und hält sein Auge gegen die Sonne, um es zu schärfen. Die Cymbeln und Armpauken, das Singen und Trillern der Weiber bringt die Freude drinnen im Hause zur Kunde der äussern Welt. Die Gäste bescheeren die Mutter und Wehemutter mit Geld und Gold, und diese theilen dafür geröstete Kichererbsen, Johannisbrod, Nüsse aus.

Aber auch der Vater, der nicht selten, da er möglicherweise selbst gegen seinen Willen durch den Blick seinem zarten Sprössling Schaden zufügen könnte, bis dahin sein eigenes Kind nicht besehen durfte, will den siebenten Tag festlich begehen, zumal wenn jenes ein Knäbchen ist. Er ladet seine Freunde zu einem Schmaus ein, und unterhält sie mit Korans-Vorlesungen, Zikr's und dergleichen frommen Vergnügungen, oder lässt Musiker, Sänger, Tänzerinnen kommen. Das Söhnchen wird in einem Sieb herbeigebracht und den Gästen gezeigt, die sich mit dem Vater freuen und wohl auch einige Gaben fallen lassen. Dem Kadi oder sonst einem Gottesgelehrten wird nun ein Teller mit Kandiszucker gebracht; er kaut ihn und träufelt den süssen Saft aus seinem geweihten Mund in den des Kindes, und „giebt ihm den Namen aus seinem Munde". Es ist diess also eine Art Kindstaufe.

Bekanntlich sind bei den Moslimin, wie bei den eingebornen Christen, und bis vor Kurzem auch bei den Juden des Occidents, nur Vornamen im Gebrauch, auch im öffentlichen Leben. Zur Unterscheidung setzt man bloss den Vornamen des Vaters

dazu, z. B. Mohammed Soliman, d. h. Mohammed, Sohn des Soliman. Viele haben allerdings einen Zunamen, der aber meist mehr persönlich ist, s. B. der Kahle, der Einäugige, der Falke u. s. w., und nur in seltenen Fällen als Familienname sich erhält. In neuerer Zeit scheint man, namentlich bei Beamten, die Beschaffung eines Familiennamens zu verlangen. Jener Schlendrian hat allerdings das Gute, dass alle Adels- und Patriziersucht abgeschnitten ist. Nur die Nachkommen des Propheten, die „Scherifs", deren es Millionen giebt, halten auf ihre Geburt und verheirathen sich meist nur unter einander. Noch mehr der Beduine, welcher seinen Stammbaum bis zu Abraham (?) und Adam in lauter Vornamen herzusprechen wissen soll, wie es in den Bibelschriften zu geschehen pflegt, ja er weiss den Stammbaum eben so gut von seinem Ross.

Am 40. Tage nach der Geburt geht die Mutter mit dem Kind in's Bad, lässt sich 40 Wasserbecher über das Haupt schütten, wenn der Sprössling, den sie geboren, ein Knabe und 39, wenn es ein Mädchen ist. Auch das Kind wird jetzt zum erstenmal gebadet, und nun sind Mutter und Kind rein und geläutert.

Vorfeierlichkeiten bei Familienfesten.

Grösseren Familienfesten, wie einer Beschneidung, einer Hochzeit, geht oft ein ganzer Cyclus von Vorfeierlichkeiten voran, die Wochen, ja Monate lang dauern und allabendlich stattfinden. Der Hausherr setzt einen Ruhm darein, dass man noch lange von seinem Feste spreche. Alle Abende versammelt er seine Freunde in seinem gastlichen Hause und bietet ihnen Vergnügungen und Unterhaltungen in jeder Form und Art. Heute spielt man das Tassen-, das Löcher-, das Brettspiel oder Domino und das Schach, aber nicht um Geld oder höchstens um eine Kleinigkeit. Denn das *Hazardspiel* ist durch die Religion *streng verboten,* wie der Wein und alles „Gegohrene" überhaupt. Der Verlierende wird, wie der „schwarze Peter" oft verhöhnt und man drückt ihm sein Siegel als Schandfleck auf die Stirn. Besiegt er dann seinen Gegner, so lässt er sich von diesem seinen Fleck mit dessen eigenem Kleid abwaschen und besiegelt den Ueberwundenen.

Morgen ist grosse „*Fantasîe*“ (so heisst der Araber alles, wo es etwas Lustiges zu schauen und zu hören giebt), in Form einer *Tanzunterhaltung* mit Musik und Gesang. Eine solche hat gar wenig Aehnlichkeit mit einem fränkischen Ball, welcher daher auch seinen besonderen Namen „Balo“ behalten hat. Im Hof oder dem Platz vor dem Hause, und wenn es die Strasse wäre, werden Teppiche, Strohmatten gelegt, Bänke aufgestellt, und vielarmige Kandelaber und Laternen aus buntem Papier oder Oellämpchen mit gefärbtem Wasser hängen über dem nächtlichen Festplatz. Bald nach dem Nachtgebet strömt alles Volk herbei, Hoch und Nieder, Jung und Alt, Geladene und Ungeladene. Eine Anzahl *Tänzerinnen* tritt auf. Sie ziehen ihren Strassenmantel ab und entfalten sich in ihrem reichsten Schmuck, von dem goldgestickten Kronenkäppchen und dem Goldgeschmeide um Hals und Herz bis zu den Seidenschleifen der Glanzstiefeletten herab, bei solchen für Jedermann zugänglichen Gelegenheiten indess ganz züchtig. Die Tänzerinnen der alten Aegypter scheinen ein sehr durchsichtiges Gewand gehabt zu haben; oft sind sie auch ganz nackt abgebildet, selbst ein kurzes Röcklein, wie bei unseren Ballettänzerinnen, sieht man auf manchen Darstellungen. Die glatt und fett gestrichenen und gezöpfelten Haare unserer Tänzerinnen, das betüpfelte Gesicht, die prächtigen bunten Kleider, alles ist tadellos. Die Kindergestalten scheinen sich gefüllt zu haben, die abgelebten Gesichter erhalten unter dem mystischen Halbglanz der Nachtbeleuchtung und der „Josephs-Schöne“ (Schminke) ihre jugendliche Frische wieder, die wirklich Hübschen sind reizend geworden. Schon hat der Musikchor sich auf den Boden gelagert, einige graubärtige Väter kratzen auf den zwei Saiten ihrer Spindelgeige herum, ein lustiger Musikant bläst das Rohrclarinett, Matronen singen mit ihrer Schetterstimme zu den schmachtenden Weisen den Text, schlagen die Handpauken und schwingen die Cymbeln oder Tambourinen mit den eingelassenen klirrenden Metallplatten. Oder man hat eine echte jüngere *Sängerin* (eine „Alme“), oft auch einen Sängerknaben berufen. Jetzt ergehen sie sich mit erhobenen Hälsen in den höchsten Regionen des Tenors, das weibliche Gebiet der Fistelstimme aber stets verschmähend, sie lassen sich allmählich mit

den feinsten Wellen und Modulationen tiefer und tiefer herab, ohne sich hinwiederum in das Reich des Basses zu wagen. Alle zusammen singen die gleiche Tonart, man kennt keinen Accord, wohl aber Monologe und recitirende Chöre. Jeder Blitzgang der Töne wird streng vermieden, daher der Araber nie an einer europäischen Musik Gefallen findet, sondern dieselbe widerlich und lächerlich findet, im besten Fall aber dagegen als etwas Fremdartigem gleichgiltig bleibt. Von Zeit zu Zeit bricht der Tongang, wie der Stab im Wasser, vor dem erwarteten Schluss ab. Jetzt verklingt der Ton, wie der durch die Sturmluft zitternde Glockenschlag. Da beginnt ein plötzlicher Stossseufzer eine neue Periode, deren reizendste Klänge — durch die Nase — sich spielen. Allah! Allah! fällt das Publikum in entzückter Begeisterung ein, und die Sängerinnen, durch den Beifall ermuntert, singen immer reizender, die Musik und die Pauken werden immer lauter und stürmischer.

In solchen Momenten erheben sich die Tänzerinnen (Fig. 10), die berühmten Bajaderen Aegyptens, gemeiniglich Ghawasi (nicht Alme, welches Sängerin bedeutet) genannt. Nur wenige fassen diese ihre Aufgabe künstlerisch auf und führen pantomimisch die gewöhnliche Geschichte der Liebe: die Verfolgung, die anfängliche Sprödigkeit, die Ueberwindung und endliche völlige Hingebung auf. Meist ist aber ihr viel bewunderter Tanz völlig kunstlos. Da ist keine Regel, kein Takt, kein Zusammenspiel. Das tanzende Mädchen wankt vor den Zuschauern hin und her, hebt die Arme, klappert mit den unvermeidlichen Castagnetten (ähnlich den crotali der Alten), cokettirt mit den Augen. Die ganze Kunstessenz ist ein allerdings unnachahmlicher Steiss- und Rumpftanz bei fast ruhenden Gliedern. Hie und da dreht sich die Tänzerin langsam im Kreise herum, macht einen kurzen Hupfer, schwingt auch wohl ein Schwert und lässt sich equilibristisch,



Fig. 10.

ein Tässchen auf der Stirn, allmählich auf den Boden nieder oder dreht sich, auf einem engmündigen Kruge sitzend, im Kreise herum. Dennoch ist das Publikum im höchsten Grade von diesen Künstlerinnen enthusiasmirt, was sie wohl mehr ihrer Zugänglichkeit zu danken haben als ihrer Kunstfertigkeit. Denn sie scherzen mit Jedermann und Jedermann scherzt mit ihnen, Niemand genirt sich. Aber das Tanzen überlässt man ihnen allein, wer sie „ala Franka" um die Hüften fassen und mit ihnen im Kreise herumgaloppiren wollte, der würde Schimpf und Schande auf sich laden und des Wahnsinns beschuldigt werden. Das Tanzen beider Geschlechter zusammen in enger Berührung ist eine Sitte der fränkischen Neuzeit, auch das klassische Alterthum kannte so etwas nicht. Der Orientale liebt Tanz und Musik, pflegt sie aber meist nicht in eigener Person, sondern lässt sich damit von besonderen Leuten, die sie als Gewerbe treiben, unterhalten, und dieses Gewerbe ist nicht einmal geachtet, sondern wird als unwürdiges betrachtet, wie das der Theaterspieler im fränkischen Mittelalter. Für einen erwachsenen Mann der besseren Stände gilt das Selbstsingen oder auch nur Mitsingen, und selbst das Dilettantiren auf einem musikalischen Instrument für unwürdig und noch mehr für Damen. Die Vertreter der Religion, die Kadi's und Ulema, fehlen bei solchen Fantasien nicht und lachen selbst bei obscönen Dingen herzlich mit. Die Priester der alten Aegypter, wie auch der ernste Sokrates, fanden nichts Verfängliches darin, in ihrem Hause Tanz und Musik zu haben, sie trieben sogar selbst Musik. Die höheren Stände tanzten und sangen nicht selbst, sondern liessen gegen Bezahlung besondere Tänzerinnen und Musikanten kommen, wie heutzutage. Bei den Griechen stand Musik und Tanz als Kunst in hoher Achtung und gehörte zur Bildung; tanzten ja sogar die Götter.

Viel besser als die Tänzerinnen macht es auch der „Chauel", der *männliche Tänzer* nicht, der wie eine weibliche Tänzerin gekleidet und geschmückt, zur Freude der Zuschauer an einem andern Abend die nämlichen Rumpfzuckungen ausführt. Zuweilen ist er auch zugleich Musikant und Sänger, bläst dudelnd einen Dudelsack auf, und während die Luft durch die Löcher der Röhre vermittelst des Fingerspiels von selbst melodisch

entweicht, stimmt er seinen gellenden Gesang an, welchem der Steisstanz folgt: eine dreifache Kunstleistung in demselben Moment. Diese Classe der Zwitter des lüsternen Orients versieht auch noch ähnliche Nebenfunctionen wie die Tänzerinnen.

Religiöse Unterhaltungen.

Unterhaltungen religiöser Art dürfen in dem Kreis dieser Festlichkeiten nicht fehlen, und sie sind gewöhnlich bei diesen und andern Gelegenheiten die einzigen, die man abhält. Sie heissen nicht „Fantasien"; wer sie so nennt, dem wird es sehr übel genommen. Die *„Chatme"* oder Vorlesung des ganzen Koran in einer Tour beginnt schon um die Vesperzeit. Von da bis Abend und vom Nachtgebet bis zum andern Morgen wird der ganze, sage der ganze Koran von Schulmeistern, Leichenwaschern und dergleichen Schriftgelehrten durchgeplappert. Die Leser des Korans sprechen und singen in jener Gott und sich selbst beschwatzenden, athemlos dem Ende zustürmenden Paternostermanier, die Worte imponiren aber nichtsdestoweniger durch den emphatisch melodischen Ausdruck, in den sie gekleidet werden, um so mehr, je mystischer sie sind. Die Gäste unterhalten sich, vom Segen der Laute des göttlichen Wortes erleuchtet, mit allerlei weltlichen Dingen. Den Sinn der Worte verstehen sie wohl meistens nicht, so wenig als die Vorleser und vielleicht oft der Verfasser selbst. Sie wollen ihn auch nicht verstehen, denn die Wahrheit des Korans ist über alle Zweifel erhaben, und darüber nachzudenken oder gar zu kritisiren, wie die „Feilosufi", wäre des Höllenfeuers schuldig. Der Koran ist gemischt aus traumhaft unverständlichen Partien, aus Plattheiten, Wiederholungen, Widersprüchen, unerwarteten Sprüngen, Flüchen und Drohungen auf die Ungläubigen, aber auch oft tiefmoralischen Ideen und Regeln, und wundersamer Poesie. Die Satzungen des Korans, die Religion des Islam, verleiten wohl gern die Bekenner zur Heuchelei, zum Fanatismus, und setzen dem Streben und Fortschreiten den Damm des Fatalismus und Aberglaubens entgegen, (was indess von aufgeklärten Moslimin bestritten wird,) aber diese Religion ist, wie nicht leicht eine andere, bindend, völkerbildend und völkervereinigend ge-

worden, und hat die alten patriarchalischen Tugenden bis auf den heutigen Tag zu erhalten gewusst, von denen die Achtung vor dem Alter, die Gastfreundschaft, und zum Theil auch die Zucht der Frauen die empfehlenswerthesten sind.

Eine andere religiöse Vorlesung ist das *„Mulid“* oder die Genealogie des Propheten, wo die Väter des letzteren von Adam an aufgezählt und besungen werden.

Zu den beliebtesten geistigen Erbauungsstunden gehören jene bekannten religiös-gymnastischen Uebungen, welche man *„Zikr“* nennt. Die Theilnehmer bilden einen Kreis oder ein Spalier. An einem Ende hat sich der Vorsänger „Munsched“ niedergelassen, und singt eine Ode, welche bald tief poetisch religiös ist, bald, ähnlich dem Hohen Lied Salomonis, durch Bilder und Gleichnisse lasciv, ja obscön wird. Das Volk sitzt mit übergeschlagenen Beinen da, und begleitet die Melodie des Vorsängers tactmässig mit einem ununterbrochenen Allah, zuerst langsam, erhaben, in tiefem Bass, den Kopf abwechselnd rechts und links drehend. Allmählich werden der Tact und die Bewegung des Kopfes rascher, der Oberkörper nimmt an den Kopfschwankungen Theil, das Allah wird zu einem A A Allah. Man lässt sich dann auf die Knie nieder, wirft sich ungestüm mit dem Rumpf hin und her, immer noch im Tact und ein Mann wie der andere. In der dritten Periode steht die fromme Gymnastenschaar auf, und schwingt sich heftig und immer heftiger. Man keucht, ächzt, stöhnt, die Stimme klingt heiser, geifert, bellt: Ha Ha Allah, und so tobt es stundenlang fort und fort. Da wird freilich der eine oder der andere abfällig, und bekommt Schwindel oder gar Krämpfe und Zuckungen. Das macht aber wenig Aufsehen, denn der Besessene oder „Umkleidete“ (Melbûs) wird von selbst wieder erwachen, oder, wenn es zu lange dauert, schreit man ihm das Glaubensbekenntniss des Islam in's Ohr. Sobald er das nachzusagen vermag, fährt der böse Geist von ihm, und er ist wieder ein gewöhnlicher Mensch wie zuvor.

Frauenunterhaltungen.

Während so die Männer die Vorwochen der Beschneidung oder Hochzeit in nächtlicher Lust und Unterhaltung verbracht,

wussten auch die Frauen in ihrer Weise und unter einander „Fantasîe“ zu treiben. Sie versammeln sich jeden Tag, selten bei Nacht, im Freudenhause, singen, schlagen die Darabuka (Handtrommel), die Tambourine, und tanzen auch wohl, wie die Tänzerinnen von Profession, mit den Castagnetten klappernd. Das thun freilich meist nur die Frauen niederer Stände, die der höheren hören und sehen zu. Männer dürfen da nicht zusehen, nicht einmal der Hausherr. Die Kunstsängerinnen (Alme), züchtiger als die Tänzerinnen, produciren sich gewöhnlich nur im Harem, und die Männer hören ihren reizenden Gesang durch das Gitterfenster der Frauenwohnung hindurch.

Bei häuslichen Festlichkeiten von Leuten niederen Ranges, von Landbewohnern zumal, kann man dagegen einen *öffentlichen Frauentanz,* freilich unter Verschleierung, zu sehen bekommen Die Scene ist der Hof oder das Freie. In später Nachtstunde, nach dem Abendgebet, setzen sich die männlichen Zuschauer, wer da kommen will, im Kreis oder Halbkreis herum, daneben wird ein Kohlenfeuer unterhalten, um den Kaffee zu wärmen, Zündmaterial für die Pfeifen zu liefern, und die durch den Nachtthau feucht gewordenen Pauken von Zeit zu Zeit zu trocknen. Auf einer Seite des Kreises stehen, dicht neben einander gedrängt, die Bänkelsänger oder Improvisatoren, welche auf Commando eines Vorsängers einen selbst fabricirten Vers in immer derselben Melodie stundenlang wiederholen, z. B.

Sie (die Geliebte) hat mir eine Mütze gemacht,
Schön wie das Schloss Mohammed Ali's.

Dazu klatschen sie in die Hände, schlagen die Handpauke, machen allerlei Geberden und Bewegungen, schwingen den Kopf, trippeln, bücken sich, rücken aber nicht von der Stelle. Zugleich treten gänzlich verschleierte, in ihren Ueberwurf gehüllte Frauengestalten in den Kreis, und tanzen, aber ebenfalls nicht rasend und galoppirend, nicht einmal hüpfend, sondern schrittwechselnd, zur Seite, vor- und zurücklaufend, zuckend, sich bückend und langsam sich drehend. Die Hände besorgen das Pantomimenspiel, da das Gesicht sich nicht geltend machen kann. Die Sängerreihe scheint sich vorzugsweise mit der jeweils Tanzenden zu unterhalten, ihr gelten alle die Verbeugungen und Geberden, und sie erwiedert. Eine tritt in den Kreis, während

die andere verschwindet, oder es tanzen auch mehrere zugleich, aber nie mit einander in Harmonie. Jetzt überschreitet ein Zuschauer den Kreis, eilt auf eine der Tanzenden zu, an welcher er besonders Gefallen findet, und umschlingt sie mit einem Taschentuch, in das er einige Münzen eingeknotet hat. Je lebhafter und coketter die Verschleierte tanzt, desto mehr Liebhaber gewinnt sie, und sie entfernt sich dann, mit Tüchern über und über behangen, aus der Scene. Nach einiger Zeit fühlt man unverhofft das entfaltete und geleerte Taschentuch von der wieder in Scene getretenen Dame zugeworfen, sie wusste auch in der Dunkelheit der Nacht den, der sie schmückte und beschenkte, herauszufinden, und sein Eigenthum wohl zu unterscheiden.

Bei dieser Gelegenheit finden auch die *Männer* ihrerseits in einem andern Kreis einen *Tanz* auf, der einen halb kriegerischen Charakter hat. Der Tänzer ist mit einem Schwert oder einem langen Prügel bewaffnet, den er, hüpfend und springend, sich beugend und drehend, mit gesuchter Grazie schwingt, mit sanft drohenden Bewegungen und Pantomimen gegen die Zuschauer. Auch treten wohl zwei in den Kreis, und führen einen Scheinkampf unter solchen Spiegelfechtereien auf.

Beschneidung.

Am Abend vor dem Haupttag der Beschneidung, der *„Nacht der Henna"*, versammeln sich die Frauen. Man knetet die Hennablätter zu einem Teig, setzt diesen stückweise auf einen Präsentirteller, und steckt über jedem Stück eine Kerze an. Unter Singen, Trillern und Pauken zieht die Weiberprocession im Hause herum, der Festknabe hinter dem Hennateller. Man bescheert die Mutter, die Sängerinnen, und bindet dem Knaben ein Stück des Hennapflasters in die Hohlhand, ebenso machen es die versammelten Frauen, und alle erwachen mit braunrothen Handflächen.

Am Festtag der Beschneidung selbst zieht man dem Knaben, der das 5.—10. Lebensjahr erreicht hat, ein neues kostbares Kleid, einen Kaschmirshawl, oder gar ein Weibergewand (vielleicht zum Zeichen, dass er bis zu diesem Moment noch dem

Harem angehört?) an, setzt ihm ein goldgesticktes Weiberkäppchen auf, hebt ihn auf ein Ross, und zieht in grosser Procession mit Musik in der Stadt herum. Abends ist grosser Schmauss im Vaterhause. Am andern Morgen oder zur Vesperzeit nach der Procession wird vom Barbier mit dem Rasirmesser die Circumcision vorgenommen, eine schon bei den alten Aegyptern übliche Operation. Der Knabe wird dadurch rein und zur Ausübung der Religion, zum Beten und Eintritt in die Moschee befähigt; dieser religiöse Act ist also der christlichen Confirmation einigermassen analog.

Die Beschneidung der Mädchen, ebenfalls eine Circumcision, wird privatim vollzogen, und man kann sie nur errathen, wenn an einem gewöhnlichen Tage Mädchen in rothen Festkleidern auf der Strasse herumschwärmen.

Hochzeit.

In derselben Weise wie zur Beschneidung gehen die Vorbereitungen zur *Hochzeit* vor sich, auch hier schon Monate zuvor häusliche Unterhaltungen und Feierlichkeiten. Sobald der Sohn die allerersten Spuren der Entwicklung zeigt, so denken die Eltern daran, ihm eine Genossin zu geben. Diese Kinderehen werden im Gegensatze zu den Ansichten anderer Völker im ganzen Orient, auch bei den Christen, für sehr zweckmässig und gesund erachtet. Die Eltern glauben mit Recht dadurch die Solidität ihrer Kinder zu bewahren. Die Mädchen sind fast alle schon lang vor ihrer Entwicklung, die im 12. bis 14. Jahr oder noch früher erfolgt, vergeben, d. h. für irgend einen Knaben bestimmt, und sobald die Entwicklung beider sich zeigt, werden sie verheirathet. Männer heirathen in der Regel vom 15. bis 18. Lebensjahr. Diese Frühehen scheinen durchaus keinen degenerirenden Einfluss auf die Race zu haben, im Gegentheil einen wohlthätigen, denn die Ehen sind mit wenigen Ausnahmen fruchtbar und gesegnet, und die Frauen sind nicht so mit jenen fatalen Damenkrankheiten, wie Bleichsucht, Hysterie, Nervenschwäche heimgesucht. Dieselben Grundsätze wendet man auch auf die Hausthiere an.

In einer gelehrten Abhandlung eines modernen arabischen Arztes, der in Europa studirte, wird für die Männer seines Landes

indess erst das 18. bis 20., für die Mädchen das 16. Lebensjahr als das passendste erklärt. Das Hauptbedenken gegen die Frühehen, die Brodfrage, kommt bei dem Orientalen erst in zweiter Linie, er denkt erst daran, wenn es ihn hungert. Solange der Sohn noch zu jung ist, sorgt der Vater für die Erhaltung der Familie desselben, später verdient dieser sein Brod selbst, und wenn der Vater alt geworden, sorgt wiederum der Sohn für ihn.

Wenn das Söhnchen eine Genossin haben soll, so geht der Vater und die Mutter auf die Brautschau, wozu von letzterer gern das Bad gewählt wird, und der nüchterne Verstand derselben bringt oft passendere Paare zusammen als der Zug der Herzen. Die Einwilligung der beiderseitigen Kinder ist wohl auch nöthig, sie können nicht gezwungen werden, und die Ehe ist erst gültig, wenn bei der „Aufdeckung und Entschleierung" das junge Paar gegenseitig Gefallen findet, aber in diesem Alter ist eine Weigerung selten, und im Fall späterer Enttäuschung ist ja die Ehe jederzeit leicht zu lösen. Meist ist eine Brautschau gar nicht nöthig, denn in *wohl zwei Dritteln* der Fälle ist die *leibliche Base* die voraus bestimmte ihres Vetters; erst wenn sich in diesen Graden nichts findet, so sucht man in der weiteren Verwandtschaft und dann erst unter Fremden. Wenn diese Basenheirathen wirklich so racendegenerirend wären, wie sie allgemein ausgegeben werden, so müsste man in Aegypten diese Wirkung schon längst bemerkt haben, dieses Volk steht aber in physischer und in intellectueller Beziehung keineswegs zurück. Die geringere Rangstufe im geistigen Leben, auf dem das Volk steht, ist nicht Folge von Mangel an Verstand, sondern von Wissen, sie ist Folge der stagnirenden Religion und der früheren lichtfeindlichen Regierungen. Verboten ist das Heirathen ausser unter den nächsten Graden auch unter solchen, die an derselben Brust gesogen haben. Bei den alten Aegyptern waren selbst Geschwisterehen erlaubt.

Bei der vorläufigen Verlobung wird der Ehekontrakt zwischen den beiderlei Vätern, beziehungsweise Vormündern, gemacht, der Vater zahlt dem Schwiegervater seines Sohnes eine gewisse Summe, um die sie handelseins geworden sind, und zwar einen Theil sogleich; der andere Theil wird stets festgestellt und der Frau ausgefertigt, wenn sie etwa verstossen werden sollte. Diese

Zahlungen sind indess nicht so zu verstehen, als ob die Eltern ihre Tochter einfach verkaufen würden, sondern dieser „Brautschatz“ wird in den meisten Fällen dazu verwendet, der Braut Kleider und Schmuck zu kaufen, und oft übergibt der Bräutigam solche auch unmittelbar statt des Geldes. Und die Braut, die nichts in die Ehe mitbringt als ihre Person, legt sich aus diesem Brautschatz einen Fonds an für die Fälle des Unglücks. Hat die Frau von Haus aus einiges Vermögen, so theilt sie es nicht mit ihrem Gemahl, es bleibt ihr persönliches Eigenthum. Daher sind im Orient die mit der Manneswürde wenig verträglichen Geldheirathen unbekannt.

Um die Vesperzeit des Hochzeitstages wird der Festschmaus gehalten, und dazu werden bei Vermöglicheren oft grosse Summen verwendet, Jedermann im ganzen Ort wird in das Haus der Eltern der Braut eingeladen, ganze Hekatomben (oft wörtlich zu nehmen) von Schafen werden geschlachtet, und dann mit einer sprüchwörtlich gewordenen Hast und mit Heisshunger verzehrt. Nur die Aermsten beschränken sich auf Einladung des nächsten Familienkreises.

Im Laufe des Tages hatte der Bräutigam und die Braut ein Bad genommen, und waren dahin oft auch in grosser Procession gewandert. In andern Fällen zieht der Bräutigam, wenn es Abend geworden, vor seinem Hause vor der gaffenden Menge seine Kleider aus, und lässt sich vom Barbier seinen ganzen Körper über der Schüssel seifen und baden. Die Hauptfeierlichkeit erfolgt aber erst bei sinkender Nacht. Unter dem rothen Schein prasselnder Pechfackeln, unter dem Becherklang kupferner Handtrommeln, dem jubilirenden Geschnirkel einer doppelten Rohrpfeife, und unter dem Lobgesang der Schulmeister und anderer Stützen der Religion, wandelt, gefolgt von der Hälfte der Bewohner der Stadt, der Bräutigam von dem Nachtgebet in der Moschee nach seiner Wohnung. Jetzt hält der Zug. Der Sängerchor bildet einen Kreis, und umsingt den von Hochzeitsfakeln beleuchteten Helden der Ehe. Ein durchsichtiger Frühlingsflaum keimt auf den vollen glatten Wangen, die Höhe der Statur lässt Hoffnung auf Wachsthum noch für manche Jahre, die dann und wann hörbare Stimme ist kindlich zart, oder ringt mühsam mit der Stimme der Mannheit. Die weiche

Gestalt des Jubeljünglings ist in einen scharlachrothen Tuchrock gesteckt, auf dem Haupte steigt zum erstenmale der männliche Turban auf, und zur Seite hängt das Hochzeitsschwert. Feierlich ernst und langsam schreitet er dahin — einem Confirmanden gleich — inmitten einiger seiner Gespielen. Vor diesem und jenem Hause hält der Festzug, und die Hauptpersonen und Spielleute werden mit süssem Kaffee und Scherbet erfrischt; mancher Flintenknall hallt durch die Stille der Nacht, bis das Vaterhaus erreicht ist. Von einer anderen Seite, von ihrer Eltern Haus, ist indess die Braut dahergekommen, vom Scheitel bis zu den Füssen umhüllt von dem Kaschmirshawl, welcher, wie der rothe Rock des Bräutigams, nur für diesen Tag dient und gewöhnlich erborgt ist. Sie ist umschlungen und fast getragen von zwei Weibern und gefolgt von einer Schaar freudetrillernder Frauen und Mädchen. Während das Volk sich unten vor dem mit bunten Lampen und Laternen beleuchteten Festhause mit den Tänzerinnen, Sängern und Possenreissern belustigt, und die Ernsteren den geheimnissvollen Worten des Koran lauschen oder in Zikr's sich abmüden, steigt der Bräutigam in das Frauengemach und lüftet den Schleier der für ihn Erwählten, die er bis dahin noch nie gesehen hat, wenn er nicht vorher schon, beim Zug aus der Moschee, von Ungeduld geplagt, diesen wichtigen Moment im Hause der Braut vollzogen hat. Da steht sie vor ihm, die zarte, kleine, liebliche Maid, mit tiefgeschwärzten Augen, rothgefärbten Händen, das Gesicht mit Schönheitspunkten betüpfelt. Die zarten Gliederchen vermögen kaum all' den schweren Gold- und Silberschmuck, die Armspangen, die Hand- und Fussfesseln, die Halsringe, die Berlocken, die Zopfschnüre, die Kopfkrone zu tragen. Das Seidenjäckchen gleitet flach über die kaum sich erhebende Brust herab. In kindlich züchtiger Scham erröthet die Puppenbraut, und verlangt nicht selten statt nach dem Manne — nach dem Spielzeug. Er aber bedeutet ihr im Namen Gottes des Allbarmherzigen, dass er ein Mann geworden. Hat der Bräutigam seine Braut erkannt und an ihr Wohlgefallen gefunden, so brechen die in der Nähe des Paares befindlichen Frauen, welche ihm die nöthigen Anweisungen geben, in ein Trillern aus, und der Jubel pflanzt sich auf das ganze Haus und

das unten versammelte Volk fort. Ganz ähnliche Gebräuche waren auch im Mittelalter bei unsern deutschen Vorfahren üblich.

Schon am frühen Morgen nach dieser „Nacht des Zutritts“ ist grosse Gratulation im Festhause, die Gäste bekommen Kaffee, und werden mit Rosenwasser besprengt, und man salbt sich damit Haar, Bart, Gesicht und Hände. Das Einölen mit Salben, wie es bei den alten Aegyptern gebräuchlich war, wird nicht mehr geübt. Der Bräutigam macht an diesem Tage in seinem rothen Rock einen Spaziergang in's Freie mit einigen seiner Kameraden, und singt fromme Lieder; drei Tage lang oder mehr treibt er sich noch ohne Geschäft herum, und zeigt in diesen Zeiten eine ausserordentlich *ernste* Miene.

Wer sich zum zweitenmal vermählt, ladet nur seine näheren Verwandten und Freunde oder einen Schriftgelehrten zum häuslichen Verlobungsschmaus ein. Darauf wird der Ehecontract geschrieben, der Brautschatz ausbezahlt, ein Gebet gesprochen, und nun hat er freien Zutritt zu seiner Verlobten.

Leichenfeier.

Ein gellender Schrei, so hoch als ihn die Fistelstimme des Weibes hervorbringen kann, bewegt sich durch die Lüfte; erst einer, dann mehrere, dann viele viele. Ein Lebensgeist hat ausgehaucht. Der Schrei war der Schmerzensschrei der angehörigen Frauen und zugleich das Signal, das Schaaren von Weibern herbeizieht, die nun mit einstimmen. Auf der Strasse vor dem Trauerhaus sind in langer Reihe Strohmatten und Teppiche gelegt, auf welchen viele Männer, Schibuke rauchend, schweigend sitzen. Einige Männer und Knaben, Angehörige des Dahingeschiedenen, laufen jammernd auf der Strasse hin und her und rufen, das Gesicht mit den Händen bedeckend: O mein Vater (respective Mutter, Bruder etc.), o mein Jammer, mein Tod, o Verzweiflung, o meine Kraft, o Kamel meines Hauses (Kamel als Symbol der Kraft, der Stütze)! Die Beileid bezeugenden Freunde suchen zu trösten, aber laut weinend überlässt sich der sonst ernste Mann seinem Schmerz. Was soll man da erst von den gefühlvolleren Frauen erwarten? Sie haben

die schmutzigsten dunkelblauen Kleider, die sich fanden, angezogen, sich die Haare und Brüste gelöst, sie und das Gesicht mit Koth beschmiert und sie zerraufen und zerschlagen im Trauerwahnsinn ihr eigenes Fleisch. Alle Ordnung ist gelöst, das Zetergeschrei wird von den eigens dazu bestellten Klagemüttern immer auf's neue wieder angestimmt, und die zu Trost und Theilnahme Gekommenen thun es den wirklich Leidtragenden noch zuvor und fallen in hundertstimmigen Chor ein. Dieses laute Jammern, Kothbeschmieren und Miethen von Klageweibern war eine schon bei den alten Aegyptern und bei den Juden übliche Sitte. Der Prophet hat es eigentlich verboten, aber die Aegypterinnen lassen sich diese von ihren Urahnen überkommenen Schmerzensäusserungen nicht verkümmern.

Kaum hat man dem geliebten Todten die Augen zugedrückt und sein Haupt nach Mekka gedreht, so werden die Vorbereitungen getroffen, ihn aus dem Hause zu schaffen. Die alten Aegypter im Gegentheil behielten den Leichnam wenigstens 70 Tage lang zum Zweck der Einbalsamirung im Hause, ehe er beigesetzt wurde. Weg ist alle sonstige Ruhe und Würde des Orientalen, bei der Leiche findet man nur laute Verzweiflung und jagende Hast. Zuerst rennt man zum Doktor oder Leichenschauer, ohne die ersten Spuren der Leichenerscheinungen abzuwarten, und dieser muss die Erlaubniss zum Begräbniss des noch warmen Körpers geben. Andere Boten haben die Leinewand zum Leichentuch gekauft, während der Todtengräber bereits draussen die letzte Wohnung herrichtet. Am sorgfältigsten geht der Leichenwascher zu Werk, er wäscht den Leichnam auf und nieder, reinigt alle Körperöffnungen, einschliesslich der Ohren und Nase, wiederholt aus, und verstopft sie mit Baumwolle; selbst zwischen die Zehen und Finger und in die Achselhöhle wird Baumwolle gelegt. Nachdem die Leiche ebenso pünktlich abgetrocknet ist, wird sie in das unterdessen zusammengenähte Leintuch so gewickelt, dass nichts mehr davon sichtbar ist. So wird sie auf eine Bahre ohne Sarg (nur die Christen zimmern sich schnell einen Sarg) gelegt, und ein grünes oder rothes Stiftungstuch darüber gebreitet. Nach Einsegnung der Leiche in der Moschee geht's dem Friedhof zu.

Ja, die Todten reiten schnell, wenigstens die, welche den

Islam bekannt haben. Mit unwiderstehlicher Hast und Eile wälzt sich der Zug unter dem Gemurmel „la ilah ill allah" dahin, um die Bahre aus der Stadt des Lebens in die Stadt der Todten zu tragen. Den Vortrab bilden einige Blinde, Arme und Halbschriftgelehrte, auch wohl einige chorbubenartige Knaben und Fähnriche. Mit der Bahre sind je vier Männer aus der Zahl der Freunde des Verstorbenen belastet, denen von Zeit zu Zeit andere die theure Bürde abnehmen, so dass der Sturmmarsch nicht die geringste Unterbrechung erleidet. Ein langer Zug männlicher Leidtragender und Theilnehmender folgt, alle in ihren gewöhnlichen Werktagsblousen, die Angehörigen womöglich in den ältesten und schmutzigsten. Einige behäbige dicke Herren keuchen hinten nach, oder sie haben sich von trabenden Eseln nachsetzen lassen. Abseits oder am Schluss des Zuges folgt der Jammerchor der Weiber, die es heute mit der Verhüllung auffallend wenig genau nehmen.

Ueber seinem Bestimmungsort angelangt, wird der Todte, nur mit dem weissen Todtentuch umhüllt, von der Bahre genommen, und so ohne Sarg in die senkrechte Gruft hinabgelassen. Eine Frauenleiche wird bei dieser Procedur durch ihr einstiges Strassenhülltuch vor, unter solchen Umständen allerdings unwahrscheinlichen, lüsternen Blicken geschützt, das ausgebreitet über sie gehalten wird. Nicht aber die senkrechte Gruft nimmt den Todten auf, dessen durch keinen Sarg geschützter Leib hier unter den aufgeschütteten Erdenklössen erdrückt würde. Jene dient nur als Weg, aber daneben ist ein geräumiges Erdgewölbe ausgehöhlt, in welches die Leiche gebracht wird, und hier wohl geschützt wie in einem Sarg liegt. Der Zugang zu dem Seitengewölbe wird sodann mit Lehmziegeln zugemauert, und während dieser langdauernden Arbeit singt die umstehende Grabgemeinde das melodische Lied: Gott verzeiht den Moslimin und den Mosliminінnen, den Gläubigen und den Gläubiginnen (allahu mughfir el moslimin u el moslimat u el mumenin u el muminat). Einer der Schriftgelehrten, ein Imam, Schulmeister oder der Leichenwascher, leiert eine kurze stereotype Leichenrede ab, worin der mit gespannten Ohren lauschende Todte instruirt wird, was er bei dem Examen, das er in der kommenden Nacht zu bestehen haben werde, zu antworten habe.

Noch einmal wird ihm das Glaubensbekenntniss des Islam eingeprägt. Es kommen nämlich zwei Prüfengel grausigen Aussehens, Namens Nakir und Munkir, und plagen, wenn der Geprüfte nicht auf der festen Basis des Islam steht, dessen Seele und Leichnam. Schliesslich flüstern die Anwesenden das Fatha und unter dem lauten Anruf des Gnädigen und Allbarmherzigen wird Scholle auf Scholle von ihnen über die Erdkluft gestürzt. Die leidtragenden männlichen Familienmitglieder stellen sich in einer Reihe auf, nehmen die von einem Handschlag begleiteten tröstenden Worte der Begleiter entgegen, und Jeder eilt, von wannen er gekommen war. Erst jetzt kommen auch die Frauen, die sich bis dahin abseits gehalten hatten, zur Besichtigung des Grabes herbei.

In der Nacht vernehmen wir hinter den Mauern des Trauerhauses ein Gekreisch von Weibern, das sich bald in den Trochäen einer in Gang gesetzten Maschine abwickelt, bald in den Daktylen des in vollem Lauf stürmenden Dampfrosses dahin saust, oder in das unbestimmte Klappern der Mühle sich auflöst. Wacker wird die Pauke darein geschlagen, und hoch empor steigt dann und wann, einem Raketenkasten gleich, ein hundertkehliger Schrei. Dumpf erdröhnt der Erdboden von dem Fussgestampf der kothbeschmierten Weiber. Es klingt, wie ein Ausbruch unbändiger Freude und Orgienlust, es ist der Leichentanz, durch den das Weib ihren Schmerz vertobt.

Die Männer aber verbringen bei Kaffee und in Tabakwolken gehüllt die *„Nacht der Einsamkeit“* mit ihren Freunden und Nachbarn vor dem Hause oder in einem nahen Hofraum. Beim Ein- und Austritt jedes theilnehmenden Nebenmenschen, auch wenn er bloss gekommen wäre, um ein Schälchen Kaffee zu schlürfen, erheben sich die Leidtragenden, die man mit herkömmlichen Redensarten, wie: „So ist der Weltlauf, so seid doch ihr noch am Leben,“ zu trösten sucht. Es entspinnen sich Sonder- und Gemeingespräche, an denen einige der Trauernden lebhaft Antheil nehmen, während andere in Thränen gebadet, stumm in der Ecke sitzen. In einer Nebenkammer bemühen sich hagere Schulmeister mit dem Absingen des „nicht zu bezweifelnden Buches“, oder brummen ein dreitausendfältiges Allah, um Gott zu zwingen, sich der armen Seele des Heimgegangenen

zu erbarmen. Dieser Trauerempfang mit Kaffee dauert, wenn der Todte ein Erwachsener ist, drei Tage lang, und die näheren Verwandten und Freunde bleiben auch bei Nacht zusammen und halten ein gemeinschaftliches Mahl.

An den folgenden Tagen hören wir in dem Trauerhause einen so schmerzensvollen halblauten, langsam monotonen Klaggesang eines Weiberchors tönen, untermischt mit Weinen und Schluchzen, dass wir den Schmerz desselben durch Mark und Bein mitfühlen. Noch nach Jahren beweint eine Mutter oder Gattin ihren verstorbenen Liebling so, indem sie an gewissen Wochentagen oder an bestimmten, dem Gedächtniss der Todten geweihten Tagen des Jahres ihre Freundinnen, Nachbarn, Basen, und besonders eingeübte Klageweiber versammelt, um ihr bekümmertes Herz auszuschütten, und die Tugenden des Todten besingen zu lassen, während die Männer einen Freundeskreis um sich versammeln und zum Andenken an den Verstorbenen den Koran vorlesen lassen. Bei den alten Aegyptern wurde während der 70tägigen Periode, wo die Leiche beim Einbalsamiren war, in ähnlicher kläglicher Weise gesungen. Auch die grossen Feste gehen nicht vorüber, ohne dass das Grab der Lieben besucht wird, wie wir oben gesehen.

So ehrt der Islam seine Todten.

IV. Kapitel.

Die Wüste.

1. Ritt durch die Wüste.

Ausgangsstation.

Wir nehmen Abschied von der langgestreckten, immergrünen, beiderseits von ausgedehnten Wüsten besäumten Oase, welche man Nilthal nennt, um hinauszuziehen gen Osten in die wüsten Striche des ägyptisch-arabischen Küstengebirges. Wir haben zunächst jene viel begangene Karawanenstrasse im Auge, welche von irgend einem Ort des Thebaisbezirkes Oberägyptens ausgeht, jenes Gebirge, seinen Querthälern folgend, ohne bedeutendere Steigung in fast gerader östlicher Richtung durchschneidet, und in der Hafenstadt Koseir endigt. Unter dem schattigen Dach der Acazien und Sycomoren vor der Karawanserei der Hauptausgangsstation Bir Amber*) halten wir Siesta, um Kräfte zu sammeln für die Anstrengungen, die unserer warten, noch einmal letzen wir den Gaumen mit dem süssen weichen Wasser des Nils, nehmen ein Vormahl ein aus den Gaben des Thales, Milch, Tauben, Früchten, und lauschen dem hundertfältigen Gezwitscher der Vögelchen, die in den Aesten sich wiegen. Jene Karawanserei ist ein im echten neuarabischen Styl (s. I. Kap. S. 96) nicht ohne Geschmack erbautes kuppelgekröntes Gebäude mit Säulengängen und Kammern, das Niemand gehört, wie die gewöhnlichen, „Wekale" genannten, Karawansereien, sondern eine Stiftung des bekannten alten Ibrahim Pascha zum allgemeinen Besten ist, besonders für die Mekkapilger, welche diese Route so viel besuchen. Man benutzt sie im Winter zuweilen

*) Siehe Titelbild.

zum Schlafen, im Sommer meidet man aber ihre nicht im Stand erhaltenen, und fast schon ruinenhaften Räume der hier hausenden Schlangen und Eidechsen wegen, und lagert lieber im Freien.

Das Kamel.

Reges Leben herrscht im Vorhofe. Man rüstet zur Wüstenreise das berühmte Schiff der Wüste, das einhöckerige Kamel, dem wir uns von nun an gänzlich anzuvertrauen haben. Viel giebt's zu betrachten und zu denken an diesem ebenso unpoetischen als vielbesungenen Fahrzeug. Wir können nicht umhin, auch unsere Beobachtungen an diesem seltsamen Thier den vielen Schilderungen der Reisenden hinzuzufügen. Fast stets schaut der Schädel gerade horizontal hinaus in die weite Welt gegen das ferne Ziel. Hoch oben neben der kleinen Gehirnschaale stehen die kleinen aufrechten affenartigen Ohren. Ernst, oder auch, wie Brehm will, blöd starren an der Seite des Schädels die Augen aus ihren Höhlen, umzogen von grätigen Knochenrändern, und beschattet von hohen wilden Brauen. Die vordere Firste des Kopfes bildet eine gezogene Ramsnase, deren Spalten in einem spitzen Winkel sich vereinigen. Eine lange, breite, nach vorn und seitlich sich senkrecht abdachende, in der Mitte durch eine Hasenscharte halbgespaltene bärtige Oberlippe, und eine fletschige, schlaff herabhängende, aber dennoch äusserst bewegliche Unterlippe, zwischen welchen ein geifernder, mit breiten gelblichen Zähnen reich besetzter Rachen sich öffnet, vollenden das unliebliche Bild eines Kamelkopfes. Nicht unschön ist der lange, geschwungene, schlanke und doch kräftige, sehr bewegliche Hals, der seitlich und unten flach gedrückt, und oben mit einer wolligen Mähne geschmückt ist. Die Vorderfüsse scheinen fast zu schwach, um bei gesenkter Bahn den nach vorn gerückten Schwerpunkt des belasteten Körpers zu stützen, aber eine breite, weich elastische, stumpfe Sohle, aus der theilweisen Vereinigung zweier dicker Finger entstanden, bürgt für die Sicherheit. Die Bauchlinie steigt von der grossen Brustschwiele gegen hinten stetig auf, die Rückenlinie bildet vorn mehrere Schwingungen, und gipfelt in dem berühmten einfachen Fetthöcker, um dann hinten wieder abwärts zum Steiss

sich zu senken, wo ein plattgedrückter, seitlich und am Ende ziemlich kärglich bequasteter, kuhartiger kurzer Schwanz abfällt. Seitlich hängt am untern hinteren Theil des Rumpfes jederseits eine parallelrandige glatte, längliche, unschöne Scheibe herab, nämlich das Hüft- und Oberschenkelfleisch, welche sich erst vom Unterschenkel an allmählich verjüngt. Das letztere steife Glied zieht sich in eine stark vorspringende Ferse aus, welcher der ziemlich kurze Lauf und die weiche schwammige Sohle folgt.

Die Haut des Thieres ist mit einer, je nach der Körpergegend längeren oder kürzeren Wolle bedeckt, zumeist aber glatt geschoren, und fast immer geschunden und gebrannt, denn das Brennen mit einem glühenden Eisen ist das Universalheilmittel der Beduinen und Bauern für Mensch und Vieh. Die Farbe wechselt vom Weiss- und Röthlichgrauen bis zum Braunen und Braunschwarzen. Einen schön ausgebildeten *Fetthöcker,* diese sonderbare Zierde des camelus dromedarius, findet man nur bei ganz jungen Thieren und solchen, die längere Zeit geweidet und keine Lasten getragen haben. Die harte Arbeit, die das Thier von früher Jugend an, sobald es aufhört zu saugen, verrichten muss, der unmittelbare Druck der Last, der zunächst auf den Höcker wirkt, saugt bald das Fett, dem er seine Rundung verdankt, auf, und es bleibt wenig mehr als ein knorpelartiger, wenig erhabener Wulst.

Zur Zeit der Brunst bekommt das jetzt ungemein kräftige und unbändige männliche Thier, das aber auch jetzt fortarbeitet und verwendbar ist, und wie auch andere Hausthiere, Pferd, Esel, in diesen Ländern fast nie verschnitten wird, einen eigenthümlichen Schuppenpanzer am Steiss, „samâh“ genannt. Bekannter ist die Schlundblase, ein blauer und rother Fleischklumpen, den der brünstige Kamelhengst von Zeit zu Zeit aus seinem Rachen hervorgurgelt, um ihn nach einiger Zeit wieder einzuschieben. Diese Schlundblase ist eine aufblasbare Verdoppelung der Gaumenhaut, oder ein vorderes Gaumensegel; ihr physiologischer Zweck ist noch unklar.*) Alles ist eben

*) Der Spruch von Plinius „camelus retro mingit, ergo retro coit“, der noch bis in die neuere Zeit nachgebetet wurde, beruht auf bloser Vermuthung. Die Beobachtung ergiebt die Wahrheit des ersteren, und das Gegentheil des zweiten Satzes.

absonderlich am Kamel, und Gott der Herr selbst hat sich, wie der Moslim sagt, als er nach der Schöpfung seine Werke überschaute, über dieses von ihm gemachte Wesen höchlich verwundert. Aber das Thier ist eben in Bau und Anlage durch und durch wie eigens für den Gebrauch, den man von ihm macht, als Wüstengehmaschine eingerichtet. Wir wollen nicht versuchen, dieses Geschöpf gegenüber seinem Ankläger Brehm moralisch rein zu waschen, aber wir bewundern an ihm Genügsamkeit, Bedächtigkeit, Kraft, Ausdauer, Stätigkeit, und trotz zeitweiser Störrigkeit doch wieder grosse Langmuth und Leitsamkeit, eine Vereinigung von Eigenschaften, wie sie kein anderes Thier, nicht einmal Esel und Maulthier, geschweige denn Pferd oder Ochse, zeigt.

Wir fangen schon an, die Zwittergestalt von Rindvieh und Esel lieb zu gewinnen, und pätscheln kosend einem solchen Thier den Leib. Aber es dreht plötzlich den Hals nach uns um, stösst einen kurzen unmuthig brüllenden Ton aus, und weist den aufgesperrten Rachen. Es liebt nicht wie das Pferd Schmeicheleien des Menschen, und verbittet sich jede Behelligung ausserhalb des Dienstes, wie es auch seinerseits das Menschengeschlecht ungereizt unangefochten lässt. Mit Leidwesen bemerken wir, wie das im Allgemeinen friedliche Thier von allerlei *kleinen Feinden* geplagt und ausgesaugt wird. Mücken und Bremsen umschwärmen die Haut, zumal die Umgebung des Auges, Bremsenlarven wühlen in seiner Nase, seinen Stirnhöhlen und Choanen, und es sucht sich ihrer von Zeit zu Zeit durch Schnauben oder Reiben der Schnauze an dem Leib eines Nachbarn zu entledigen. An dem After haben sich ganze Colonien von blutsaugenden dick geschwollenen Zecken festgesetzt, welche der unzureichende Schwanz vergebens wegzuwedeln sucht.

Es ist bekanntlich in den altägyptischen Gemälden und Sculpturen (mit Ausnahme der Memnonssäulen?) noch nie ein Kamel dargestellt gefunden worden, auch werden solche nicht von den griechischen Schriftstellern aus Aegypten erwähnt, woraus man schloss, dass dieses jetzt so verbreitete wichtigste Hausthier Aegyptens damals in diesem Lande noch nicht bekannt war. Aber man findet in der heiligen Schrift, dass schon Abraham bei seinem Aufenthalt in Aegypten Kamele hatte oder

solche von dem König bekam (1 Mos. 12, 16.) und man wendet mit Recht ein, dass auch andere Hausthiere, z. B. Hühner nie, die in Unzahl vorhandenen Tauben sehr selten abgebildet sind, während doch Gänse so viel dargestellt sind.

Wir ergötzen uns, in dem Vorhof der Karawanserei lagernd, an dem Treiben eines lustigen, äusserst hochbeinigen Kamelsäuglings, der die Reise, aber natürlich unbeladen, mitmachen darf. Er hat den Ernst des Lebens noch nicht kennen gelernt, er rennt im fliegenden Trab dahin, wobei sein fetter Höker bedeutend hin und her sich wiegt und wackelt, schlägt mit gespreizten Hinterbeinen im jugendlichen Uebermuth aus, stösst einen jung brüllenden Schrei aus, und kehrt dann zum vierzitzigen Busen seiner Mutter zurück.*) Ein Knabe sitzt lachend in schwindelnder Höhe auf dem blossen Höcker eines „Hegin's", d. h. eines Kameles das gut springen kann, frei, wie auf einem Divan, ohne Lehne und Sattel, nur die Beine etwas gegen die Schulter des Thieres angestemmt, eine Leine in der Hand, die vorn halfterartig um Kopf und Schnauze befestigt ist, während das Dromedar in langen, fliegenden Zügen sanft, stosslos wiegend, so dass man, wie der Araber sagt, dabei ein Schälchen Kaffee schlürfen kann, trabend, selten galoppirend, den Raum durchmisst. In der Regel aber sitzt der Reiter auf einem Reitsattel, und ausser dem Halfter sichert ein durch die Nase des Thieres gezogener Ring oft noch bei sehr wilden Thieren die Lenkung.

Fütterung.

Man schüttet das Futter, gehacktes Stroh, hin. Die Glieder der Heerde kommen von allen Seiten mit eilenden Schritten herbei und kauern sich in geordnetem Kreis um den Strohhaufen. Noch weit zufriedener sind die, welchen man einen Beutel mit den stickstoffreichen Puffbohnen bis an die Augen um die Schnauze gebunden hat. Sie haben jetzt kein Auge und Ohr mehr für die Aussenwelt: sie sind nur noch in ihren Beutel versunken, dessen leckeren Inhalt sie behende mit den weichen Greiflippen in den Rachen spielen. Die starken Kiefer zer-

*) Die Kamelsmilch wird, ausser von den Beduinen, wenig benützt, sie wird als leichtes Abführmittel gerühmt.

malmen hin- und herwiegend die harten Früchte rasch zu einem Brei, der dann durch die wundersamen Zellen und Falten des nur dreitheiligen Magens und die langen Gedärme des Wiederkäuers getrieben wird. Stroh und Puffbohnen sind, mit Ausnahme der wenigen Kräuter, welche auf dem Wege durch die Wüste sich finden, Jahr aus Jahr ein die einzige Nahrung des oberägyptischen Kameles. Nur im „Frühling", womit Januar und Februar gemeint sind, wird das Kamel auf einige Wochen auf die Weide in die Auen des Nilthals geschickt, um Klee oder das Kraut der Platterbsen zu fressen. Denn Gras und Heu giebt es nicht in Aegyptenland. Die Ruhe und die Kräuterkur üben eine grosse Wirkung aus, die Formen runden sich, der Höcker wölbt sich wieder, die Glieder kräftigen sich, und diese Geschöpfe werden wieder fähig, nach solcher Wiedergeburt dem Menschen zu dienen; ohne sie aber, sagt der Kenner, gehen sie bald ihrer Auflösung entgegen, und während der Weidezeit giebt der Eigenthümer nur sehr ungern sein Kamel ab, selbst gegen hohe Miethe. Die Kamele der Beduinen bekommen keine Bohnen, und die in's Nilthal eingeführten müssen sich erst an das Bohnenessen gewöhnen.

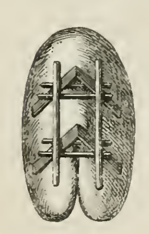
Man führt die Gesättigten zur *Tränke* an einen Trog oder Canalbach. Sie senken den langen Hals zum Boden, der Hals macht jetzt mit dem Kopf eine starre gerade Linie, das Wasser wird mit lautem Geräusch geschlürft und steigt in grossen sichtbaren Wellen durch die schräge Halssäule zum Magen auf, während das Wasser des Behälters sichtlich mit jedem Schluck abnimmt.

Packen und Satteln.

Das Vieh möchte nun wohl lieber frei und unbeladen umherspazieren oder ruhig seiner Verdauung obliegen, und es gefällt ihm nicht, wenn es zwischen zwei bereits wohlgebunden dastehende Waarenballen oder Säcke getrieben wird. Es giebt seine Unzufriedenheit durch wiederholtes Brüllen zu erkennen, aber es gehorcht dem Menschen, den es zermalmen könnte. Das Unangenehmste ist ihm offenbar der Augenblick des *Niederlassens;* selbst wenn das Futter vor ihm liegt, geschieht das nicht ohne Zögern. Ein blosser krächzender Ch-Laut ist die Losung, mit

der der Mensch, und wäre es ein zartes Kind, das mächtige Thier zwingt, vor ihm niederzuknieen, und wenn es nicht sogleich folgt, unterstützt er seinen Befehl durch Abwärtszerren des Kopfes am Strick des Halfters. Während das störrische Thier durch Brüllen seinen Unmuth äussert, besieht es sich noch einmal die Bahn, richtet seine Vorderbeine zurecht und fällt endlich mit einem verzweifelten Endentschluss auf die Schwiele seiner Kniee, d. h. seines Vorderlauf- oder Handgelenks. Noch stehen die Hinterbeine, auch diese werden ängstlich zaudernd vorbereitet, es geschieht aber damit kein jäher Fall mehr, sondern nur eine starke Biegung und Senkung des weit oben am Leib befindlichen eigentlichen Kniees, das ebenfalls eine Schwiele hat. Es folgt nun noch eine sanfte Zurechtsetzung, die Vorderbeine werden vorgeschoben, die Ellbogen gebeugt, der Lauf wird gegen innen eingeschlagen, die Tarsen der Hinterbeine werden unter den Leib gezogen. So hockt jetzt das Thier, beruhigter geworden, da, mit nur wenigen Punkten die Erde berührend, und diese sind mit dicken Schwielen besetzt, der Schwerpunkt ruht auf der mächtigen Brustschwiele.

Das erste Geschäft nun beim Packen ist das Aufsetzen des *Kamelsattels,* „Hauîe" (Fig. 11.). Das ist ein gar wunderliches Ding, nicht minder sonderbar, als das Kamel selbst. Er stellt einen hufeisenförmig gekrümmten, wurst- oder sackförmigen, mit Hackstroh gefüllten, aus roher Sackleinwand oder Halfegras gewebten Bausch vor, zwischen dessen Ausschnitt der Kamelsbuckel zu liegen kommt. Hinten ist er geschlossen, vorn wird er durch einen sinnreichen primitiven Klemmapparat aus Holzstäben festgehalten. Letzterer besteht aus zwei schmalen Querbrettchen, die oben im Winkel zusammenstossen, es sind zwei solcher Winkelstäbe in kurzer Entfernung hintereinander folgend. Gestützt und gehalten sind beide Winkelstäbe jederseits durch einen längs des oberen Randes der Wülste und über die Brettchen hinlaufenden Längsstab. Darüber sind die Brettchen durchbohrt und es sind dünne Stäbe und Stricke querüber von einem Brett zu dem der andern Seite durch gezogen, welche sowohl zum Zusammenhalten der Brettchen dienen, als auch mit ihren überragenden


Fig. 11.

Enden das Ausgleiten der Längsstäbe nach oben verhüten. Nur nach hinten ist dieser Sattel durch einen Schwanzriemen an dem Thier befestigt, sonst ist er frei, nicht einmal ein Leibgurt wird für nöthig erachtet, da der Höcker das Ausgleiten verhindert.

Die Last, welche über dem Sattel durch Strickschlingen festgehalten wird, muss im Gleichgewicht sein, das ist die erste Bedingung, sonst hält es das Thier nicht lange aus. Die Form kommt in zweiter, die Grösse des Gewichts erst in dritter Linie. Ein starkes Kamel trägt gegen zehn arabische Centner einige Tage lang, die gewöhnliche Last ist drei bis vier Centner. Während des Bepackens schaut das Kamel wiederholt missvergnügt brüllend um, was man hinten mit ihm vornimmt. Der Reitende setzt sich auf den Bauschsattel, den er, namentlich an der Stelle des harten Klemmapparats, mit seinem Mantel, einer Matratze oder einem Teppich, dem Universallager des trockenen Orients, verpolstert. Diese dienen ihm dann beim Lagern auch zugleich als Bett.

Wer das für seine Bequemlichkeit oder aus sonstigen Rücksichten nicht für genügend erachtet, der hat sich eine *Sänfte* („schebrîe") machen lassen, ein aus wenigen rohen Quer- und Längsstäben zusammengesetztes länglich viereckiges bettartiges Gestell, dessen Boden und Seiten durch ein Strickgewebe geschlossen sind. Das wird quer über den Kamelsrücken herüber gelegt und in der Mitte an dem Sattel daran befestigt, während es seitlich frei hinausragt. Es kann eine ganze Familie aufnehmen, vorausgesetzt dass beide Seiten sich gleich wiegen. Seiner bedienen sich indessen meist nur die Frauen, für die man noch dazu vermittelst einiger Palmzweigstäbe ein Kreuzgewölbe herstellt, das mit einem Tuch bedekt zur Unsichtbarmachung wie gegen die Sonne dient. Es giebt noch mehrere Arten von Sänften, z. B. das „Schukduf", d. h. eine Art Stuhl, deren je einer an einer Seite des Kamels hängt, das „Tahtruân", welches frei zwischen einem vorderen und hinteren Kamel schwebt; diese sind aber auf dieser Route wenig gebräuchlich. Am besten machen wir's, wenn wir uns blos auf genannte Teppichbesattlung setzen. Die nöthigsten Sachen zur Reise, also namentlich Speisen und Küchenapparate, packen wir in einen Korb oder eine Kiste, oder in einen eigenen Kamelreisesack („churg"), bestehend in

zwei grossen stark gewebten in der Mitte verbundenen Taschen, die zu beiden Seiten des Kamels herabhängen und meist einen reichen Quastenschmuck entfalten.

Für das Wasser lassen wir den Kameltreiber sorgen, mit dem wir den Reisecontract geschlossen. Er hängt einem Kamel einen Ziegenschlauch an, aus welchem er das Trinkwasser im Fall des Gebrauchs in eine runde Holzschale oder in einen Blechbecher giesst und diese seinem hoch oben sitzenden Schützling credenzt. Genannte Trinkgeschirre sind indessen unpraktisch, aus ihnen kann man nur beim Stillstehen trinken, im Laufe ist das Trinken nur möglich aus einem sehr engmündigen Gefäss. Am besten ist die sogenannte „Semsemîe", ein Lederschlauch mit Saugröhre. An den Wasserstationen wird der Schlauch je wieder gefüllt.

Wollen wir aber die Reise recht schnell machen, und scheuen wir die Kosten nicht, so miethen wir ein Dromedar („hegin"), d. h. ein Lauf- oder *Trabkamel*, das einen Sattel trägt ähnlich dem eines Pferdes, vorn und hinten mit einem hohen Sattelknopf, so dass ein Herabfallen bei dem sanften und doch raschen Trab fast unmöglich wird. So kann man fünf Tagereisen in einem oder wenigstens zwei Tagen machen; nur setzt das Uebung im Kamelreiten, Wegkenntniss oder Begleitung, auch Wasser- und Futterstationen voraus. Diese Reiseart wird hier sehr selten, höchstens von Beduinen in Anwendung gebracht, noch weniger das Reiten auf Pferden, und fast gar nie das Fahren im Wagen.

Aufsteigen.

Wir werden aufgefordert, das Wüstenschiff zu besteigen. Mehrlei sind die Methoden, das zu bewerkstelligen; jede hat ihre Schwierigkeiten. Das Plausibelste scheint das Besteigen des noch zusammengekauerten Reitthiers. Aber hüten wir uns wohl, das allein zu versuchen. Denn lange, ehe wir uns zurechtgesetzt, schon bei dem ersten Fühlen der Last des Besteigenden erhebt sich plötzlich das Kamel und würde uns rück- und seitwärts schleudern. Der Geübte kennt das wohl, er weiss sich sofort zu halten. Wir Ungelehrten aber lassen, während wir

aufsteigen und allmählich in einem Teich unseres Sitzes Platz suchen, den Treiber die Vorderfüsse des noch sitzenden Kamels treten und festhalten oder festbinden, suchen mit der einen Hand den vor dem Sattel vorspringenden Stab des Klemmapparats und stemmen die andere auf das hintere Ende des Sattels. Nur so sind wir auf alle Veränderungen unseres Schwerpunktes gefasst, die wir nun auszuhalten haben. Wir geben dem Treiber ein Zeichen, dass er loslassen könne, und jetzt wird unser Körper in rascher Reihenfolge rück-, vor- und wieder rückwärts geschwungen. Denn das Thier springt erst mit dem Vorderlauf auf, und das thut es viel lieber als das Niederfallen, bringt dann seine Hinterfüsse in Streckung, und stellt sich endlich ganz aufrecht, indem es nur noch den untersten Theil des Vorderfusses aufrichtet und auf die Sohle tritt.

Jetzt befinden wir uns hoch oben über dem Erdboden; so hoch sind wir noch nie geritten; wir schaudern, wenn wir an unsere hilflose Lage denken. Wenn jetzt das Thier wild werden sollte, was könnten wir machen? Wir sitzen viel zu weit oben, um uns mit den Waden, wie beim Pferdereiten, festzuhalten. Wenn wir rittlings mit gespreizten Beinen auf dem breiten Sattel sitzen, berühren unsere Sohlen kaum die Rippen; setzen wir uns, wie es die Regel ist, mit über den Nacken des Thieres oder über eine Seite herabschwebenden Füssen, so ist das schon bequemer, aber wir haben ebenso wenig Halt für jenen schlimmen Fall, in welchem der durch keinen Leibgurt befestigte Sattel sammt dem Reiter nach einigen Sätzen weithin geschleudert wird. Die Leitleine nützt nichts, denn der aussen um die Nase herumgeführte Strick genirt das Thier wenig, wenn man auch noch so sehr daran zerrt. Doch „den Namen Gottes auf dich" (bismallah 'alêk) ruft der Moslim, wenn es schief geht. Solche übermüthige Launen des Thiers sind glücklicherweise selten, sonst würde man ganz andere Bändigungsmittel erfunden haben. Für den gewöhnlichen Laufschritt sind wir in grösster Sicherheit.

Wir finden, dass die vorspringenden Winkel des Klemm-Apparats, auf welche Gesäss oder Beine zu liegen kommen, immer noch viel zu wenig überpolstert sind; so können wir die Reise nicht eine Viertelstunde aushalten, und wir müssen den

Treiber auffordern, uns absitzen zu lassen. Er ermahnt uns, wie beim Aufsitzen, uns festzuhalten, denn die Vor- und Rückwärtsschwingungen sind dieselben, nur in umgekehrter Ordnung. Wir können uns auch vom stehenden Kamel herablassen, indem wir mit der einen Hand den vorstehenden Stab des Sattels fassen und mittelst der andern am Absturz des Hinternackens herabrutschen.

Beim Wiederaufsteigen auf den verbesserten Sattelsitz bedienen wir uns zur Abwechslung der zweiten Methode. Das Kamel steht, wir ergreifen mit der einen Hand jenen wichtigen Sattelstab, der Treiber bildet mit seinem Rücken oder seiner Hand eine Treppenstufe, die zweite bietet die Nacken-Concavität des Reitthieres, und, diese erreicht, klettern wir nun, so gut und graziös es geht, vollends auf den Sattel hinauf. Noch besser ist es freilich, ganz vom Treiber sich zu emancipiren, das Kamel zur Senkung seines Nackens zu zwingen, auf diesen, die eine Hand am Sattelstab, mit dem Knie sich zu schwingen, worauf es von selbst Nacken und Reiter erhebt, und dieser kann jetzt seinen Sitz vollends erobern. Bei letzterer Arbeit ist aber das Thier bereits wieder im Marsch und macht namentlich das Sichumdrehen etwas schwierig. Ebenso sollte man lernen, reitend allein das Thier zum Niederlassen zu zwingen, im Marsch sich herabzulassen, jenes zum Trabe zu bringen. Doch das gehört schon zur höheren Reitkunst; wir sind froh, wenn wir auf irgend eine Weise unbeschädigt hinauf- oder heruntergekommen sind.

Karawanenesel.

Sollten wir uns mit dem Kamelreiten gar nicht befreunden können, so stehen uns die Wüstenesel zu Gebote, welche stets in erklecklicher Anzahl die Karawanen begleiten und ergänzen. Trotz ihrer zarten Füsse sind sie im Stande, gegen einen Centner unermüdlich über Berg und Thal zu schleppen. Sie haben zu thun, mit ihren kurzen Schritten dem langbeinigen Kamel nachzukommen. Das träge Thier allein weiter zu bringen, hätte man grosse Mühe, aber der Karawane folgt es unverdrossen. Gänzlich vergebens wäre es, mit diesen Karawaneneseln, welche sich zu den Reiteseln des Nilthales verhalten wie

das Lastkamel zum Trabkamel, einen lustigen Trab oder Galopp anzuschlagen, es sei denn, sie wären hinter der Karawane eine Strecke zurückgeblieben. Beide Geschöpfe, Kamel und Esel, gleichen sich vielfach in Bau, Natur und Charakter, und sie leben auch ziemlich sympathisch zusammen.

Marsch.

Die Karawane, bestehend aus einigen Dutzend bis 50 und und 100 Kamelen, kommt endlich ernstlich in Marsch. Die Treiber lieben, sich zu vereinigen, weniger wegen der Sicherheit, denn in dieser Wüste ist nichts zu fürchten, als wegen der Bequemlichkeit und der Gesellschaft. Sie helfen sich gegenseitig beim Ab- und Aufpacken, lösen sich beim Treiben ab und sitzen dazwischen auf. Was der eine nicht mitgenommen hat, hat vielleicht der andere bei sich; auch die Thiere selbst sind froher und muthiger und laufen besser; einige kräftige gute Kamele geben den Lauftact an, und keines will zurückbleiben. Die Treiber sind auf dieser Route zumeist oberägyptische Fellahs oder Ababde-Beduinen, theils die Eigenthümer der Thiere selbst, theils blosse Knechte oder Sklaven. Rastlos wird, meist den ganzen Tag lang, fortmarschirt; der Stelzenschritt der Gehmaschine scheint langsam, träge — ein Fussgänger im Reiseschritt überholt die Karawane weit — aber er ist ausgiebig, gleichmässig, anhaltend, und wer aus irgendeinem Grund einige Augenblicke zurückblieb, sieht bald die Karawane weit vor sich, und er hat zu thun, sie einzuholen.

Das fruchtbare Land hört plötzlich auf, denn es reicht gerade so weit, als das Ueberschwemmungswasser des letzten Herbstes drang; nur ausnahmsweise treiben da und dort, schon im Wüstenboden, aber nicht weit von der Kulturfläche, einige kleine Gärten, wie Oasen, auf, gespeist durch einen tiefgegrabenen Brunnen, in dem das Grundwasser sich sammelt. Vor uns liegt ein weitgedehntes Terrassenland, fast unmerklich ist seine Steigung. Kleine wellige Hügel ziehen sich in die Quer und in die Länge. Diese Gegend ist scheinbar jedes organischen Lebens baar; wo man hinblickt, nichts als verzweiflungsvolles Grau. Nur in einigen Vertiefungen zwischen den Hügeln, wo das gesammelte Wasser

des meist einzigen Winterregens als Giessbach einst sich herabwälzte, sprosst zwischen zierlich zusammengerollten Thonblättern, den Resten des Absatzes jenes Baches, da und dort ein Kräutchen oder ein Strauch. Wir schauen rückwärts, erblicken schon weit und tief das Nilthal und die Berge im Westen des Nilthales, welche dort die libysche Wüste beginnen; wir schauen vor uns ferne grauweisse Kalkbergketten, nach allen Richtungen hin sich ziehend, und dazwischen liegen Thäler, welche die Phantasie mit saftigem Grün und lachenden Ortschaften bedecken möchte; denn sie nehmen sich in der Ferne gerade so aus, wie die fruchtbaren Gefilde einer Gebirgslandschaft aus einer gesegneteren Zone.

Der Boden, auf dem wir marschiren, ist nicht lockerer Sand, sondern *recht fester Kies* und *Kalk*. Hier hat man es nicht mit einer Sandwüste zu thun. Kaum ist ein Sturm im Stande, eine leichte Staubwolke aufzuwirbeln, und der schwere Flugsand sammelt sich alsbald wieder an einigen Stellen unter dem Schutz der Hügel. Der Weg, den unsere Karawane nimmt, giebt sogar an Härte und Festigkeit wenig einer Kunststrasse nach und könnte, da er meistens eben ist, ohne sonderliche Schwierigkeit selbst mit einem Velociped befahren werden. Die Tritte der Kamele haben viele fussbreite Geleiselinien gezeichnet, welche seine Länge durchschlängeln, und zwischen welchen eben so viele erhabene Linien von lockerem, kaum betretenem Kies liegen. Bei dem starken Verkehr der Kamele, welche am liebsten auf der betretenen Spur sich bewegen, erhalten und vermehren jene Geleise stets ihre Festigkeit. Gethan wird sonst nichts zur Instandhaltung der Strasse; was diese ist, ist sie durch sich selbst. Steine des Anstosses denkt Niemand hinwegzuräumen. Kleinere sanftere Abhänge läuft das Thier, dessen Schwerpunkt von der Last jetzt auf die Vorderbeine geworfen wird, erst langsam vorsichtig hinab, noch vor Beendigung der Senkung aber schlägt es einige Schritte weit einen Trab an, der für Reiter und zerbrechliche Waaren kritisch ist. Durch Bergströme entstandene Rillen laufen quer und schräg über die Strasse und bilden scharfe Absätze. Da strauchelt das Thier. Muss es über solche hinab, so geschieht das mit schwerem Tritt; und da riskirt es immer einen Fussbruch. Es ist eben

nur für die Ebene gemacht. An schwierigen Stellen weicht es von selbst aus. Im Allgemeinen ist aber ein Fall beim Kamel sehr selten. Pascha's, die Kutschen fahren wollen, wie es früher bei ihren Pilgerschaften geschah, nehmen heutzutage diese Route nicht mehr, und etwaige Engländerinnen lassen sich den ganzen langen Weg von Eingebornen in einer Sänfte tragen.

Die Landschaft dieser Vorterrasse bietet wenig Unterhaltendes dar, statt ihrer ergötzen wir uns an dem unerschöpflichen Studium des Kamels, einschliesslich seines mit jeder Bewegung und jeder Stunde veränderten Schattens, an der bäurischen, aber beredten Sprache, dem rauhen, aber gutartigen Charakter der Treiber, deren Prügel weit mehr den Eseln zufallen als den pflichtgetreueren oder wenigstens zu rechter Zeit entweichenden Kamelen, an den frischen, nur etwas eintönigen, meist religiösen Gebirgsgesängen der Treiber, wir wechseln mit ihnen eine kurze tiefköpfige, schmucklose Wüstenpfeife, die sie mit rohem Landtabak gestopft und durch Durramark mittelst Stahl und Feuerstein entzündet haben. Auch haben wir genug mit uns selbst zu thun. Jener verhängnissvolle Klemmapparat des Sattels macht sich trotz alles Polsters immer fühlbarer, das Gesäss drückt sich immer tiefer ein, der Oberkörper muss mit jedem Schritt des Wüstenschiffes eine ausgedehnte Vor- und Rückwärtsschwingung machen, die zwar wohl keinen seekrankheitartigen Schwindel erregt, aber meist baldige Entwicklung von Kreuzweh beim Ungewohnten zur Folge hat. Der Ritt wird uns nachgerade genug, und wir vertauschen das Reiten zur Erholung eine Strecke weit mit Gehen.

Indess ist die Karawane an einer Stelle angelangt, die braun oder dunkelgelb aussieht, wo der Tritt der Thiere auf einem compacten, gehärteten und geglätteten Boden fast unhörbar wird, auch macht sich ein eigenthümlicher, oft stechender Geruch bemerklich. Es ist ein *Harnplatz* (mabwala). Die Thiere machen von selbst oder auf einen schnalzenden Ton ihrer Führer Halt, und fügen je ihr Scherflein zur Instandhaltung des eigenthümlichen Bodens bei. Nach diesen auffallenden Stellen, die sich ziemlich genau Meile für Meile wiederholen, und daher vortreffliche Meilenzeiger abgeben, rechnet der Treiber und Beduine seine Reise, und sie sind daher für den Wüstenreisenden von Wichtigkeit.

Nachtlager.

Die Karawanen pflegen nicht Mittag zu halten, das Ab- und Aufpacken ist den Treibern zu lästig, das Frühmahl muss bei Mensch und Vieh bis Abends halten, den nöthigsten Imbiss und das Wasser haben wir unterwegs auf unserem Sitze oben im Marsch eingenommen, und so wird in der Regel ohne grössere Unterbrechung vom Morgen an bis zum Abend marschirt. Die Schatten werden länger, die Berge und der Horizont röthen sich, und man denkt nun an das Nachtlager, das man sich sammt dem Abendessen wo möglich noch beim Schein des Tages bereiten will. Auch die Kamele haben offenbar genug, sie sehen öfter um sich und nach der Seite, und fangen an, die Kothballen ihrer Brüder vom Boden aufzulesen und zu verzehren. Mit ihnen wetteifern jetzt die Treiber in diesem Geschäft, sie ergreifen nur die trockeneren, älteren, die als Feuerungsmaterial dienen. Man lenkt abseits von der Strasse ein und wählt sich irgend ein ruhiges, windstilles, weiches Plätzchen aus.

Wir steigen ab, lassen uns auf weichem trockenem Boden den Teppich mit einem Kopfkissen breiten und legen uns mit grosser Genugthuung sofort nieder; denn unser Rücken bedarf der lang entbehrten Stütze und Unterlage, und unsere Füsse können wir nun mit Musse strecken und recken. Der Teppich oder auch nur der weiche Sand des Lagers ist für den Wüstenschifffahrer, was dem seekranken Meerfahrer das feste Land. In diesem Zustand ist ein Schluck guten Branntweins eine äusserst heilsame, alle Müdigkeit schnell vertreibende Arznei, mag das Wetter heiss oder kalt sein. Nicht minder wirksam ist auch eine Tasse Kaffee oder Thee, die aber zur Bereitung noch ein wenig Geduld erfordern. Haben wir keinen Diener, so sorgt der Treiber gerne für uns, aber sobald er uns das Lager gebreitet, lässt er uns im Stich, um seine Thiere vorerst zu besorgen. Er lässt sie eines nach dem andern niederkauern und nimmt die Last ab. Von selbst thun die Thiere das nicht, und wenn man nicht für sie sorgt, laufen sie lieber sammt ihrer Last herum und suchen sich Weidefutter, als dass sie sich niederlassen. Nun folgt die Fütterung, wie wir sie schon oben beobachteten. Gewöhnlich hängt man ihnen Abends nur den Puff-

bohnenbeutel um, während sie Morgens mit Hackstroh sich den Wanst füllen dürfen. Wasser bekommen sie da, wo es solches giebt. Damit sie nicht weidend sich verlaufen, bindet man ihnen ein Vorderbein auf, so dass sie nur hüpfend sich weiter bewegen können. Den Eseln bindet man beide Vorderbeine zusammen. Nun erst denkt der Treiber an uns und sich selbst. Er ist — denn in der freien Wüste giebt es keine Standesunterschiede und es herrscht das Beduinenrecht — unser Gast und wir sind der seinige. Sobald das Feuer aus mitgebrachtem oder unterwegs aufgelesenem Strauchholz oder aus trockenem Kamelsmist, der ein ganz gutes Kohlenfeuer giebt, angemacht ist, so wird Kaffee gemacht und nachher irgend ein einfaches Gericht gekocht, am liebsten Linsen, seit Esau's Zeiten die beliebteste Wüstenspeise, und wir essen dazu unsern mitgebrachten Zwieback, d. h. geröstetes gewöhnliches Brod, das in Wasser aufgeweicht wird. Wenn uns das Kochen zu umständlich ist, so genügen auch hartgesottene Eier, Datteln, Dattelbrod, Käse oder noch besser zu Hause gebratene Tauben, Hühner, Fleisch. Die Treiber aber wollen jedenfalls etwas Warmes haben, sie nehmen aus ihren Säcken eine Holzschüssel, jeder giebt seinen Beitrag von Mehl, sie kneten sich einen einfachen ungesäuerten Teig, patschen ihn zu einer Scheibe, legen diese meist unmittelbar, seltener mit Zwischenlage eines Eisenblechs auf den glühenden Kamelsmist, und bedecken sie auch wohl von oben mit solchem. So entsteht der *Wüstenkuchen,* der „Kurs“, die Haupt- und Lieblingsnahrung der Treiber. Diese halten nun das gemeinschaftliche Mahl und fordern alles, was von Menschen in der Nähe ist, Reisende und Beduinen, zum Mithalten auf, und auch wir müssen das leckere Backwerk versuchen und thun, als ob es uns schmeckte wie ihnen. Auf die Reste des Mistkohlenfeuers stellen wir noch einmal ein Kaffeekännchen und lassen den bitteren Mokka unsern Gastfreunden kredenzen.

Unterdessen ist es finster geworden, ein Stern nach dem andern bricht durch die Dunkelheit und bald — in diesen Breiten ist ja die Dämmerung so kurz — steht das Himmelszelt in seiner vollen ungetrübten Nachtpracht über dem Lager. Die Gesellschaft zündet sich die Pfeifen an und plaudert in der bekannten hockenden Lieblingsstellung. Wenn es kühl ist, rücken die

Gruppen näher und umkauern das fortgeschürte Kothfeuer. Dann legt sich jeder zwischen sein Gepäck auf den Sand oder den alldienlichen Baumwollplüsch, der heute schon Umschlagtuch, Kopfbedeckung, Futterunterlage, Sack und Korb war, und jetzt zum Teppich oder zur Nachtdecke wird. Für die schaudrigen Winternächte thut man aber wohl, sich mit einer schweren Baumwoll- und dazu einer Wolldecke zu versehen. Ein Zelt ist für jene kurzen Strecken wenig gebräuchlich, das Mitführen und jedesmalige Auf- und Abschlagen erscheint den Leuten zu umständlich. Gegen rauhen Winterwind macht man sich eine Wetterwand aus Waarenballen oder Säcken, und zieht bei Nacht die Decke über den Kopf; gegen Sonnengluth spannt man sich ein Dach aus einem Umschlagtuch, das stets vorhanden ist. Für die persönliche Sicherheit ist Niemand bedacht, der ganzen Karawane steht schwerlich eine Feuerwaffe zu Gebot. Denn in dieser Wüste, oder wenigstens in diesem Theil derselben, giebt es keine Räuber und Mörder, nicht einmal Diebe, sie wären denn aus der eigenen Gesellschaft. Angriffe von Hyänen und andern wilden Thieren, die das Gebirge bewohnen, sind unerhört. Nur wenn man in der Nähe menschlicher Wohnungen lagert, hat man seine Vorräthe vor den diebischen Hunden und selbst Schafen und Ziegen in Acht zu nehmen, denn sie schnappen die neben uns oder selbst unter unserem Kopfkissen liegenden Brode u. dgl. in einem unbewachten Augenblicke weg. So sinkt denn die ganze Karawane, Mensch und Thier, bald in tiefen, wohlverdienten Schlaf.

Morgenlager.

Die Frische der Morgenluft, welche sich bald nach dem Auftauchen des Morgensterns über das Gebirge legt, weckt die Schläfer. Man packt schnell zusammen und bricht auf; das Morgenlager das dem Kameltreiber unumgänglich erscheint, theils wegen der Fütterung der Thiere, theils für seine eigene, will man in der nahen Wasserstation halten. Am östlichen Horizont zeigt sich eine Helligkeit, die immer lichter wird, die Gestalten werden deutlicher, die Gipfel der Berge werden beleuchtet, mit der aufgehenden Sonne hören wir ein Gebell, und

gleich darauf unterscheiden wir menschliche Wohnstätten, den Hund, den Menschen und das Wasser. Diese vier Gebilde sind, wenigstens in der Wüste, keines ohne das andere denkbar.

Die Karawanenführer kehren sich sonst nicht viel an Stationen, man marschirt vom Morgen bis zum Abend, und übernachtet da, wo man um Sonnenuntergang angelangt ist, vermeidet sogar der Hunde wegen die Orte, wo Menschen wohnen. Das Wasser wird im Vorbeigehen an den Wasserplätzen geschöpft und in die Schläuche gefüllt, die Kamele werden dort stehend getränkt. Das Wüstendorf Laketa aber lässt man sich als Station nicht leicht nehmen. Da gibt es Hühner, Tauben, Schafe und Ziegen, und ausser den Dorfbewohnern auch sonst Gesellschaft, man trifft immer einige Karawanen hier gelagert, die von ihrer Reise ausruhen, oder zur solchen sich stärken, von ihnen kann man auch oft von den Früchten und Gemüsen bekommen, die sie verführen. Zumal beim Rückweg in's Nilthal, wenn man den grössten Theil des beschwerlichen Weges glücklich zurückgelegt hat, thut man sich hier gütlich, kocht sich zum Mindesten einige Tauben, und Reichere geben ihrer Gesellschaft ein Schaf zum besten.

Tagesmarsch.

Wir sitzen nun wieder oben auf dem Kamelsdivan, wir sehen weite flache Strecken vor uns, begrenzt von einem Querzug. Ein Hügelkranz nach dem andern schliesst den Horizont, immer steht wieder ein neuer da, durch die klare Luft so nahe, durch das Mass der Wirklichkeit so ferne gerückt. Da liegt ja gar in der Entfernung einer viertel oder halben Stunde ein See, dort wieder einer und wieder einer, ein ganzes System von Wasserbecken; einige gar mit Palmen besäumt! Doch Jedermann weiss, dass das nur Trugspiele des boshaft neckischen Teufels sind, es ist der „bahr esch-scheithan", während der Gelehrte solches Luftspiegelungen nennt, eine Art Fata morgana, indem der Boden die Rolle des Spiegelamalgams spielt, und die zunächst darauf liegende Luftschichte die des spiegelnden reflectirenden Glases.

Die Sonne steigt höher und höher. Nur wenig weiter dürfte

ihr Tageskreis in jenen südlichen Gegenden sein, so würde sie am Mittag der Sommerzeit scheitelrecht auf uns herabstrahlen. Wir sehen und fühlen den 26. Breitegrad. Das grell beleuchtete Hellgrau der Bodenfläche blendet das Auge, das nach einer leicht dämpfenden Wüstenbrille verlangt. Die Luft ist äusserst dünn und trocken, nicht schwül, aber es fehlt ihr in diesem Strich in der Regel jede stärkere Strömung, und so wirken die Sonnenstrahlen mit voller Kraft auf die irdischen Gegenstände, worunter zunächst auf unsere Nase, Gesicht und Handrücken. Diese Gebilde gehen stets wenigstens geröthet und gebräunt aus einer Wüstenreise, selbst in kühlerer Jahreszeit, hervor. Werden aber gar noch weniger an Licht gewöhnte Körpertheile auch nur auf kurze Zeit der Sonnengluth ausgesetzt, etwa wenn sich die Beinkleider beim Ritt hinaufstreifen, so bildet sich ein Erythem, und in höherem Grade, indem eine Menge kleiner Wasserbläschen aufschiesst, ein äusserst brennendes Ekzem, das uns noch mehrere Tage nach der Reise zu schaffen macht, gar nicht zu gedenken der Wochen lang nachher noch vor sich gehenden Abschilferung der sonnverbrannten Hautschicht. Die Haut ist um so empfindlicher, je heller sie ist. Man sollte das Umgekehrte erwarten, denn ein Brennglas zündet keine Papiercigarrette an. Und doch giebt der Fellah, der Beduine dieser Wüste (der Abadi), der Mohr seine ganze dunkle Körperoberfläche dem Sonnenbrand ohne Anfechtung preis. Das kann nur die Macht der Gewohnheit sein. Ein augenblickliches Entblössen des Hauptes, das, je höher die Temperatur ist, nach orientalischem, erfahrungsmässigem, auch von den Europäern adoptirten Gebrauch um so dichter bedeckt sein muss, bringt bei dem Ungewöhnten sofort die schweren Erscheinungen des Sonnenstichs: Ohnmacht, Kopfweh, Blutwallung, Somnolenz, äusserste Mattigkeit, ja nicht selten augenblicklichen Tod hervor. Der Abadi setzt Sommer und Winter keine Mütze auf seinen Lockenkopf, und sogar an dem glattrasirten Schädel eines Fellah, der oft baarhäuptig sein Sommerfeld bestellt, prallen die Gluthstrahlen wirkungslos ab. In solchen heissen Tagen von 34° R. im Schatten ist eine Wüstenreise allerdings keine Lust, und wer keine dringenden Geschäfte hat, verschiebt sie auf eine kühlere Jahreszeit, am besten Herbst und Frühjahr. Sehr plausibel scheint es

dann in der Nacht zu marschieren und bei Tag zu lagern. Aber das hat auch seine Noth; bis zur Vesperzeit vom frühen Morgen an ist fast nirgends ein schattiges Plätzchen zu finden. Vergräbt man sich zwischen Waarenballen oder lagert man sich in Zelte, so schliesst man mit der Sonne auch noch die wenige bewegte Luft ab, und schliesslich zieht man vor, sich wieder auf's Kamel zu setzen, dabei Kopf, Hände und alle Theile möglichst zu bedecken, und den weissen, innen grün ausgeschlagenen Sonnenschirm in die Hand zu nehmen.

Nun weht in diesen Strichen und in der heissen Jahreszeit aber auch noch häufig der *Samum* oder Giftwind. Um Nachmittag dreht sich gewöhnlich der Wind und bläst von Westen, von der Sahara- und libyschen Wüste her. Die vorher so klare Luft wird trüb, wie mit Sandatomen geschwängert, der Himmel sieht gräulich, die Sonne scheibenartig gelblich, blass und röthlich aus, es wälzt sich eine Sandwolke nach der andern her, peitscht dem gegen sie gewendeten Wanderer in's Gesicht, und reibt seine Augen wund. Während die Wüstenluft in ihrer Trockenheit sonst so angenehm und gesund war, macht der glühende Samum den Körper verdorren, die Glieder erschlaffen, die Nerven wie elektrisch prickeln; man fühlt, man kann nicht weiter und lagert. Nach einigen Stunden ist der Samum, der bald schleichend, bald in Saus und Braus einherzog, meist zu Ende, gewöhnlich mit Sonnenuntergang, und Luft und Himmel wird wieder klar. Dieser eigenthümliche Westwind bricht sich im Mittelgebirge, dringt kaum noch in dessen Thäler ein, und erreicht fast nie den Küstenrand des Gebirges und das Meer.

Wir sind etliche und zwanzig Stunden vom Nilthal entfernt. Was wir bisher durchzogen, war ein grosses, fast ebenes Terrassenland, kalkig oder kiesig. Nun tritt *Sandstein* auf und die Hügel und Berge treten näher zusammen und fangen an, Thäler zu besäumen und mit diesen tritt endlich auch etwas Vegetation auf, die vorher fast gänzlich fehlte. Der Sandstein, gelblich oder röthlich, steigt zuweilen in hohen, isolirten, ringsum ausgewaschenen Quaderfelsen aus der Thalsohle auf; ein solcher ist unter anderen das sogenannte „Mädchenschloss" (Kasr el banât). Bald zeigen sich aber dunkle, hohe, schroffe Bergmassen und scheinen den Weg zu versperren. Es lässt sich nun nicht mehr so gerade

aus marschiren, ein *enges tiefes Thal* windet sich durch das harte Gestein hindurch, welches dem Urgebirge angehört. Es zeigt sich fast überall nackt und ist in wilder Zerklüftung begriffen, die Bergwände sind mit grossen und kleinen losen Blöcken, aber keiner Erde überdeckt. Diese drohen den Wanderer zu zerschmettern, ein Theil ist auch schon in's Thal herabgefallen und hat sich in den Weg gestellt. Am Eingang zu diesem Thal befindet sich auf unserer Karawanenstrasse eine *Cisterne*, der Brunnen Hamamât; es giebt noch mehrere solche auf dem Weg, und noch viele drinnen im Gebirge. Es sind meist tiefe ausgemauerte Brunnen, aus denen man das Wasser mittelst lederner Eimer schöpft, oder es führt eine Treppe hinab, eine Einrichtung, die nicht selten ein kühlungslechzender Landessohn benützt, um sich unten im frischen Wasserbecken, aus dem Andere ihr Wasser zum Trinken und Kochen entnehmen, zu baden! Auf dem ganzen Wege, namentlich aber in diesem Thal, sieht man Alterthümer aus altägyptischer und griechischer Zeit.

Der Weg, den die Karawane nimmt, ist im Ganzen ein einziges Querthal vom Nil zum Meer, und deren giebt es mehrere, unter denen man wählen kann. Hier begegnet man täglich einer Menge Karawanen von einem und zwei bis zu Hunderten von Thieren, welche meist nur Korn aus dem gesegneten Nilthal an den Seehafen tragen, das von dort aus nach dem kornarmen Arabien verführt wird. Schwierig ist aber die *Wasserscheide* zu passiren, welche dort ein meilenlanges Hochthal bildet, und an beiden Enden in Form einer steilen, felsigen Schlucht abfällt. Solche Pässe stehen gerade noch auf der Grenze der Möglichkeit zum Passiren für das Kamel. Dieses ist nur auf ebenem Boden zu Hause, an solchen Stellen aber strauchelt es, es sucht sich mit der ihm eigenen Bedächtigkeit für jeden Tritt einen geeigneten Grund aus, bleibt vor ihm besonders schwierig erscheinenden Stellen oft rathlos stehen, bis es der Treiber am Leitstrick darüber hinführt. Das Hinaufgehen ist ihm aber noch viel leichter als das Hinabsteigen. Da sind nun Ausgleiten, Fallen und Knochenbrüche eben nicht ganz selten; immerhin thun wir uns und dem Thier eine Wohlthat, wenn wir absteigen. Gefallene, gebrochene Thiere lässt man am Ort liegen, giebt ihnen etwas Futter, und übergiebt sie der Fürsorge benachbarter

Beduinen, bis sie geheilt sind oder bis der Schlächter aus der nächsten Stadt kommt, dem man sie um geringen Preis verkauft hat. An solchen Oertlichkeiten finden sich auch gewöhnlich eine Menge von Menschenhand aufgerichteter Steine und Steinhaufen; es sind *Denkzeichen,* die sich die hier vorüberziehenden Pilger gemacht haben.

So wandern wir fort in dem Gebirge: es wechseln enge Thäler und Schluchten mit weiteren, mehr Ebenen gleichenden Stellen; hohe, mehrere tausend Fuss erhabene Berge mit schuttartigen Hügelzügen, absolut wüste Strecken mit oasenartigen Plätzen und Steppen, denen eine sichtbare oder unsichtbare Quelle zu Grunde liegt. Es ist nicht mehr die öde Einsamkeit der vegetationslosen Vorterrassen; der Geognost bewundert die Mannichfaltigkeit und den Bau der überall nackt gelegten Urgebirgsgesteine, der Kräuterfreund rauft die ephemeren Pflänzchen aus, der Thierkundige jagt und sammelt, so gut es beim Marsche geht, der Alterthümler besieht sich die Ruinen und entziffert die Inschriften.

Nachtmarsch.

Indessen ist dieses Gebirg eben doch eine Wüste; wir streben baldmöglichst hinauszukommen. Wir werden mit unsern Karawanenführern einig, eine Nachttour zu machen; wir halten das Nachtlager an irgend einer beliebigen Stelle, nach Mitternacht brechen wir auf und ziehen an den dunkeln Berghäuptern hin. Es wird nicht stockfinster, das durch die klare Luft blinkende Sternenlicht des südlichen Himmelszeltes erleuchtet genügend den Pfad, um keinen falschen Tritt zu thun, wenn auch die Geleise oder ausgetretenen Pfade uns trügerisch auf- und abwärts sich zu schlängeln scheinen. Die Kamele gehen in der kühleren Nachtluft rascher als bei Tag, und das jetzt unsichtbare Wegfutter zerstreut ihre Gedanken nicht. Stundenlang hören wir keinen Laut, als die sanften Tritte der weichen Sohlen unserer Thiere, und dann und wann ein Hi! des wachehaltenden Treibers, einen Prügelschlag auf die Esel, welche dem rascheren Nachtschritt der Kamele nicht folgen können. Unsere Augen und Gedanken zieht's mit Gewalt hinauf von der unsichtbaren Erdwüste in das unabsehbare Reich der lichten Sphären.

Wir finden wieder die *Sternbilder* des Nordens vom Polarstern und Bären bis zu dem glänzenden Orion, und entdecken nun auch noch den grossen Scorpion in seiner ganzen Länge, die südliche Krone und gerade noch über dem Horizont den Canopus. Der Treiber wie jeder Aegypter ist Astronom und weiss Bescheid, aber seine Angaben variiren in Namen und Gruppirung der Bilder gar oft von denen, welche in den europäischen Sternkarten verzeichnet sind.

Von den Sternen irren unsere Nachtgedanken in die Länder der nordischen Heimath, wir erinnern uns der segensreichen Cultur jeglichen Bodens, der Blüthe von Kunst und Wissenschaft, der grossartigen Fortschritte der Industrie und des Verkehrs, der Ordnung im Staatsleben, der Kraft und des Reichthums der Nationen, endlich der Macht der öffentlichen Meinung, die nach dem Recht und der guten Sitte ringt. Von all dem sehen wir in des Islams Staaten das gerade Gegentheil. Aber wir finden die Segnungen der Civilisation umwuchert und umnagt von allerlei Krebsschäden und glänzendem Jammer, und der Franke ist keineswegs berechtigt, auf den Orientalen stets nur als kranken Mann herabzusehen. Der Moslim ist wesentlich ein Naturmensch, geleitet durch den Glauben an seine Religion, die ihn, wenn sie recht ausgelegt wird, so gut zu einem guten Menschen stempeln kann als eine andere. Dass Kunst und Wissenschaft auch auf dem Boden des Islam gedeihen kann, zeigt die Geschichte, und dass ein rechtgläubiger Muselman nicht gerade fanatisch sein muss, davon kann sich jeder überzeugen, der Land und Leute genauer kennt. Freilich ist der Islam, wie er jetzt ist, erstarrt und versteinert und es mangelt seinen Bekennern an allem edleren Streben.

Wie übrigens der Franke auf den Orientalen wegen seines Mangels an Wissen herabsieht, so dieser auf jenen wegen einer Menge von Sitten, die ihm sonderbar, lächerlich, unwürdig, selbst unanständig erscheinen, und der Orientale hat nicht so ganz unrecht; ja der Franke, der sich orientalisch eingelebt hat, belacht sich zuletzt selbst wegen vieler Dinge, die er früher trieb, und als natürlich und selbstverständlich angenommen hatte. Den Orientalen gräuelt vor allem die Emancipation der Frauen an, die er als Frechheit, Scham- und Zuchtlosigkeit deutet, in seinen

Augen ist ein Ball ein Act, bei dem der Ehemann seine Frau, der Vater seine Tochter kaltblütig in den Armen eines Fremden schwärmen lässt. Genuss des Weins und Branntweins ist das andere Hauptsymptom, woran der Moslim die Civilisation zu erkennen glaubt. Der Franke erscheint ihm ferner als unreiner Mensch, weil er Schweinefleisch, Blut und Aas, d. h. Fleisch von erdrosseltem, nicht geschlachtetem Vieh verspeist, weil er sich nicht vor, häufig auch nicht nach dem Essen, beim Beten, auch sonst ziemlich wenig zu waschen und zu baden pflegt; er schaut sich vom Thron seiner Würde aus, vom weiten Talar umfangen, das Treiben des Heeres der fränkischen Gecken, ihre Cravatten, Vatermörder, Glacéhandschuhe, Schlothüte, Spannhosen, ihre Röcklein und Fräcke, die mannichfaltige Gestalt ihrer Bärte („die Franken haben keine Würde im Bart") und dergleichen an. Und vollends gar die abenteuerlichen Moden der Frauen mit ihrer Falschheit, Unnatur und Geschmacklosigkeit!

Der obenauf schwimmende Abschaum fällt dem Neuling zuerst in die Augen, und er schüttet bei seinem Anblick den ganzen ungeprüften Inhalt des dargereichten Bechers der Civilisation entrüstet aus, oder er wird selbst das Opfer dieses Abschaums. Er nimmt gar zu gern die Fehler der Franken an, ohne die eigenen aufzugeben, und die Tugenden jener sich zu eigen zu machen. Da man, in Aegypten wenigstens, von oben herab nach Art der „Spitzen der Civilisation" gewaltsam civilisiren will, so wird das Volk bald entarten, wenn nicht der gesunde Kern, der in den Moslimin steckt, einen Rückschlag übt, bis endlich die wahre Civilisation, die unaufhaltsam vordringt, sich ihren Weg bahnt.

Plötzlich erwachen wir aus den wilden unmassgeblichen Träumen, in die uns der Wiegengang unseres Reitthieres eingelullt hatte; wir sind etwas herabgerutscht und haben das Gleichgewicht verloren. Es ist eine weise Einrichtung der Natur, dass der Schlafende in solchen Situationen in der Regel noch gerade vor Eintritt der Krisis aufschrickt. Wir halten uns an irgend etwas fest, der Schrecken scheint den Schlaf völlig vertrieben zu haben, und wir jubeln, dass wir fern von dem geträumten Jammer der Civilisation noch in der ewig freien, un-

besudelten Wüste sind. Aber in wenigen Minuten sind wir durch die stetige Wirkung der Wiege schon wieder eingeschlafen, um wieder aufzuschrecken. In diesem peinlichen Zwitterzustand zwischen Schlafen und Wachen, der oft ebensoviel bedeutet als Tod und Leben, — denn mancher hat sich schon auf dem Kamel zu Tod geschlafen, oder hat sich wenigstens beim Herabfallen die Glieder zerbrochen — sehen wir mit Neid auf unsere einheimischen Begleiter, die Treiber, welche stundenlang in den schroffsten Stellungen, die Füsse zur einen, den Kopf zur andern Seite quer über das Kamel herab hängend, hoch oben schnarchen. Die Kamele gehen instinctmässig weiter, auch wenn der Treiber eingeschlafen ist; zuweilen bleibt aber auch eines oder das andere, oft gerade das, welches den Schläfer trägt, stehen, und es kann sich ereignen, dass, wenn wir einmal aufschauen, wir uns ganz allein in der Wildniss befinden, und kein Ruf, kein Büchsenknall dringt zu den Ohren des stundenweit zurückgebliebenen schlafenden Führers. In der Regel aber schliesst man sich einer ganzen Karawane an, und da hat der die Wache haltende Treiber hinten zu Fuss zu marschiren.

Küstenabfall des Gebirges.

Die Nachttour hat uns gefördert, es wird Tag, der Küstenabfall des Gebirges ist erreicht. Die Luft, der Boden, das Wasser, die Gesteine, der Gebirgsbau und zum Theil auch die Thiere, Pflanzen und Menschen verändern sich. Es weht von Norden her ein frischer reiner Seewind oder der drückende, feuchtigkeits- und wolkenschwangere lauliche Südost (Asiäb), der mit dem stets angenehmen Nord und dem kalten Nordost (Masri) das Winterhalbjahr beherrscht, und der, wie der westliche Samum gegen Osten, so gegen Westen von dem Nilthal durch das Gebirge abgeschnitten wird. Die spärlichen Quellen haben einen sehr bitteren Geschmack und zuweilen gar einen schwefelwasserstoffartigen Geruch bekommen. Der Boden zeigt sich stellenweise locker, krustig, gelblich, feucht, wie schwammig, von einer salzigen Flüssigkeit imprägnirt. Ein mageres bitteres perennirendes Bächlein, der Ambagibach, macht den vergeblichen Versuch, weiter in's Thal hinabzurieseln und giebt einem

Binsenhain sein grünes Dasein, wird aber nach einem Regen auf einige Tage ein reissender, verheerender Süsswasserstrom.

Das schon von weitem Auffälligste an diesem Küstentheil des Gebirges sind die lang gestreckten Rücken weisser Kalkberge, die jugendlich zwischen und hinter dem dunklen alten Urgestein aufsteigen. Dem von der langen Wüstenreise Ermatteten schlägt das Herz, wenn er sie erblickt, denn sein Ziel, das Meer, muss nahe sein.

Von der kahlen Hügelterrasse, die sich vor uns ausdehnt, erblicken wir am östlichen Horizont ein blauschwarzes Band, das den Erdkreis vom hellblauen Himmelsgewölbe abgrenzt. Das Kamel beschleunigt seine Schritte, wir wandern durch ein leicht gesenktes Thal, das Ambagithal, hinab. Dieses öffnet sich weiter und weiter, wir hören hinter den letzten Hügeln ein Brausen und Tosen, und nun stehen wir, nachdem wir eine Strecke von 43 Wegstunden, wozu die Karawanen im „Hinaufweg“ nach dem Meere 4—5, im „Hinabweg“ nach dem Nilthal 3—4 Tage brauchen, durchzogen hatten, vor einer Stadt, der Hafenstadt Koseir, und vor dem Ufer des ewigen Meeres.

2. Die Natur der Wüste.

Gliederung des Gebirges.

Das Gebirge, welches wir durchwandert haben, ist scheinbar ein regelloses Durcheinander von Bergen und Thälern, wo kein Bach und Fluss sicheres Geleite geben. Aber reichliche Spuren von Wasserthätigkeit ersetzen diesen Mangel, und es ist meistentheils ein Leichtes, die *Fluss-* und *Thalsysteme* aufzufinden, auch wenn man die Gegend nicht in den seltenen Tagen nach Winterregen, wo die Flüsse *wirklich existiren,* durchzieht. Man sieht Rinnsale an den Bergwänden, Spuren von Bächen, von Wasserfällen, Betten von Flüssen bis zu Strömen mit breiten Ausmündungsthälern. Ja auf dem Kamm des Gebirges läuft eine förmliche Wasserscheide hin, von der aus die Gewässer entweder nach Westen in den Nil oder nach Osten in das Rothe Meer sich ergiessen müssen.

Regen und Regenbäche.

Während des Sommers ist der Himmel fast immer ganz blau, wolkenlos; zu Winterszeit aber sind die Gebirgshäupter häufig von Wolken umzogen, besonders nach feuchten Süd- und Südostwinden. Da erfüllt sich die Seele jedes Wüstenbewohners mit neuer Hoffnung; wenn die Wolken sich sammeln und schwärzer werden, dann ziehen die Kinder mit weissen Fähnlein herum und rufen: ja allah idina sêl, ehna 'abîdak u el chêr bi idak, d. h. lieber Gott, schenk' uns einen Regenbach, wir sind deine Knechte und der Segen ist in deiner Hand. Die Frauen und Mädchen machen mit zwei Pfählen ein Kreuz als Gestell, überziehen es mit einem Hemd und Schleier, und führen diese Puppe unter Gesang und Trillern im Hause und Hofe herum. Bisher musste der Bewohner der Wüstenstadt (Koseir) sein Süsswasser mehrere Tagreisen weit in Schläuchen aus fernen Quellen des Gebirges holen lassen und theures Geld dafür bezahlen. Nun hofft er, das köstliche Nass vor seinen Thoren selbst schöpfen zu können und auf Monate hinaus seine Vorrathstöpfe zu füllen, der Beduine hofft auf Füllung der Gebirgsbrunnen, auf Weide und Wiederbelebung der erstorbenen Wüste. Aber gar oft wird diese Hoffnung getäuscht; der Alles beherrschende Nordwind fängt an zu blasen, und in einem Nu ist der Himmel wieder rein und blau. Zwei, drei, ja vier Jahre können vergehen, ohne dass der Wasserdunst als ergiebiger Regen herabfällt. Doch manchmal gelingt der Versuch des südlichen Himmels, Regen zu spenden, wenigstens einmal im Durchschnitt in jedem Winter, und dann thut er seine Pflicht oft in überreichlichem Maasse. Unter unaufhörlichem Donnern und Blitzen, als ob ein Dutzend Gewitter sich vereinigt hätte, stürzt der Regen, oft mit schweren Hagelkörnern vermischt, hernieder. Die flachen Dächer der aus ungebrannten Lehmziegeln ohne Hackstroh erbauten Häuser der Wüstenstadt erweichen „wie Pflanzenzucker“, das Wasser bohrt sich, wenn die Dächer nicht in gutem Stande sind, ein Loch durch die Decke, und bald ist die Stube, die Terrasse, der Hof in einen See verwandelt, die Strassen sind zu Lagunen, Kothsümpfen und Bächen geworden, welche den Grund der Häuser benagen, und manches Haus fällt sogleich oder nach einigen

Tagen ein. Im Gebirge flüchtet der Beduine mit all' seiner Habe und seinem Zelt auf erhabenere Punkte der Thäler oder auf die Hügel. Die Karawanen, gänzlich durchnässt, müssen Halt machen und gelangen dann auf dem glitschrigen, stellenweise zu einem Bache gewordenen Boden nur mit Mühe und Gefahr oder auf grossen Umwegen nach ihrem Ziel.

Doch glücklicherweise herrschen diese Güsse nicht lange, und nun zieht Alt und Jung aus der Stadt hinaus, um sich den Fluss anzusehen, der das Thal erfüllt hat, mancher auch, namentlich die Frauen, um sich in der frischen Strömung, oft nicht ohne Lebensgefahr, zu baden. Was Kräfte hat, Männer, Frauen und Kinder, trägt das frischgefallene Süsswasser in Krügen oder Schläuchen in die Behausung; alle Esel und Kamele werden belastet, nur für die Wasserkarawane aus dem Gebirge ist die Mühe verloren, sie schüttet ihre weit hergeholten Schläuche Gebirgswasser aus und arbeitet mit im Flusswasser. Denn nur kurze Zeit bleibt das Wasser des Regenbaches süss: schon in einigen Tagen, wenn das Fliessen aufhört, nimmt es das Salz und die Bitterkeit des Bodens auf, die Hauptmasse des Stromes aber stürzt sich nutzlos in's Meer, statt in Cisternen gefasst zu werden.

Anderemal entladen sich die Wolken weiter drinnen im Gebirge, man sieht in der Stadt, am Meere, nur Blitze leuchten und hört nur fernen Donner. Da kommt oft erst am nächsten Tage darauf ein Beduine in die Stadt herein mit der Freudenbotschaft: „der Fluss kommt". Ist der Niederschlag gering, so wird er von dem lechzenden Wüstenboden gleich aufgesaugt, ist er aber stärker, und ist der Ort des Niederschlags auch noch so entfernt und beschränkt, so sammeln sich die Gewässer nach dem Gefälle zu Bächen, die grösseren Thäler nehmen alles Gewässer der Nebenthäler auf und so entsteht, indem Alles sich nach und nach in den Haupt- und Ausmündungsthälern sammelt, ein gewaltiger *Strom*, der lavaartig, oft sehr langsam, wenn das Gefälle gering ist, sich das Thal herabwälzt. Manchmal erfolgt der Niederschlag aber auch auf der andern Seite der Wasserscheide, gegen den Nil zu: dann ist sowohl der wasserlechzende Städter am Rothen Meere, als der Nilbewohner damit geärgert. Denn der Süsswasserstrom wälzt sich dann

zerstörend über die mühsam bestellten Felder des Nilbauern, der keines andern Flusses bedarf, als seines Nils. Im Nilthal selbst sind Niederschläge weit seltener als im Gebirge.

Die Thäler des östlichen Abfalls unseres Gebirges stehen in genauester *Beziehung zu den Häfen* des Rothen Meeres, diese sind geradezu eine Folge der ersteren. Das Meer ist nämlich in diesen Gegenden der Küste entlang mit einem Korallriff, einem sogenannten Küstenriff, gerändert. Süsswasser ertödtet bekanntlich das Leben der Korallen. Wo also grössere Süsswassermassen einströmten, mussten die Korallen ihren Bau unterbrechen, und so entstanden die „Scherm" oder Rifflücken, welche als Häfen dienen. In der Regel steht die Grösse des Scherm in geradem Verhältniss zur Mächtigkeit des betreffenden Thalsystems. Freilich kann der jetzt so selten die Thäler herabfliessende Strom nicht zur Erklärung der Schermbildung genügen, kaum zur Erhaltung der Scherm. Man muss auf frühere Zeiten zurückgreifen, wo beständigere oder häufigere Gewässer die Thäler durchflossen und zum Theil bildeten. Dass diess der Fall gewesen sein muss, dafür zeugen die allenthalben sichtbaren, oft mächtigen Anschwemmungen, Geröllanhäufungen und Auswaschungen der Felsen. Tausend Jahre würden unter den jetzigen Umständen, wo nur meistens alle Jahre einige Tage lang ein Bach sich bildet, so viel zu Stande bringen, als drei Jahre bei einem stets laufenden Gebirgsbach, um die harten Gebirgsgesteine abzurunden und um solche Massen Geschiebe aufzuspeichern und Felsen zu unterwaschen. Aehnliche Beobachtungen aus der nahen, der unsrigen so ähnlichen Sinaiwüste lassen vielleicht den Schluss zu, dass jener Wasserreichthum noch in die historische Zeit hineinfiel, als das ganze Judenvolk um die Gebirge des Sinai viele Jahre lang sich aufhalten konnte, während heutzutage nur einige Beduinen dort streifen. Auch unsere Wüste war, wie zahlreiche Spuren lehren (s. unten), einst viel belebter. Dieses Gebirge ist also wesentlich eine *Erosionswüste*.

Geologische Beschaffenheit.

Die Bodenbeschaffenheit im Einzelnen hängt natürlich von der geologischen Formation ab. Im *Westen* gegen das Nilthal

hin haben wir *tertiären Nummulitenkalk;* hier ist der Charakter der Wüste wie der der libyschen, von der sie nur eine durch das Nilthal unterbrochene Fortsetzung bildet, der einer *Plateauwüste.* Dieser Formation folgt nach Osten ein Sandstein, welcher wohl dem *„nubischen Sandstein"*, einem der obersten Glieder des Tertiärs, angehört. Die Mitte, den Kern des Gebirges, nimmt ein meist düster aussehendes *Urgebirgsgestein* ein, bestehend aus Dioriten (Grünsteinen), Dioritbreccien, Malaphyren (schwarzem oder Grünstein-Porphyr); damit wechseln oft sehr schön roth gefärbte Granite und Porphyre ab, und mächtige, hoch gefärbte Adern und Gänge durchsetzen allenthalben das dunkle Gestein. Die Hauptstöcke, diejenigen, an welche sich das übrige Gebirge so zu sagen anlehnt, bestehen grösstentheils aus solchem Granit, seltener ist der Gneiss. Sie erheben sich bis zu 4000 Fuss Höhe. Diese Gesteine sind nirgends, wie in andern Ländern, von einer Humusschicht bedeckt, doch darf der Geologe seine Gäa auch nicht in reiner Nacktheit sehen, denn die *oberflächliche Schicht* ist meist, oft ziemlich tief hinein, durch und durch *zerklüftet,* so dass man nicht leicht ein gutes Handstück mit allseitig frischem Bruche abschlagen kann, auch bei Besteigen eines Berges keinen sicheren Halt findet, da diese Schichte sich abbröckelt. In andern Gegenden, wo viel Regen fällt, wird diese zerfallene Tünche abgeschwemmt; hier bleibt sie hängen, und so sieht das ganze Gebirge aus, als ob es von der Sonne verbrannt wäre. Die Felsen mancher Schluchten, wo perennirende Wasserfälle sind, zeigen diese Zerklüftung nicht, sie sind fest, hart und glatt wie Marmor, da hier das Wasser wirken kann.

Erst gegen das Rothe Meer hin treten wieder Rücken geschichteter Kalkberge auf, schieben sich aber oft tief in das Urgebirge hinein. Es sind meist lange gerade Bergrücken, sie bestehen aus hellem Kalk oder Dolomit und sind reichlich von Feuersteinknollen durchsetzt. Den Versteinerungen nach erweisen sie sich als ächte *Kreideberge.* Mit ihnen zusammen kommen in den Thälern oft ringsum ausgewaschene und isolirte ziemlich eisenhaltige petrefactenlose Sandsteine vor. Je näher dem Meere, desto näher treten in diesen Kalkrücken organische Reste von Thieren auf, die heute noch im Rothen Meere leben, der *Uebergang von der Kreide* durch das Tertiär, welches aber hier keine

Spur von Nummuliten zeigt, *in die Jetztzeit* ist da also ein ganz *allmähliger*. Das innere krystallinische Gebirge ragte stets als Festland hervor. Das Rothe Meer existirte wenigstens seit der Kreidezeit und zog sich ganz allmählig in sein jetziges Becken zurück, und dieser Rückzug *geht jetzt noch vor sich;* das weiss jeder ältere Küstenbewohner, dafür zeugen viele Häfen, die, einst im Alterthum berühmt, jetzt trockenes Land sind. Muscheln, die man auch im Meere findet, z. B. die bekannte grosse Dreispaltmuschel (Tridacna) begegnet man oft in erdigen Schichten, unversteinert, als ob sie eben aus dem Meere ausgeworfen wären, aber auf Bergvorsprüngen, hunderte von Fussen über dem Meere.

Viele Stellen des Kalkgebirges, namentlich der jüngsten Formation, sind im Uebergang zu *Gyps* begriffen, und dieser ist wohl Folge des Zerfalls der animalischen Substanzen, der Gyps findet sich in allen Thälern, die vom Meere zum Gebirg führen, ja grosse Berge und Berggruppen sind von oben bis unten vergypst. Andere Stellen haben eine Neigung, staubartig zu zerfallen, wie beim Mauerschwamm, der Araber nennt solche Erde, wie sie überall in der Nähe des Meeres sich findet, „*Sabach*". Der Grund ist offenbar Anziehung der Feuchtigkeit durch das salzige Gestein. Oft scheidet sich das Salz in dicken Krusten und Schichten als „*Gebirgsalz*" aus, nach welchem man viel gräbt, da anderes Salz, selbst Seesalz, wegen gewisser Massregeln der Regierung schwer zu bekommen ist. Andere *nutzbare Mineralien* werden derzeit in diesem Gebirge nicht abgebaut. Viele Spuren und geschichtliche Nachrichten lehren aber, dass diess in alten Zeiten, in denen der alten Aegypter, Griechen und Römer und noch der Araber (im 15. Jahrhundert) der Fall war; es gab Silber-, Gold- und Kupferminen, und hoch berühmt im Alterthum waren die weiter südlich gelegenen Smaragdgruben, die jetzt aber nichts mehr ergeben. Beim „Bleiberg" in der Nähe derselben findet sich etwas Bleiglanz, aber nicht in abbaubarer Menge. Die grosse Schwierigkeit bei diesen Schatzgräbereien in der Wüste ist die schwierige Communication mit der übrigen Welt, der Mangel an Wasser und an Brennmaterial. Das war auch, zugleich mit der geringen vorhandenen Menge überhaupt, der Grund, warum der Abbau der

Schwefelminen, die weiter nördlich bei Gimse, gegenüber von Tor, und südlich, in Range sich befinden, sich nicht lohnte. Vielfach suchte man nach Steinkohlen, aber das rechte Steinkohlengebirge fehlt durchaus, und wenn man je etwas Kohlenartiges findet, so werden es Braunkohlen sein. Petroleum findet sich dicht am Meer neben den genannten Schwefelgruben bei Gimse am Gebel Set oder Oelberge. Die Alten benutzten vielfach Steine aus diesem Gebirge zu Säulen, Sarkophagen, Sphinxen u. s. w., die man in der nahen Ruinenstadt Theben, wohin sie die schweren Massen auf noch unerklärliche Weise zu transportiren verstanden, noch bewundern kann; namentlich die Dioritbreccie vom Thale Hamamât (s. oben), den sogenannten verde antico, auch dunkle Grünsteine und rothe Porphyre und Granite. Dass in diesem Thale einst ein lebhaftes Treiben war, sieht man an den dortigen zahlreichen in die Felsen gehauenen altägyptischen Sculpturen und Ruinen.

Quellen.

Wie in andern Gegenden die Menschen bei Gründung ihrer Niederlassungen den Flüssen folgten, so sind hier im Wüstengebirge zu Anziehungspunkten die Quellen oder Brunnen geworden, wo jene nomadischen Bewohner ihre Hütten so lange aufschlagen, bis sie versiegen. Die Karawanen lagern sich am liebsten in der Nähe der Brunnen, die Stadtbewohner müssen dorther ihr Trinkwasser sich holen lassen, dort ist das natürliche Stelldichein von Allem, was in der Wüste lebt, von höheren und niederen Thieren, auch die Vegetation ist an diesen feuchten Orten meist entwickelter, als anderswo, und so sind diese Brunnen die natürlichen *Lebenscentren* der Wüste. Der Regen, der von Zeit zu Zeit das Gebirge befeuchtet, stürzt glücklicherweise nicht aller mit dem Flusse in's Meer, ein guter Theil dringt in den Boden ein, erhält sich da lange Zeit und tränkt die allenthalben schlummernden Keime und die Wurzeln der Gewächse. Anderes Wasser dringt tiefer ein und kommt da und dort wieder von selbst als *Quelle* zum Vorschein, oder erst, wenn man den Boden aufschürft oder einen tiefen Brunnen gräbt. Der Brunnen wird dann, um das Wasser der Tiefquelle

zu sammeln und zu erhalten, gefasst und ausgemauert. Cisternen in dem Sinn, dass Regenwasser in eine Grube eingelassen und hier auf Jahre erhalten wird, giebt es in dieser Wüste nicht. In der ersten Zeit nach einem Regen sind diese Brunnen natürlich wasserreicher, manche versiegen bald darauf, manche halten sich aber auch mehrere Jahre lang, auch wenn kein Zufluss durch neuen Regen kommt. An gewissen Orten sind die Quellen so reich an Wasser, dass sie nie versiegende *Bächlein* bilden, die aber schon nach kurzem Lauf im Sande verrinnen, andere fallen als *Wasserfälle* über Felsblöcke in wilden romantischen Schluchten herunter. Diese Brunnen könnte man beliebig vermehren. Auf der grossen Karawanenstrasse von Kene nach Koseir, welche einst auch, noch vor 30 Jahren, die Ueberlandroute nach Indien war, haben die Engländer eine Anzahl schön gebauter Brunnen angelegt, welche leider nicht im Stande erhalten werden.

Die Beschaffenheit des Wassers der Wüstenbrunnen ist freilich meist nicht die beste; in der Nähe der Küste, wo Kalk und Dolomit herrscht, ist es brackisch oder bitter, oft kaum trinkbar, in der Dioritformation ist es schon eher trinkbar, aber enthält immer etwas Magnesia, so dass es sich nicht gut zum Waschen und Kochen verwenden lässt. Reines Wasser entquillt nur dem Granit, dem Gneiss, den Dioritbreccien. Aber auch dieses kommt durch das Tragen in Schläuchen bald in Fäulniss und kann nur wieder durch mehrwöchentliches Abstehen in Töpfen gereinigt und gebessert werden. Oasen in dem Sinne von cultivirten Plätzen mitten in der Wüste giebt es in unserem Bezirk nicht, man könnte aber wohl solche an vielen Stellen anlegen, und vielleicht so einen *Theil dieser Wüste cultiviren.* In Koseir, auf schlechtem, salzigem Küstenboden, hat man vor vielen Jahren einen Garten gegründet, und es gedeihen darin, wenn auch nicht sehr üppig, Dattelpalmen, Tamarisken, Nilacazien, und in Regenjahren mancherlei Gemüse. Viel leichter wäre das auf besserem Boden im Innern der Wüste möglich, wollte nur Jemand die Kosten und Mühe nicht scheuen, einen tiefen ausgiebigen Brunnen zu graben und den Boden damit zu bestellen. Wasser hat es überall, wo es Pflanzen giebt, und die allenthalben sich findenden Bäume und Sträucher gehen ja nach viele Jahre anhaltender Dürre noch nicht zu Grunde.

Vegetation.

Eine reine Wüste als völlig vegetationsloser Strich, wie es ein grosser Theil der Sahara sein soll, ist unsere Wüste durchaus nicht, ja nach ergiebigem Regen verwandeln sich die Thäler in *grünende Weidesteppen.* Schon Januar oder noch früher, wenige Wochen nach dem Winterregen, sprossen in jeder Bergrinne, in jeder Schlucht, in jedem Thal grüne Kräuter und Sträucher auf, die alten perennirenden Gewächse setzen neue Blätter und Blüthen an. Am schönsten ist die Flora vom Februar bis April, von da ab aber versengt die subtropische Sonne eine Pflanze nach der andern, und im Sommer bleiben nur die tiefer wurzelnden Bäume und Sträucher. Der plateauartige westliche Theil unserer Wüste aber nähert sich, wie im Aussehen, so auch in der Vegetation mehr der lybischen Wüste und ist sehr arm an Pflanzen.

Die weitaus häufigste Wüstenpflanze dieser Gegend ist die *Zilla,* der Wüstendorn, ein Kleinstrauch mit Blüthen wie Rettichblüthen; sie ist es hauptsächlich, welche die Thäler, von Weitem gesehen, wie grüne Wiesen erscheinen lässt. Während der doch sonst als Distelfresser berühmte Esel sich wohlweislich von diesem Dornbusch fern hält, findet das dickzüngige Kamel den grössten Genuss darin, dieses seine Zunge prickelnde Stachelkraut massenweise zu zerkauen, ohne einen einzigen Blutstropfen zu vergiessen; selbst die starken Stacheln der Acazie verschluckt es mit Wonnegefühl. Ist die Karawane nach langem Marsch bei einer solchen Zillasteppe angekommen, so löst sich alle Ordnung, die Kamele trachten nur noch, die Büsche abzureissen, und es hilft nichts, als einen Strickmaulkorb anzulegen. Auch die trockene Zilla, die man „Dris“ oder Heu nennt, frisst das Kamel wie Stroh; sie giebt gutes Reisig zum Anzünden, die dürren Büsche fangen sehr leicht Feuer, und man kann sich durch Anzünden derselben ein Bild eines Steppenbrandes machen.

An vielen Stellen sprosst der wie Ginster aussehende *March* (Leptadenia pyrotechnica), ein langbezweigter, meist blattloser Busch, welchen ebenfalls die Kamele gern abfressen. Häufige, aber äusserst salzige Wüstenkräuter, die nur von den hungrigsten Beduinenkamelen gefressen werden, sind die *Zygophyllum,* welche

in den trockensten Jahren, an den trockensten Stellen sprossen, und doch, sonderbar! von Succulenz strotzen. Thau kommt bei der Ernährung dieser Pflanzen gar nicht in Betracht, die Wüste ist fast thaulos. Die *Cleome,* deren Blätter auf langen Haaren ansehnliche Harzdrüsen zeigen, fällt durch ihre wie mit einer Scheere rund zugestutzten halbkugligen kleinen Büsche und ihren starken aromatischen, den Eingeborenen, welche sie „die Stinkende" nennen, unangenehm vorkommenden Geruch auf, und wird auch von jeglichem Vieh verschmäht. Weidekräuter giebt es in Regenjahren die Fülle, so z. B. die lippenblüthige sehr geschätzte Leobordia, die aromatischen Korbblüther Pulicaria und Brochia, die rauhe Forskalea und Anchusa, eine geruchlose Reseda u. s. w. Der niedliche adstringirende Lotus arabicus (Schotenklee) gilt, ob mit Recht oder Unrecht, als Giftfutter für Schafe und Ziegen, die es aber doch fressen. Schattige, säuselnde, von Vögeln und Insekten belebte *Tamariskenhaine,* aus Hunderten von Bäumen bestehend, überraschen den Reisenden zu jeder Jahreszeit in der gräulichsten Wildniss und Einsamkeit, und wo der Boden von Feuchtigkeit durchtränkt ist durch rieselnde perennirende Bäche oder Lagunen ausgetretenen Meerwassers, erfreut sich das Auge an dem Grün ausgedehnter *Binsenrasen.*

Auch *arzneikräftige* Pflanzen entspriessen dem Boden, vor allem die bittere *Coloquinthe,* die allenthalben an den Thalrändern und Gehängen mit ihren gurkenartigen Stöcken kriecht, voll der apfelgleichen, glatten, erst grünen, dann gelben Fruchtkugeln. Der Eingeborene hat eine grosse Furcht vor diesem nahe liegenden Drasticum, er rührt die Aepfel kaum an, da die Hand davon bitter wird, und wendet sie nicht gern als Arzneimittel an, während der Beduine die ihres Markes entleerte Frucht mit Milch füllt und den andern Tag die Milch zum Laxiren trinkt. Die *Senna,* eine ansehnliche Schmetterlingsblüthe mit grossen Fiederblättern, ist häufig, doch hier noch nicht, wie weiter südlich und in Arabien, in sammelbarer Menge. Ferner gehört hieher die ätherische Artemisia (eine Art Wermuth), der Calotropisbaum mit dem ätzenden Milchsaft, und ein Strauch, die Daemia cordata, zu welchem man, wo er sich mit einem Heiligen verbunden hat (dem Schêch Schatli am West-

rand der Wüste bei Esne), von Ost und West viele Tagereisen weit her wallfahrtet, um sich die Glieder damit zu reiben.

Die Wüstenflora ist auch nicht ganz bar an *essbaren* Früchten, die Dattelpalme kommt hier nirgends mehr wild vor, an manchen Orten aber verwildert (im Wadi Gemâl). Dafür bietet an manchen Orten der Hegeligbaum (Balanites) seine dattelähnlichen Früchte, ein Feigenbaum (Ficus pseudocarica) sprosst am Abhang einiger Berge, nicht aber auf ihrer kahlen, wasserlosen Spitze, wie die wunderliebende Phantasie der städtischen Eingeborenen glaubt. Der saftig grüne Kappernbusch trägt Früchte, welche Süssigkeit mit Senfgeschmack vereinigen, wobei man sich aber vor noch nicht ganz reifen und nicht weichen Früchten und vor der Fruchthaut zu hüten hat, um auf der Grenze des Angenehmen zu bleiben. Eine Erquickung findet der Wanderer in der Wüste in der angenehmen Säure des Sauerampfers, den Beeren des dornigen Lycium, des umschlingenden Ochradenus und der Nitraria, eines Küstenstrauches, auch verschmäht der lechzende Gaumen nicht das Kauen der, wie Kirschenstiele, blausäureartig schmeckenden Knospen des obengenannten, viel verbreiteten „March", und der milchenden Früchte des Glossonema, beide zur Familie der Asclepiadeen gehörig, welche sonst viel Gift producirt.

Eigenthümlich ist die *Küstenflora* der Wüste, welche des Salzdunstes des Meeres bedarf. Berühmt ist die Schòra (Avicennia officinalis), welche dichte grosse Wälder im Meere bildet, die nur bei starker Ebbe sich entblössen. Mit ihrem Holz, das zum Brennen gebraucht wird, werden Schiffe beladen, und viele Kamele leben nur von ihren grossen lorbeerähnlichen Blättern. Weithin ist an manchen Orten die Küste besetzt mit Büschen der oben erwähnten Nitraria, der Salicornia, Statice, Suæda und Cyperus, welche, den Flugsand sammelnd, je auf einem selbst gemachten Sandhügel stehen; einige derselben geben alcalische Asche.

Die Wüstenflora ist zwar nicht reich, aber man kann sich doch in günstigen Jahren bald ein Herbarium von 100 — 150 Arten zusammenbringen. Für die ägyptischen Wüsten überhaupt rechnet man gar 600 Arten. Sie gehören zum Theil Familien an, die uns Nordländern schon ganz fremdartig sind, und

finden Formen, die wir im Nilthal vergebens suchen. Ausser den überall eingreifenden Familien der Gräser, Korb-, Kreuz-, Lippen- und Schmetterlingsblüther u. s. w., treten die fremdartigen der Mimosaceen, Moringaceen, Zygophyllaceen, Balanitaceen, Capparidaceen, Avicenniaceen, Asclepiadeen, Salvadoraceen, Amarantaceen auf, wozu im nördlichen Theil der Wüste noch Mesembryanthemaceen kommen. Ganz fehlen: Ranunculaceen, Orchideen und fast ganz die Umbelliferen. Pilze und Moose sind seltene Funde. Manche Pflanzen, die im Nilthal einjährig sind, sollen ihre Wurzeln in der Wüste verlängert haben, um zu der wasserführenden Schicht zu gelangen und wurden so perennirend (s. Seite 142).

Die Thiere der Wüste.

Trotz der schwierigen Lebensbedingungen hat sich eine erkleckliche Zahl von Thieren verschiedener Klassen unsere Wüste als Heim erwählt. Wo Pflanzen sind, da fehlen auch nicht die *Insekten;* die Jagd darnach ist namentlich an warmen, sonnigen, windstillen Tagen des Frühlings, der schon im Januar beginnt, ergiebig. Die Formen gleichen im Allgemeinen denen des Nilthals und, wie diese, auch denen Südeuropa's, doch giebt es auch wohl manche der Wüste eigenthümliche. Weisse und bunte *Tagfalter* (Colias, Pieris und selbst unser gemeiner Distelfalter) umflattern, in Gemeinschaft mit Bienen, Wespen und Fliegen, die Blüthen oft in erstaunlicher Menge der Individuen, aber in wenigen Arten; sie tragen wesentlich dazu bei, die Idylle der stillen Thäler hervorzuheben. Auch zeigt sich oft der hübsche, roth und weiss gezeichnete Bärenspinner (Euprepia pulchra), eine weitverbreitete südliche Form, die auch schon im Süden Deutschland's gefunden wurde. Viel häufiger sind an Pflanzen und an Felsen, in deren Riffen sie sich verbergen, namentlich aber in der Nacht an der Laterne und am offenen Feuer die Kleinschmetterlinge. Die Raupe des Sackspinners (Psyche) sitzt in schlanken, füllhornartigen Hülsen auf Acazienbäumen, eine andere mit sehr kurzem stumpfen Gehäuse an Tamarisken.

Wohl vertreten sind die *Aderflügler:* grosse schöne Wespen oder Hornisse (Vespa, Eumenes), schlüpfen in ihren an die Felsen geklebten Nestern aus und ein, und fliegen, um zu trinken, weit-

hin an die Quellen; wilde Bienen oder Blumenwespen umsäumen die blühenden Büsche, namentlich die Zilla und Leptadenia, schlanke Sandwespen treiben sich an Blumen und im Sand herum. Ameisen fallen über die ausgepackten Vorräthe her; ihre Nester lockern überall die Karawanenstrasse und machen, wie die Löcher der Springmäuse, den Tritt der Kamele unsicher. Von *Zweiflüglern* giebt es nicht viele, aber um so lästigere Formen; die gemeine Stubenfliege verfolgt Mensch und Thier bis in's Innerste der Wüste hinein, die Stechmücken wimmeln als Larven in allen Gewässern und die geflügelten umsingen und stechen den an den Quellen nächtlich Lagernden; wie das Kamel von Bremsen (Oestrus) geplagt wird, haben wir schon oben gesehen. Eine Schmeissfliege (Sarcophaga) umfliegt beständig das Kamel, wahrscheinlich der Aufreibungswunden wegen, die selten einem Kamel fehlen. An den Pflanzen ist die häufigste Fliege die wespenähnliche, aber unschuldige Schwebfliege (Syrphus).

In schönen und zahlreichen Formen treten die *Netzflügler*, deren Larven meist im Wasser leben, auf; die Wasserjungfern schwärmen oft in grösster Menge wie Heuschrecken, und zwar oft meilenweit von Gewässern entfernt. In manchen Felsbecken mit klarem Wasser finden sich auch die bekanten in Gehäusen wohnenden Larven der Köcherfliegen (Phryganeen).

Ein besonders günstiges Feld ist die Wüste für die *Geradflügler*, insbesondere für Heuschrecken. Solche finden sich überall und das ganze Jahr hindurch. In gewissen Jahren und zwar im Vorsommer tritt eine grosse, der Wanderheuschrecke ähnliche, aber verschiedene Art in grösster, Alles zerstörender Menge auf: Acridium peregrinum, in andern Jahren zeigt sie sich, wie unsere Maikäfer, in geringer Menge, ohne je ganz zu fehlen. Gryllen (besonders Gryllus bimaculatus) geigen in Sommernächten oder im Spätfrühling in solcher Zahl, dass man wähnt, alle Steine sängen. An Büschen lassen sich Hungerschrecken (Empusa) und die räuberische Gottesanbeterin (Mantis), von den Arabern „Stute des Propheten“ genannt, abklopfen.

Halbflügler oder Wanzen, grosse und kleine, finden sich auf und unter Büschen und Bäumen. Dornzirpen (Centronotus) sind sehr gemein an Acazien, sie sitzen da fest und sehen aus wie Dornen.

Von *Spinnen* findet man viele an Büschen, namentlich an der obengenannten ätherischen Cleome, andere hüpfen an den Gewässern, auch findet sich eine ziemlich grosse Vogelspinne. Eines der gemeinsten Wüsteninsekten ist die Kamelszecke (Ixodes dromedarii); zu jeder Jahreszeit läuft sie am Boden, besonders unter Büschen herum und setzt sich an die lagernden Kamele an, an deren After sie sich vollsaugt und dann wie eine Ricinusbohne aussieht. Auch Saumzecken (Argas) finden sich. In Gewässern sieht man rothe Wassermilben herumschwimmen. Unter Steinen und Büschen der Wüste wie in den Wohnungen leben zahlreiche grosse *Scorpione*, und in Kalkriffen, namentlich an der Küste, die kleinen Bücherscorpione.

Unter den *Käfern* macht sich vor allen bemerklich ein Schwarzkäfer (Adesmia cothurnata); dieser unvermeidliche stets geschäftige Käfer ist die komische Person in der Wüste, gar oft überpurzelt er sich mit seinen etwas unverhältnismässig langen Beinen und hält seinen Rücken immer bestäubt; die Eingebornen heissen ihn wegen seines friedlichen Stilllebens mit dem Scorpion den „Scorpionsdiener“. An sandigen Orten mit Wasser hüpfen Cicindelen (Cic. aulica und circumdata) herum, und in brackischen Pfützen tummeln sich ansehnliche Wasserkäfer. Auch allerlei Pracht-, Blatt-, Rüssel-, Bock- und Laufkäfer lassen sich fangen.

Aus der grossen Classe der *Krebse*, die im Rothen Meer so reich entfaltet ist, leben in den Gewässern des Gebirges, besonders nach Regen, nur kleine Kiemenfüsser (Daphnia, Branchipus, Limnadia), Muschelkrebse (Cypris), und in der feuchten Erde an Binsenhainen schnellen sich Brunnenkrebse (Orchestia) empor. Das Reich der *Weichthiere* ist in diesem Theil des Gebirges nur durch eine kleine Wasserschnecke, die weltbürgerliche Melania fasciolata vertreten; von Landschnecken, welche in der Wüste bei Cairo so häufig sind, keine Spur.

Von *Reptilien* gibt es Schlangen genug, giftige und unschuldige, kleine und sehr grosse, aber das Sammeln ist schwierig, da die Beduinen dieser Wüste sich davor fürchten und es unter ihnen keine Schlangenbeschwörer giebt, die dem Zoologen so nützlich sind. Ungemein zahlreich sind kleine Eidechsen Eremias, Acanthodactylus); auch Erdagamen (Agama sinaites),

Stachelschwänze (Uromastix) und der Bergwaran (Psammosaurus) kommen vor, und Geko's (Stenodactylus, Ptyodactylus) huschen an den Wänden feuchter Felsen und der Cisternen herum.

Im Reiche der *Gefiederten* steht oben an der grosse Ohrgeier (Vultur auricularis), er schwingt sich hoch oben „im Auge der Sonne“ und senkt sich oft dutzendweise herab, wo ein grösseres Aas, wie ein gefallenes Kamel, ansteht. Viel gemeiner ist der kleine Aasgeier (Cathartes percnopterus), der in der Wüstenstadt einigermassen die Stelle unseres Storches vertritt. Niemand stellt ihm nach, dem harmlosen nützlichen Sanitätsagenten, der Strand und Gebirge säubert. Seine Lieblingsstelle in der Stadt ist die Spitze der Moscheenthürme, denen er, wie der Hahn auf dem Kirchthurm, ein malerischen Abschluss abgiebt. Er ist gar nicht scheu, aber in die Strassen der Stadt wagt er sich nicht hinein. Falken und Eulen sind ständige Wüstenbewohner, und auch der Flussadler (Pandion haliaëtus), der den Fischen des Meeres nachstellt, lässt sich im Gebirge sehen. Der wahre Stafagevogel aber für unsere Wüste ist der „*Noarabe*“, derjenige, den einst Noa aus der Arche entsandte. Es ist ein grosser tiefschwarzer Rabe, unserem Kohlraben ähnlich, aber eine andere Art: Corvus umbrinus. Im Nilthal (s. Kap. III) zeigt er sich nur selten. Man darf ihn nicht ungestraft schiessen, denn er ist der „Onkel“ der schwarzen Sudaner, und diese fordern für ihren erschlagenen Verwandten das unumgängliche Blutgeld (s. Kap. 7). Charakteristische Wüstenvögel sind ferner: das Felsenhuhn (Ammoperdix Hayi), das Flughuhn (Pterocles exustus), die Wüstenlerchen (Ammomanes deserti und Calandritis macroptera), die Steinschmätzer (besonders Saxicola leucocephala und isabellina). An keinem Brunnen fehlt unsere gemeine Bachstelze, an Tamariskenhainen fliegen Schwalben (Cotyle obsoleta und Hirundo rustica), der gemeine Wiedehopf lässt sich auch im Innersten der Wüste sehen. Die Felsentaube (Columba livia var. Schimperi) nistet an den Felsen über der Karawanenstrasse, in grösserer Menge kommt sie vom Nilthal herüber, wenn dieses überschwemmt ist. Halb Wüsten- halb Strandvogel ist der Rennvogel (Cursorius isabellinus), er ist, wie viele andere Wüstenvögel und Wüstenthiere überhaupt, *wüstenfarbig*, d. h. graugelb, isabell. Den Meeresstrand be-

leben zur Winterszeit eine Menge von Wasservögeln, unter diesen auch Flamingo's und Riesenreiher. Einen schönen Vogelsang hört man nicht in der Wüste, nur das Zwitschern der Steinschmätzer, das Piepen der Wüstenlerchen, das Gekrächze der Raben, das Pfeifen der Raubvögel und bei Nacht das unheimliche Rufen der Eulen.

Das ansehnlichste und gefürchtetste unter den reissenden *Säugethieren* ist die *Hyäne* (Hyæna striata). Sie ist aber lange nicht so schlimm, als ihr Ruf und ihr Aussehen; dass sie Menschen, auch nur Kinder zerreisst, ist dort fast unerhört. Denn Feigheit und ein verirrter Geschmack ist glücklicherweise diesem Ungeheuer, das es dem Tiger gleichthun könnte, so zu sagen mitgegeben. Am liebsten ist ihr das Aas, und wenn sie das nicht findet, dehnt sie ihre nächtlichen Spaziergänge auf das Meer aus und knackt sich Muscheln auf. Bei den Eingebornen gilt sie allgemein als verwandelter verruchter Zauberer, und Fleisch, Haare und Zähne sind Dinge, um die man sich reisst. Seltener ist der *Luchs* (Felis chaus), der auf Gazellen reitet und seine Gegner anzischt.

Weitaus das häufigste Raubthier ist der *Fuchs*, und zwar eine kleine fast weisse Art mit rothem Rückenstreif und grossen Ohren: der Canis famelicus. Durch letztere ähnelt er dem noch zierlicheren Fenek, der ihn in der lybischen Wüste vertritt. Beide gehören zur Untergattung Megalotus, während der Nilthalfuchs ganz anders ist. Die Fischer, welche an der Küste Fische fangen und am Land einsalzen und trocknen, können nicht genug über die Dreistigkeit dieser Thiere klagen, welche ihnen ihre Waare und Lebensmittel stehlen, in die Stadt wagen sie sich aber nicht herein. Wie die genannten anderen Raubthiere, führt auch dieser Fuchs ein nächtliches Leben. Bei Tag sind gefangen gehaltene Füchse griesgrämig, verschmähen die vorgelegte Nahrung ganz oder sehen sie nicht recht mit ihrer zu einem senkrechten Spalt verengten Pupille, sie müssen sich erst durch Schnüffeln von dem Dasein der Speise überzeugen. Ja Enten, Hühner und Katzen dürfen sich erdreisten, denselben den Bissen vor dem Mund wegzuschnappen. Bei Nacht aber verführen solche gefangene Füchse stets einen furchtbaren Rumor; einmal wurde ein bei Nacht losgewordener Fuchs ertappt,

wie er eben die Ente, die ihn bei Tage zu bestehlen pflegte, am Kragen gepackt hatte. Die Augen schienen bei Nacht wie feurige Kugeln. Der Fuchs gilt auch dort zu Lande als der Ausbund aller Schlauheit, und Fabeln, ähnlich den unsrigen über Meister Reineke, sind in Aller Munde, in diesen spielt er meist die Rolle eines Kadi oder Richters.

Der *Schakal* kommt nur am Westrand der Wüste gegen das Nilthal zu vor. Auch der *Hase* (Lepus ægyptiacus oder abyssinicus?), treibt sein Wesen hauptsächlich in der Nacht, seine Loosung findet man namentlich an Tamariskenhainen in grosser Menge. Die zierlichen *Spring- und Sandmäuse* (Haltomys und Meriones) wohnen in schief eingehenden Bohrlöchern, von welchen neben den Ameisenhaufen die Karawanenstrassen allerwärts untergraben sind; sie kommen meist nur bei Nacht heraus und sammeln den Kamelmist. Ein gar niedliches, aber schwer einzufangendes Thierchen ist der *Klippschiefer* (Hyrax). Von Antilopen findet sich nur, aber häufig, die graziöse schönäugige *Gazelle* (Antilope dorcas), sie weidet bei Tag an Büschen und scheint sogar die stachlige Zilla nicht zu verschmähen. Erst gegen Süden nimmt der Reichthum an Antilopenarten in diesem Gebirge zu. Nicht selten ist der *Steinbock* (Capra beden), aber die Beduinen dieser Wüste haben nicht den Muth und das Geschick, ihn zu jagen, während die Sinaibeduinen solche auf Bestellung liefern. In der Ebene soll er leicht einzuholen sein, bei Gefahr sucht er aber alsbald die Bergabhänge auf, wo er gewandt umherklettert und nur schwer erreichbar ist.

Von *gezähmten* Säugethieren spielt das einhöckerige Kamel die grösste Rolle als Wüstenthier, der Esel begleitet als Sackträger jede Karawane, das Pferd ist nicht im Gebrauch. Schafe und Ziegen werden von allen Beduinen gehalten und geweidet. Keiner Beduinenniederlassung fehlt der meist rothhärige Hund, der den treuen Wächter macht.

Der Naturforscher in der Wüste.

Wir haben die Wüste von West nach Ost durchkreuzt, mussten aber rastlos fortwandern, um bald das ferne Ziel zu erreichen. Nun sehen wir aber, wie reich sie an Schätzen der

Natur ist, und diese muss man auf besonderen wissenschaftlichen Touren suchen und sammeln. Am besten wäre es allerdings, wenn in solchen unerforschten Gegenden, wie es unsere Wüste immer noch ist, eine Arbeitstheilung eintreten könnte, wo der Geograph seine Wege, der Geolog seine Gesteine u. s. w. ausschliesslich zu beobachten hätte. Aber wenn man allein ist, da muss man eben *Alles treiben,* und das hat auch seinen Reiz; das ist in der Wüste noch am ehesten möglich, wo die Menge der zu beobachtenden Gegenstände keine verwirrende, keine erdrückende ist. So werden die scheinbar so langweiligen, einförmigen Gegenden zu einem Feld anstrengender Thätigkeit, und, was daraus hervorgeht, eines reichen Genusses. Da muss die Route mit Uhr und Compass verzeichnet werden, da ist eine Pflanze, die man noch nicht gesehen oder gesammelt hat, da sieht man ein Wild oder einen Vogel, welche die Büchse erfordern, einen Busch, den man auf Insekten abklopfen muss, ein schwärmendes Insekt, eine Eidechse, die mit dem Hamen zu fangen sind, eine eigenthümliche Gebirgsart oder eine versteinerungsreiche Schicht, wo Hammer und Meisel zu arbeiten haben; oder es ist eine Skizze von einer Landschaft, einem Beduinen, einem Zelt zu zeichnen. Da man schliesslich doch nicht Zeit hat, eingehendere Beobachtungen auf dem Marsche zu machen, so ist als vortreffliche Methode zu empfehlen, sich gewisse Orte als *Centralpunkte* auszulesen, von wo aus man die Umgegend mit Musse bald in diesem, bald in jenem Zweig nach und nach abforscht. Die beste Jahreszeit für diese Gegend ist das Frühjahr von Mitte Februar bis Mitte April, auch schon der Januar. Vor Allem sind Jahre zu wählen, wo ein Regen das Leben geweckt hat. Auf alle diese Arbeit muss auch das Gepäck eingerichtet werden, das auch zur kleinsten Tour, wie zu einer grossen Expedition erforderlich ist. Denn man braucht, auch wenn man noch so einfach lebt, viel Mundvorrath für sich und die Diener, Wasserschläuche, einen Kochapparat, Decken und einen Teppich für die Nacht, und, um all das zu tragen, ein Kamel. Als Treiber und Wegweiser miethet man einen Ababde-Beduinen, der auch den Diener machen kann und beim Sammeln hilft; noch besser ist es, wenn man noch einen besonderen Diener hat, der auf die Jagd und das Sammeln sich versteht,

und die Fallen aufstellen kann. Der Forscher wird am besten den grössten Theil des Weges zu Fusse zurücklegen, denn auf dem Kamel kann man nicht gut beobachten und noch weniger schreiben. Streckenweise wird es auch langweiliger und da ruht man sich dann auf dem Rücken des Kameles aus.

Nicht genug lobzupreisen ist als eine der nützlichsten und vielseitigsten Geräthschaften für die Wüstenreise der *Schmetterlingshamen.* Ausser seiner ursprünglichen Bestimmung für geflügelte Insekten ist er zu gebrauchen als Schöpfer beim Buschklopfen, als Hamen für Wasserthiere, als Netz für Schlangen und Eidechsen, ferner aber auch als Sonnenschirm, und über den Kopf geschlagen, als Wüstenbrille gegen den grellen Schein, gegen Sandsturm, gegen rauhe Luft, bei Nacht als Moskitonetz, beim Trinken wurmigen und schlammigen Wassers als Seiher, als Sack für zu reinigende Speisen, z. B. Linsen, als Signalstange für die zerstreute Gesellschaft. Schliesslich verleiht er auch noch dem Reisenden den Nimbus eines frommen Pilgrims, denn solche hängen gern hinter ihrem Sitz auf dem Kamel weisse Fähnlein aus.

Hat man dann gegen Abend seine Arbeit gethan, so schlägt man an einem beliebigen Ort sein *Lager,* kocht ab und nimmt mit ungeheurem Appetit seine Mahlzeit ein. Nach dem Essen setzt man sich in der wunderbar besternten Nacht oder im Mondenscheine im Kreise herum, wärmt sich, wenn es kühl ist, am Feuer, und nun giebt jeder bei einer Pfeife Tabak los, was er an wunderbaren Geschichten weiss, ein anderer lässt seinen Gesang erschallen, der Beduine bläst uns seine Hirtenflöte vor oder führt uns einen Kriegstanz auf.

3. Die Bewohner der Wüste.

Geschichte der Wüste.

Schon seit den ältesten Zeiten war dieses Gebirge auch von Menschen bewohnt und begangen. Darauf deuten ausser den Angaben der alten Schriftsteller und Geographen (Strabo, Ptolomäus, Diodor, Agatharchides, Plinius) mancherlei Denkmäler,

Inschriften und *Alterthümer* hin. Die Inschriften bei Hamamât (s. oben) gehen schon in das 3. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung zurück (V. Dynastie); Ramses III. aus der XX. Dynastie (im 13. Jahrh. vor Chr.) eröffnete hier eine neue Strasse, wo die Schätze Indiens und Arabiens (des Landes Pan) über Koptos nach Aegypten geführt wurden. Unter Ramses IV. waren tagtäglich 8368 Arbeiter (worunter auch Hebräer) und Beamte im „Bechen", d. h. dem heutigen Hamamatgebirge, mit Brechen des dortigen schönen Gesteins für die Kunstwerke Thebens, vielleicht auch mit Minengraben beschäftigt, und sie wurden vom Nilthal aus mit Proviant, der auf Wägen mit Ochsen, (also keine Kamele!) herbeigeschafft wurde, versorgt. Aus späterer Zeit begegnen uns hier noch Inschriften mit den Namen der Perserkönige. Noch wichtiger wurden diese Gebirgsstrassen zu den Zeiten der Ptolemäer und zum Theil auch noch der Römer, als die grossen Emporien des Rothen Meeres: Philoteras, Myos Hormos, Leucos Portos blühten. Die von Strecke zu Strecke stehenden Steinlager, aus rohen Blöcken ohne Mörtel errichtet, sowie die Wartthürme auf den Bergspitzen stammen wohl aus dieser Zeit, wenn auch Inschriften zu mangeln scheinen; die alten Griechen hiessen erstere Hydreuma, die Araber nennen sie wekalat en-nusara, d. h. Christen-Karawansereien. Man findet solche auch an vielen andern Stellen des Gebirges, namentlich an Wasserplätzen; andere solche Ruinen sind wohl als Lager von Minengräbern anzusehen. Jedenfalls war also die Wüste zu jenen Zeiten äusserst belebt. In den späteren Zeiten der Ptolemäer, als Berenice der Haupthafen wurde, zog sich der Hauptweg mehr nach Süden, aber ebenfalls von Coptos ausgehend. Auch in der ersten Zeit des Islam zog sich der Handels- und Pilgerstrom mehr südlich, nach dem einst bedeutenden Platz Aidâb bei Suakin; im 8. Jahrhundert der Hedjra (14. Jahrh. nach Chr.) wurde dieser Weg wegen Plünderung der Karawanen durch die Beduinen ganz aufgegeben und damit verfiel auch der Ausgangspunkt Kûs, der an Stelle des früheren Koptos oder Koft blühte. Dann kam die Route Kene — Koseir auf, namentlich seit der Eroberung Aegyptens durch die Türken im 16. Jahrhundert. Die Franzosen hielten die Strasse mehrere Jahre lang besetzt. Zur Zeit Mohammed Ali's war sie durch Pilger und Kornausfuhr

äusserst belebt; auch war sie damals die Ueberlandroute nach Indien für die Engländer. Seit der Eröffnung der Eisenbahn nach Suez und der des Suezkanals sank die Bedeutung der Strasse immer mehr, und sie wird jetzt fast nur noch von oberägyptischen Mekkapilgern und wenigen Kornkarawanen benützt. Uebrigens ist die geschilderte Karawanenstrasse nicht die einzige, das Gebirge ist vielmehr von einer Anzahl solcher, die mehr oder weniger besucht sind und meist den Thälern und leichteren Pässen folgen, sowie von kleineren Fuss- und Reitstegen allenthalben durchzogen.

Die Ababde.

Die eigentlichen Bewohner unserer Wüste sind Nomaden oder Beduinen; sie nennen sich Abâbde (in der Einzahl Abâdi). Dieser Name tritt schon sehr früh auf: schon Plinius (70 nach Chr. Geb.) erwähnt als Bewohner des Küstengebirges am westlichen Ufer des Rothen Meeres, dem heutigen Wohnsitz der Ababde entsprechend, die *Gebadei.* Sonst werden von den alten Geographen die nomadischen Völker dieses Küstengebirges bis Aethiopien hin Blemyer oder Troglodyten, und die am Meere wohnenden insbesondere Ichthyophagen genannt. Die alten arabischen Geographen und Geschichtschreiber, wie Makrizi, heissen sie Bedja, ein Name, der schon in einer alten römischen Inschrift vorkommt als Bugaites und heute noch besonders für die Bischarin, einen den Ababde nah verwandten Stamm südlich vom Wendekreis zuweilen gebraucht wird. Diese Völkerschaften hausen also schon seit uralten Zeiten in demselben Lande. Die Ababde selbst behaupten, sie stammen von den Gin, d. h. Geistern oder Berggeistern, was wohl so viel heissen soll, dass sie Autochthonen seien.

In Aussehen, Sitten und Tracht sind sie von den eigentlichen *semitischen Arabern* gänzlich verschieden, welche den nördlichen Theil der Wüste von Syrien und der Halbinsel Sinai an bis zur südlichen Grenze von Mittelägypten bewohnen. Diese heissen hier *Mâasa,* auch Atuni oder Hauadât und haben den ächt semitisch-arabischen Typus: helle blasse Hautfarbe, schmales, etwas langes Gesicht mit nicht vorstehenden Backenknochen,

hoher, breiter Stirn, scharf geschnittener dünner Nase, stark gebogenen Augenbrauen, kleinem Mund und kleinen Lippen. Sie rasiren ihr Haupthaar, tragen einen Turban oder ein buntes Kopftuch, gehen nie nackt, haben Feuerwaffen und kurze Schwerter.

Die *Ababde* aber (s. Fig. 12), welche in früheren Zeiten mit jenen Maasa stets in Fehde lebten, sind von tief brauner bis *schwarzer* Hautfarbe, haben dabei fast einen europäisch-germanischen Gesichtsausdruck und sind überhaupt ein Volksstamm von ausserordentlicher Schönheit und edlen Formen. Alle Reisenden heben diesen Eindruck hervor, der allerdings auch durch das lange wallende Haupthaar hervorgerufen und erhöht wird, während man sonst in diesen Gegenden nur künstliche Kahlköpfe sieht. Die Ababde sind dolichocephal und orthognath, das Gesicht ist schön oval, weniger lang als beim Araber, Augen gross, feurig, Mund und Lippen weder gross noch klein, die Nase gerade, eher etwas kurz, breit und stumpf als lang. Der Hals ist lang, dünn, das Ohr klein, rundlich, das Haar von Natur schlicht oder gelockt, aber nicht wollig, es wird künstlich korkzieherartig geringelt, und lang und unbedeckt getragen. In diesen Eigenschaften stimmen sie mit den südlicher wohnenden Völkern der Bischarin, der Nubier und Abyssinier, überein, die man auch im Allgemeinen als *Aethiopier* bezeichnet, nicht zu verwechseln mit den Negern, von denen sie ebenso verschieden sind, als von den Arabern und Aegyptern. Die ihnen äusserst ähnlichen *Bischarin* sind etwas mehr prognath, muskulöser und haben einen wilderen Gesichtsausdruck als die schmächtigen, sanften Ababde; das Haar tragen sie ebenso, aber der Schnurrbart wird rasirt, während ihn die Ababde stehen lassen. Bischarin und Ababde sind einander sehr nahe verwandt, und man fasst sie daher mit noch einigen anderen südlicher wohnenden Stämmen als „Bedja" zusammen.



Fig. 12.

Das lange, schwarze *Haar*, das, ähnlich dem Christuskopf der Maler, in Wellen gedreht oder zu Zöpfen geflochten, bis

zu den Schultern und dem Nacken herabwallt, während am Vorderkopf ein viel gekräuselter kurzer Schopf emporragt, ist der Stolz des Ababdejünglings (Fig. 13 und 14) und des Mannes

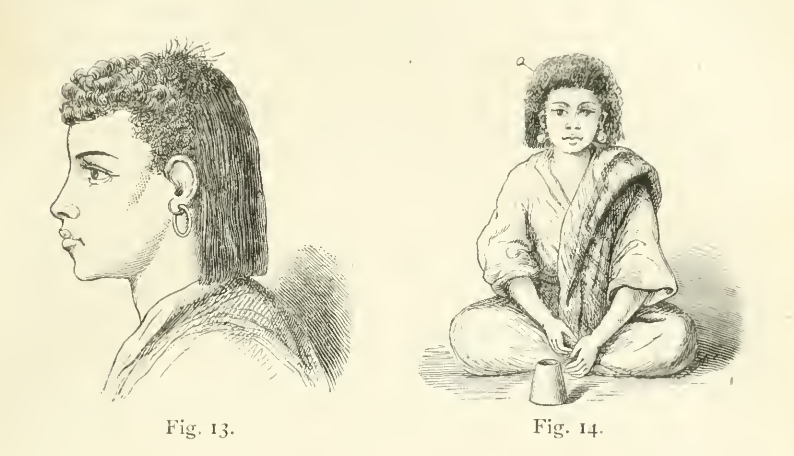


Fig. 13. Fig. 14.

und der Gegenstand sorgfältigster, ja coketter Pflege, welche schon der hinten oder seitlich in's Haar gesteckte Wickelstab verräth. Davon zeugen aber auch weisse Knötchen und Züge nicht gehörig verstrichenen Schmeeres zwischen den rabenschwarzen Flechten, der oft in solcher Menge aufgetragen wird, dass die Haare wie gepudert aussehen. Im Reisesack des Abadi darf das Schälchen aus Speckstein, worin die wenig ätherische Haarpomade verrieben wird, nicht fehlen. Dieses volle Kopfhaar trägt er stets von jeder Hülle frei, sowohl in der Gluth der subtropischen Sommersonne, als in den schaurigen Stürmen des Winters. Ebenso der Bischari, ein Theil der Nubier, der Abyssinier. Nur die Köpfe ganz kleiner Knaben (Fig. 15) werden erst durch das Rasirmesser und verschiedene kleine Büsche auf den spätern Nationalschmuck vorbereitet. Manchmal zwingt ihn Ueberhandnehmen des Ungeziefers, auf eine Zeit lang sich seines Mannesschmucks zu begeben, und der Greis muss die Blösse seines Kopfes mit einem gesteppten Leinwandkäppchen verhüllen.



Fig. 15.

Tracht der Ababde.

Als *Kleidung* trägt der Abadi ausser dem Lendentuch einen weissen langen, nie aber, wie die Fellahin, blauen Rock oder Hemd und im Winter wohl noch einen wollenen, meist gestreiften hellen Mantel. Wenn es ihm zu heiss oder unbequem wird, durchirrt er seine einsamen Gebirgsthäler auch ohne Rock, nackt. Die Bräune seiner dazu noch meist mit Fett eingeschmierten Haut schützt den nackten Leib gegen die Sonnenhitze, noch mehr aber die Gewohnheit, denn seine Kindheit bringt er grösstentheils in völliger Nacktheit zu. Er hat übrigens in Kleidung und Gewohnheiten schon viel von den Fellahin angenommen, die Ababde früherer Zeiten wandelten, wie jetzt noch die Bischarin, halbnackt einher, nur mit Lederschurz und Umschlagstuch, nicht mit einem Hemde, bekleidet. Durch seine Ohren zieht auch der männliche Abadi gern einen Ring. Er wandelt auf unbeschuhtem, gegen die Steine unempfindlichem Fusse oder auf Sandalen, in der Hand führt er gern eine Lanze, um den linken Oberarm ist stets ein kurzes in einer Scheide steckendes Messer befestigt, und zuweilen umgürtet er sich auch mit einem langen, geraden Schwert, selten trägt er jetzt mehr einen Schild, *nie eine Flinte*. Diese Waffen dienen ihm mehr zum Paradiren, als zum blutigen Kampf; er möchte gern so kriegerisch erscheinen, als seine Vorfahren. Heutzutage herrscht aber in seinem Lande längst völliger Friede und Sicherheit. Dann und wann erlegt er auch wohl ein Wild, aber die edle Waidmannskunst ist seine Stärke nicht.



Fig. 16.

Die *Frauen* (Fig. 16) bekleiden sich mit einem unter beiden oder einer Achselhöhle durchgezogenen weissen Tuch, so dass eine oder beide Schultern und die Arme frei bleiben, und darüber noch mit einem meist ebenfalls weissen grossen Hülltuch, das die ganze Gestalt verbergen kann,

im Winter auch statt dessen, wie die Nilbäuerinnen, mit einem Mantel aus braunem Wollzeug. Die Haare flechten sie vom Scheitel an in viele Reihen von Zöpfen, deren vorderster, vor dem Ohr, freier und beweglicher ist. Wie alle Weiber in der Welt, glauben auch sie ohne Schmuck nicht liebenswürdig zu sein, sie tragen Ohrringe, Halsbänder, Arm- und Fussspangen, und vor Allem den unvermeidlichen, ihnen so reizend erscheinenden Ring oder Reif durch die Nase, wie ihre Kamele. Statt Gold, Silber und Perlen müssen sie sich aber in ihrer Armuth bei ihrem Schmuck auf Messing, Glasflüsse, Muscheln beschränken. Die kleineren Mädchen tragen oft den Raad oder Zotengürtel, wie er bei den Negerinnen gebräuchlich ist, sonst nichts, als um Hals und Kopf weisse Muscheln und Glasperlen, die sich auf der nussbraunen Haut wunderbar abheben. Ein wahrhaft idyllischer Anblick ist es, wenn man bei Wanderungen im Gebirge in einem einsamen Thale plötzlich auf einige solche fast paradiesisch nackte Knäblein und Mägdlein der Ababde, die ihre Schafe und Ziegen weiden, stösst. Anfangs schüchtern, werden sie bald zutraulich und geben besten Bescheid über den Weg und jedes Pflänzchen. Unter den Ababdefrauen sieht man oft klassisch schöne, feine, schlanke, selten wuchtige, im Alter aber gewöhnlich klapperdürre Gestalten, und sie lassen sich nach Ueberwindung der ersten Schüchternheit auch sehen und sprechen, und spielen weniger Versteckens, als die Frauen des Culturlandes und der Städte.

Oberhaupt der Ababde.

Das *Land*, das die Ababde inne haben, ist die Gebirgswüste zwischen Nilthal und Rothem Meer, soweit sie Oberägypten entspricht, also von der Breite der Stadt Siut bis zu den Nilkatarakten oder dem Wendekreis. Doch sind sie auch in der nubischen Wüste bis gegen den Sudan hin zerstreut und im Nilthal selbst hat sich ein Theil in eigenen Ortschaften fest angesiedelt und treibt Ackerbau. Die Gesammtzahl dieses Volkes mag etwa 30,000 betragen. Sie stehen unter einem *Oberhaupt* aus ihrem Stamm, der wieder die Schech's für die Hauptorte ernennt. Die Würde des Oberhauptes ist in einer Familie erblich nach patriarchalischem Gesetz, d. h. sie geht

auf den Aeltesten dieser Familie über; die genannten Schechs sind ganz von ihm abhängig und absetzbar. Der Gross-Schech ist Vasalle des Vicekönigs von Aegypten, er hat aber keinen Tribut zu zahlen, im Gegentheil bekommt er etwas, nemlich einen gewissen Antheil an dem Strassenzoll, welchen die ägyptische Regierung von den Karawanen erhebt.

Streitigkeiten der Ababde unter einander schlichten die Familienältesten oder jene Unter-Schechs oder der Gross-Schech. Die ägyptische Regierung mischt sich nicht darein, erhebt auch keine Steuern und keine Soldaten von ihnen. Dagegen muss der Fürst mit Gut und Blut für die Sicherheit der Wüstenstrassen einstehen, muss auf Verlangen Kamele und Führer gegen, manchmal auch ohne Bezahlung liefern, und ist gehalten, im Nilthal zu wohnen, er ist also als eine Art Geisel zu betrachten. Dieses *Geiselsystem* hat erst der grosse Mohammed Ali hier und bei andern unterjochten Beduinenvölkern eingeführt und es hat sich bewährt. Die Folge dieses permanenten Kriegszustandes ist tiefer Friede und absolute Sicherheit in diesen unwirthlichen Strichen. Vor ihm waren diese und alle andern Beduinen gefürchtete Räuber, während des Alterthums und das ganze Mittelalter hindurch machten sie von Zeit zu Zeit Einfälle in's Culturland, die Kaufleute und Pilger wagten nur (noch zu Burkhard's Zeit), zu grossen Karawanen gesammelt und bewaffnet, die Wüste zu durchziehen. Jetzt ist Alles anders, ja selbst verlorene Gegenstände bekommt man auf Meldung bei einem Ababdeschech sicher wieder.

Von der Handhabung der *Wüstenjustiz* erzählt man sich ein erst in den letzten Jahren vorgekommenes Beispiel. Ein Beduine fand in der nubischen Wüste, deren wichtige Handelsstrassen auch den Ababde anvertraut sind, ein von einer Karawane verirrtes, mit Frucht beladenes Kamel. Pflichtschuldig brachte er es sofort in die nächste Station, unverletzt, mit Sack und Pack, doch nicht ohne ein wenig nachgesehen zu haben, was in dem Sack sich befinde. Das wurde bemerkt, und er ward für diesen Fürwitz mit dem Tode bestraft; „denn", meinte der Schech, „wenn in dem Sacke Gold gewesen wäre, hättest du es gestohlen und das Kamel nicht zurückgebracht".

Der Ababdefürst muss indessen auch etwas zu leben haben,

um so mehr, da er auch äusserlich nicht mehr Beduine, sondern ganz Aegypter geworden ist. Ein regelrechtes Steuersystem ist unter Nomaden nicht durchzuführen, und so muss denn der Abadi von Allem, was er zu Markt bringt, bei Bezahlungen, die er für Dienstleistungen als Führer, für Transport mit Kamelen u. dgl. erhält, ein beträchtliches *Scherflein* für seine Oberhäupter *abgeben*. Auch das scheint nicht zu genügen, denn von Zeit zu Zeit unternimmt ein Schech zweiten und dritten Ranges im Auftrag des Patriarchenfürsten ein Reis'chen nach den Hauptniederlassungen der Ababde und in die Wüste, und der gute Hirte nimmt von der Habe seiner Schäflein mit, was ihm gutdünkt, z. B. Kamele, Schafe, Ziegen, und macht auch sonst Ansprüche auf gastliche und ehrenvolle Aufnahme bei seinen Standesgenossen. Das Herannahen eines solchen theuren Besuches oder der *Razzia* wird freilich bald im ganzen Gebirge ruchbar und der Beduine zieht sich mit Hab und Gut in's Innere zurück, so dass der Schech nur verlassene Plätze findet. In solchen Zeiten sieht man dann weit und breit keinen Abadi, auf den Märkten ist dann kein Schaf, kein Holz, kein Weidefutter zu haben; dann und wann wird aber doch irgend ein unkundiger oder von Noth hergetriebener Beduine abgefasst, und der muss dann für die andern herhalten.

Wohnung und Haushalt.

Auch die Ababde haben ihre Pfahlbauten, freilich nicht im Wasser. Sie haben keine Zelte, sondern Hütten (Fig. 17) und zwar der elendesten Art; diese bestehen aus einigen Pfählen, um welche alte Strohmatten oder zerfetzte Tücher zur Bildung der Wände und des meist schiefen Daches geschlagen werden. Das Ganze bildet ein längliches Viereck, dessen eine Langseite, die von der Verkehrstrasse abgewendete, offen oder

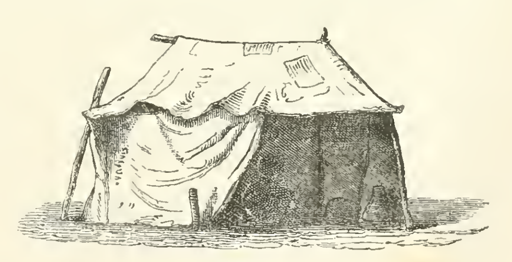


Fig. 17.

durch ein Tuch theilweise verhängt ist und das Hausthor bildet. Der Innenraum ist meist nur 2—3 Schritte lang und etwa 4 Fuss hoch, man kann also darin nur sitzen und liegen; stehend können sich ja die Leute dieser Gegenden überhaupt keine Gemüthlichkeit und Häuslichkeit denken. Hier verkriecht sich also die Familie, denn: Raum ist ja in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar mit sammt der reichen Kinderschaar. Eine Ababdeniederlassung zählt meist nur 4—8 solcher Hütten mit ebensovielen Familien. Nur in einigen Niederlassungen, z. B. in dem etwa 50 Häuser zählenden Wüstendorf Laketa (s. oben), in den Dörfern des Nilthals, in der Ababdevorstadt von Koseir, deren Bewohner zum Theil das Nomadenleben aufgegeben haben, sieht man auch höhlenartige Häus'chen aus Lehm oder rohen Steinen, im Stil der Nilbauern. Manche wohnen auch zu Zeiten in natürlichen Höhlen, sind also Troglodyten, wie sie die Alten nannten. Das Höhlenbewohnen ist hier freilich der Schlangen wegen etwas gefährlich. Man findet in den Höhlen meist Reste menschlichen, wenigstens vorübergehenden Aufenthalts: Kohle, Asche, geschwärzte Steine u. dgl. Die Karawanen halten hier gern ihre Tagessiesta und man kocht in den gegen Sonne und Wind geschützten Räumen ab. Möglich, dass man bei tieferem Nachgraben auch Spuren der alten Troglodyten finden würde.

Mit der elenden Wohnung steht auch der übrige *Haushalt* in Einklang. Er besteht in einigen Kochgeschirren aus Thon oder Speckstein, Lederschläuchen für Wasser und Milch, ledernen Schapfen, Trinkschalen aus Holz, einer hölzernen oder ledernen Essschüssel, einigen Mahlsteinen, einer Strohmatte oder einem rohen Wollteppich, statt des Herdes dienen einige aufgelesene Steine. Alles hat den Charakter des Provisorischen, des Nomadischen. Zum Schneiden bedienen sie sich nur eines Messers aus Eisen, nicht der Feuersteine, von denen ihr Kreidegebirge doch so voll ist, nur zum Feuerschlagen werden diese benützt.

Hungerleben.

Die *Nahrung* der Ababde ist hauptsächlich Milch und Durra. Letztere geniessen sie theils roh oder geröstet, theils in Form ungesäuerter Fladen auf glühendem Kamelsmist ge-

backen. Was ferner die Wüste von Früchten bietet, wird möglichst ausgebeutet, es ist freilich nicht viel. Fleischgenuss gestatten sie sich selten, denn ihr Vieh verkaufen sie und mit der Jagd können sie nicht recht umgehen. Was sie aber von Wild bekommen können, ist ihnen ein Leckerbissen: Hyänen, Hasen, Springmäuse, Füchse, Gazellen. Die an der Küste wohnenden nähren sich hauptsächlich von Fischen und Muscheln. Die besseren Sorten derselben verkaufen sie frisch oder getrocknet, und begnügen sich meist mit solchen, die von andern Leuten verachtet werden und stets und leicht, auch zur Zeit der Stürme, zu fangen sind: Kofferfischen, Meeraalen, Rochen, Stachelbauchfischen, Lippfischen, Krabben und Polypen. Mit solchen Resten ist immer der Boden um eine bewohnte oder verlassene Ababdewohnung bedeckt, namentlich von den für sehr giftig gehaltenen und daher immer weggeworfenen Köpfen des Kugelfisches (Tetrodon). Die gefangenen Meeresgeschöpfe werden meist am offenen Feuer einfach geröstet. So arg, wie Strabo von den alten Ichthyophagen erzählt, machen sie es aber doch nicht: „Diese rösten", sagt er, „die Fische an der Sonne, treten das geröstete Fleisch zu Kuchen, die Gräten lesen sie aber zusammen, und wenn sie, wie bei Stürmen, nicht fischen können, essen sie die zu Kuchen gestampften Gräten, die frischen Knochen saugen sie aus. Und wenn sie Durst leiden, ziehen sie mit ihrem Hause Tagereisen weit zu den Wasserbrunnen, und saufen, vorwärts niedergeworfen, wie das Rindvieh, bis ihr Bauch trommelartig anschwillt".

Die heutigen Ichtyophagen oder Küstenababde fangen ihre Fische meist mit dem Speer auf der bei Ebbe entblössten Klippe, manche auch mit dem Netze, besonders dem Ringnetze, mit dem Angeln können sie nicht umgehen. Sie besitzen keine Schiffe, nicht einmal Fischerboote, wagen sich überhaupt nicht leicht auf's Meer. Ihr Bezirk ist nur das Festland mit Einschluss des Küstenriffes. Ihre Nachbarn, die Bischarîe, an deren Ufer viele Inseln sind, bedienen sich, um auf diese zu fahren, eines Flosses.

Bei dieser magern Kost ist es nicht zu verwundern, dass der Ababde *stets Hunger* hat. Wenn eine Karawane abkocht, da stellt sich immer einer oder der andere Wüstensohn ein, der

es aus der Ferne gerochen hat. Er bettelt nicht, betrachtet aber die Essenden mit einer so hundeartig wehmüthigen Miene, dass man ihn mithalten lassen muss, zumal der Moslim, der ja, wenn er isst, keinen Fremden stehen lassen darf, ohne ihn einzuladen. Und wenn das Lager bei einer Ababdeniederlassung geschlagen wird, da springen beim leisesten Wink die hungrigen nackten Beduinenkinder herbei und nehmen mit ergötzlicher Gier die dargereichten Brod- und Speisereste in den Mund, um die sie aber nie betteln. Sobald die Karawane aufbricht, da fallen hungrige Wüstengeschöpfe aller Klassen ungestüm auf die Reste derselben her: die Menschenkinder wetteifern mit den Hunden im Zusammenlesen der Knochen und Brosamen, mit den Schafen im Zusammenscharren des Strohs, mit den Tauben im Aufpicken der Getreidekörner, mit den Raben in der Verwerthung der Kothballen. Die Ababde sind auch im Stande, das schlechteste Wasser, eine reine Bittersalzlösung, als täglichen Trunk zu gebrauchen, wenn gutes Wasser zu weit ist.

Erwerb.

Die Hauptbeschäftigung der Ababde ist *Hirtenthum* und Kameltreiberei. Sie halten Kamele, Ziegen, Schafe, nie Pferde und Rinder. Mancher besitzt auch wohl einen Esel, und nie fehlt der Hund. Die Weide ist nur zeitweise ergiebig, wenn Winterregen gefallen sind und die Pflanzenkeime erweckt haben; in der trockenen Jahreszeit und in trockenen Jahren muss der Hirte oft weite Wanderungen im Gebirge machen, um Weide zu finden, ja er muss dann seine Herde vermindern und ist selbst genöthigt, sich zeitweilig als Arbeiter und Ackerbauer im Nilthal zu verdingen. Sind aber seine Wüstenthäler wieder begrünt, so kehrt er sicher wieder in sein geliebtes Vaterland zurück. Der Nährwerth der Wüstenpflanzen ist freilich ein geringer; daher ist auch das Vieh der Ababde, wie sie selbst, mager und hungrig, trotzdem es den ganzen Tag und die Nacht fortfrisst. Wenn man eine Reise mit einem Ababdekamel macht, hat man wohl in Rechnung zu ziehen, wie das fortwährende Fressen aufhält. Die Wasserkarawanen der Treiber aus der Stadt Koseir brauchen zu einer 10 Stunden entfernten Quelle hin und

zurück etwa 30 Stunden, die der Ababde 2—3 Tage. Die Ababdekamele lassen keinen Busch ungerupft vorüber, und sie werden nicht daran gestört, denn sonst bekommen sie ja nichts. Während die Kamele der Fellahin bei ihren Wüstenreisen ausser etwaiger Weide beim Lagern stets noch mit Stroh und den nahrhaften Puffbohnen gefüttert werden, streut der Abadi seinen Kamelen höchstens einen Sack mit trockenen Zillastengeln, die er im Laufe des Tages auf dem Weg gesammelt hatte, vor. Die Ababdekamele sind daher auch immer schmächtig und zum Tragen schwerer Lasten nicht geeignet, dagegen sind sie aus demselben Grunde ausgezeichnete und berühmte *Renner*. Ein gutes Laufkamel, über das man gern einen prächtigen Schafpelz als Schabrake und eine Doppeltasche mit langen Troddeln hängt, legt einen Weg von 40 Stunden sammt der nöthigen Ruhezeit in 20—30 Stunden Zeit zurück. Alle Ababde sind treffliche Dromedarreiter.

Einige an der Küste wohnende Ababde heisst man *Schora-ababde;* sie haben sich an einem der bekannten in und am Meere sprossenden Schorawälder (s. S. 235) niedergelassen, und ihre Kamele und ihr Vieh fressen Jahr aus Jahr ein fast einzig und allein die Blätter dieses Baumes, während sie selbst sein Holz fällen und verkaufen; auch fangen sie, wie die andern Küstenababde, in grosser Menge Fische mittlerer Grösse, namentlich Papageifische, schneiden sie auf, salzen sie ein und verkaufen sie. So zubereitete Fische bilden einen nicht unbedeutenden Handelsartikel. Fester angesiedelte Ababde halten auch Tauben und Hühner.

Ausser der Viehzucht schöpfen die Ababde ihren Lebensunterhalt aus der Verwerthung der Erzeugnisse ihres Landes, besonders liefern sie Brennmaterial in Form von *Holz*, Reisig, Kamelsmist und vortrefflicher Kohle aus Acazienholz, die sie selbst machen, sie sind also auch *Köhler*. Ferner sammeln sie Futter- und Heilkräuter, wie Sennesblätter, Coloquinthen, eine Art Wermuth und Gummi arabicum an den in der Wüste so häufigen Acazien. Andere verdienen sich ihren Unterhalt durch *Wasserholen* auf Kamelen oder Eseln. In Koseir bekommen sie für jede Kamelsladung Wasser, die aus 6 Ziegenschläuchen besteht, und wozu sie, wie oben erwähnt, 3 Tage brauchen, je nach dem

mit den Umständen wechselnden Marktpreise 1/2—2 Frankenthaler.

Als Kameltreiber bei den grossen Karawanen fungiren jetzt mehr Nilbewohner als Ababde; früher scheinen nach den Berichten der Reisenden hauptsächlich die Ababde den Verkehr vermittelt zu haben. Einige wohnen an der Karawanenstrasse und verdienen sich da, ausser der Viehzucht, etwas durch allerlei Dienste, die sie den vorüberziehenden und lagernden Karawanen leisten: Wasserholen, Herbeibringen von Reisig und Holz, Tränken der Kamele, Ab- und Aufpacken. Dafür geben ihnen die Kameltreiber einige Hände voll Korn oder Durra. Auch sind sie hier als Strassenwächter bestellt und sollen dafür von ihrem Stammesoberhaupt bezahlt werden; sie scheinen aber nicht viel zu bekommen. Wenn der Handel nicht geht, der auf ihren Strassen hauptsächlich in Getreideausfuhr von Aegypten besteht, so brechen auch die Strassenwächter ihre Hütten ab und wandern wo anders hin. Einige Ababde sind angestellt als Dromedarreiter bei den Stationen der Zimmerleute, welche den *Wüstentelegraphen* in Stand zu halten haben. Diesen Zimmerleuten hat die Regierung bereits etwas solidere steinerne Wohnungen machen lassen. Endlich leben manche als Kameltreiber im Dienste anderer Herren, oder geleiten von Kaufleuten aufgekaufte Viehherden durch die Wüste, oder sind Fischer und Muschelsammler von Profession. Ein guter Theil hat sich, wie schon erwähnt, im Nilthal angesiedelt und treibt Ackerbau. Sie bleiben auch dort gern bei einander, bilden eigene Dörfer und vermischen sich nicht leicht mit den Fellahin.

Der Handel mit dem bewohnten Land geschieht durch Geld, untereinander aber mehr durch Tausch; die Frauen im Innern kennen daher kaum das Geld, und wenn man etwas von ihnen haben will, wie Holz, Milch, so geben sie es nicht für vieles Geld, sondern um ein Bischen Brod, Korn oder Zeug.

Geistige Eigenschaften und Fähigkeiten.

Wie die Ababde ein körperlich wohlgebildeter, aber den Stempel des Hungerthums tragender Schlag sind, so sind sie auch geistig, wie die meisten Naturvölker, in dem Bereich ihrer

Bedürfnisse und Begriffe sehr *intelligent*, dabei aber wie die Aegypter sich ausdrücken, geistesarm (fakir), nemlich im guten Sinn des Wortes, nicht dumm, sondern gutartig, harmlos. Nach Berichten älterer Reisender (Burkhard, Bruce) wären sie früher das Gegentheil gewesen; sie seien „ehrlos, treulos, ruchlos". Entweder wurden sie mit den Bischarin verwechselt, auf welche diese drei Worte nur zu gut passen, oder sie sind seitdem erst so gut gezogen worden. Neuere Reisende können sie nicht genug loben als friedliche, *ehrliche* Leute, eher zu scheu und furchtsam. Bei ihrer Armuth ist es ihnen nicht zu verdenken, wenn sie eine dargebotene Gabe mit Gier ergreifen, aber sie *betteln nicht*. Ihr Land ist noch zu wenig von Europäern durchzogen und verderbt, welche die Eingeborenen an's Betteln gewöhnen, wie die Fellahin an's Bachschisch. Dass sie *nicht*, wie andere Beduinen, *Gastfreundschaft* gegen Fremde üben, ist nicht Wunder zu nehmen, haben sie ja kaum das Nöthigste für sich selbst. Wen gar das Unglück zu ihnen verschlagen, einen Verirrten, Schiffbrüchigen, der hilf- und brodlos zu ihnen Zuflucht nehmen muss, den morden und berauben sie zwar nicht, aber sie geben ihm auch nichts zu essen, wenn er nicht Geld in der Tasche hat oder bestimmte Versprechungen auf Belohnung machen kann. Wenn dagegen ein angesehener Mann ihres Stammes zu ihnen kommt, so erfordert es der Stolz und die Ehre, ihm zu Lieb ein Stück der Herde zu opfern; ja wenn der Gast gerade dazu kommt, dass eben ein Schaf für die Familie geschlachtet wird, so muss ihm, dem Gast, noch ein zweites fallen.

Der Abadi kennt sein Land und dessen Produkte auf's genaueste, er kennt jedes Pflänzchen und Thier mit Namen, weiss alle Pfade im weiten Umkreis; ausserordentlich und berühmt aber ist die *Spurenkenntniss* dieser Menschen. In der trockenen Wüste, welcher der Flugsand fehlt, drückt sich die Spur auf lange Zeit bleibend in den Boden. Ein Vieh, das sich verlaufen hat, ein Mensch, der geflohen oder verirrt ist, wird von den Ababde sicher in kurzer Zeit wieder eingebracht, das Wild wird bis zu seiner Höhle verfolgt, auch in bewohnteren Städten weisen sie die Spuren nach. Einige in dieser Kunst besonders bewanderte Ababde stehen selbst im Sold der Regierung, um im Fall eines Verbrechens den Thäter aufzuspüren,

und die Resultate sind oft wunderbar. Es gelang schon, wie die Leute erzählen, aus der Vergleichung der Fussspur mit den Füssen einer grösseren Anzahl Bezüchtigter den wahren Thäter herauszufinden. Künste und Gewerbe giebt es natürlich keine bei diesen Beduinen, als etwa das Verfertigen roher *Geräthschaften*, Schnitzen ihrer Gefässe aus Speckstein, Serpentin und Holz.

Krankheiten werden der Naturheilkraft überlassen oder mit Kräutern der Wüste behandelt. Vor den Pocken haben diese Beduinen eine solche Angst, dass sie daran Erkrankte erbarmungslos aussetzen und ihnen täglich nur die nothdürftigste Speise und Trank hinwerfen, bis sie gestorben oder genesen sind.

Sprache.

Die *Sprache* der Ababde ist auffallenderweise die arabische. Wenn sie mit Fremden sprechen, drücken sie sich jedenfalls ganz gut auf arabisch aus, selbst die Kinder. Unter sich sprechen sie aber einen für Fremde fast unverständlichen Jargon. Manche Worte und Reden darin sind entschieden arabisch, wenn auch bis zur Unkenntlichkeit verzogen, andere aber, wie auch viele Ortsnamen, scheinen einer eigenen Sprache anzugehören, welche ein Zweig der von den so nahe verwandten Bischarin gesprochenen Bedjasprache sein dürfte. Sie machen sonderbarer Weise ein Geheimniss aus ihrer Sprache, der Abadi ist nicht zu bewegen, darüber Rede zu stellen. Eigenthümlich ist der singende oder fragende Ton, in dem die Ababde alle Reden setzen. Es wird auch angegeben, die Ababdeschech's haben noch eine Art Geheimsprache, die aber eine neuere Erfindung sei; sie sei durch Einfügung der Consonanten k̇ und r in die sonst gebräuchlichen Wörter gebildet, z. B. aus dem arabischen jôm = Tag, machen sie arkeljerkôm, aus gebel = Berg: gerkeberkel, also in ähnlicher Weise, wie wir als Knaben uns auch gern sprachlich verkünstelten mit dem Einsetzen von rf zwischen den Wortsilben z. B. Gold — gorafold u. dgl.

Religion.

Die *Religion* der Ababde ist die mohammedanische, aber fast nur dem Namen nach; die Regeln derselben werden sehr

schlecht beobachtet, diese Wüstenbewohner verrichten nicht einmal die erste Pflicht des Moslim, das bekannte Bücklingsgebet. Selbst die unter andern Moslim's Wohnenden gehen nicht gern in die Moschee. Eine Pilgerreise eines Abadi ist fast unerhört. Wie schon erwähnt, isst er ohne Bedenken religiös sehr unreine Speisen, wie Füchse, Mäuse, Hyänen, doch nur, wenn sie vorher regelrecht geschlachtet sind. Dass er gar am Ramadan fastete, ist nach dem, was oben über seine Nahrung gesagt wurde, unmöglich. Wenn man einen Abadi fragt, ob er Moslim sei, so antwortet er oft: nein, ich bin Abadi, was er allerdings mehr in nationalem Sinn meint, als Gegensatz zu Arabern und Fellahin. Manche entpuppen sich im vertrauten Gespräch sogar als *Freigeister* und meinen, nach dem Tode sei Alles aus; öffentlich aber rechnen sie sich zu den Bekennern des Islam. Ihre Oberhäupter, die immer unter den Moslims leben, sind sogar meist eifrige Anhänger des Propheten. Indess haben sie auch viele Gebräuche der Moslimin angenommen: so giebt es Heilige, deren Gräber durch Fähnlein ausgezeichnet sind; sie haben Beschneidung, Frühehen, Scheidung, Polygamie, wie andere Moslimin. Manche schmücken sich sogar mit einem Rosenkranz, der aber mehr als Zahnstocher, denn zum Abrollen der Gebete dient. An dem Rosenkranz ist nemlich ein Stück Holz von dem Zweig eines im Gebirge wachsenden Baumes (Salvadora persica) befestigt, das auch sonst sehr geschätzt als Zahnputzer ist. Ein solcher (Miswak) ist bekanntlich einer der hinterlassenen Gegenstände des Propheten, und daher erklärt sich sein Platz am Rosenkranz. Während der rechte glaubige Moslim auch immer abergläubisch ist, ist das bei dem Abadi nicht der Fall, wenigstens glaubt er nicht an Geister und spottet über die Kameltreiber aus dem Nilthal, welche in irgend einem verrufenen Wüstenthal ihr Nachtlager nicht aufschlagen wollen; der Abadi wandert furchtlos ganz allein bei Tag und bei Nacht in den menschenleeren Strichen; das würde ein Moslim nie wagen. Dafür werden den Ababde aber von den Moslimin böse Künste zugeschrieben: sie sollen aus der Ferne bewegliche Gegenstände zum Stehen bringen können, ihr Blick sei sehr gefährlich u. dgl., was die Ababde selbst durchaus nicht zugeben wollen.

Familienleben.

Das *Familienleben* unterscheidet sich nicht wesentlich von dem der Moslimin, da sie auch, wie schon erwähnt, dieselben Gesetze und Gebräuche haben: Frühehen, Scheidung, Polygamie. Letztere wird, weil sie zu kostspielig ist, ausser bei den Schech's, wenig geübt. Die Verletzung der Gattentreue, bei den arabischen Beduinen so selten, kommt dann und wann vor, die heimlich liebenden Troglodyten halten ihre Rendezvous in stiller Nacht in einsamen Gebirgsschluchten und Höhlen meilenweit von Wohnstätten menschlicher Wesen. Das ist aber ein um so gefährlicheres Wagniss, als der beeinträchtigte Theil die Schliche des Verräthers vermöge seiner Spurenkenntniss sicher entdecken wird. An der Karawanenstrasse und in der Umgebung grösserer Ortschaften giebt es selbst einige prostituirte Ababdeweiber.

Ist eine Gefreite Frau geworden, so soll sie ihre eigene Mutter nicht wiedersehen. Der junge Ehemann zieht immer weit weg von der elterlichen Familie seiner Braut, hauptsächlich um seine *Schwiegermutter zu vermeiden.* Diese Scheu vor der Schwiegermutter ist ein bei vielen Völkern verbreiteter Gebrauch, er lässt sich durch ganz Afrika, Amerika und Australien verfolgen, und liegt wohl in der Natur der Sache, sagt ja auch bei uns das Sprüchwort: „Schwiegermutter — Tigermutter oder Teufelsunterfutter“. Auch die Brüder und nächsten Verwandten der Frau dürfen bei den Ababde nach der Hochzeit nicht mehr mit ihr essen.

Hochzeitsfeste.

Wenn ein junger Abadi heirathen soll, was er immer schon in seinem ersten Flaum thun darf, so werden, wenigstens an grösseren Niederlassungen, eine Woche lang vor der Hochzeit allnächtlich *Vorfestlichkeiten* veranstaltet, ohne Koran, aber mit Pauken, Gesang und Händeklatschen. Hier führen die Ababde dann ihren *Waffentanz* auf, in voller Rüstung, d. h. nackt, mit Schild, Lanze und Schwert bewaffnet. Ein Tänzer oder zwei Kämpfer treten in den Kreis, schwingen ihre Speere und machen

Sprünge und Sätze, der Tanz ist viel heftiger, als der ähnliche gesucht graziöse der Aegypter. Oft geht der Tanzende auf einen Zuschauer los, stösst ihm seine Lanze oder Schwert mit einem gewaltigen Schrei auf die Brust, worauf dieser zur Antwort giebt: „Abadi". Dann lässt jener wieder ab. Andere singen, wie Reisende berichten, einen Nationalgesang, worin sie die Tapferen loben und den Ababdestamm rühmen, und Freude oder Schrecken, Leid, Zorn malt sich auf den Zügen der Zuhörer. Andere spielen eine zweitönige Rohrflöte stundenlang in unnachahmlichen Weisen. Oder es wird der Kap. III. S. 189 erwähnte *Tanz von verhüllten Frauengestalten* aufgeführt: all das im Dunkel der Nacht, nur spärlich beleuchtet durch ein offenes Feuer, an welchem von Zeit zu Zeit die durch Thau feucht gewordenen Pauken getrocknet werden. Um das Feuer herum sitzen die gesetzteren Männer und rauchen ihre *Serpentinpfeife*, die eine unter einem rechten Winkel gebogene kurze Röhre ohne Holzrohr darstellt oder die gewöhnliche Pfeifenform hat, aber mit massivem gewaltigem Steinkopf aus eben diesem Stoff.

Leichenbegängniss.

Hat eines Abadi's letztes Stündlein geschlagen, so erschallt lauter Jammer durch die Berge, der Leichnam wird mit ähnlichen Gebräuchen, wie bei den Moslimin, begraben, und über dem Grabe Steine aufgeworfen, von denen einige höhere die Mekkarichtung anzeigen. Die alten Troglodyten sollen die Leiche fröhlich und lachend mit Steinen beworfen haben, bis sie dem Anblick entzogen war, und dann wurde ein Ziegenhorn darauf gestellt!

V. Kapitel.

Am Rothen Meere.

Das Rothe Meer.

Es plätschern die Gewässer des Meeres an das sandige Ufer der weiten Bucht, welche gegen Westen andringt, gegen Südwest schlagen die letzten Ausläufer der Wogen des Hochmeeres in langen Wellenbögen kräftiger an. Weiterhin gegen Süden hört die Uferbrandung auf, ein unabsehbarer Schaumstreif grenzt das tiefe dunkle Meer von einem helleren, seichten, bei der Ebbe fast vertrocknenden Ufersee ab. Ein ebensolcher zeigt sich im Norden der gegen Osten offenen Bucht, um bald hinter den Hügeln im Norden für den Blick zu verschwinden. Ein hohles, dumpfdonnerartiges Brausen und Tosen, worin das lauschende Ohr dann und wann ein Singen und Flüstern zu unterscheiden wähnt, „das Weinen des Meeres", wie es der Eingeborene nennt, vermischt mit dem Sausen des Nordwindes, bringt von dorther den tobenden Krieg der Wogen gegen das Festland zur Kunde. Der Boden der genannten Uferseen ist eine Korallenbank, und die Bucht eine Lücke derselben, ein natürlicher Hafen. Wir stehen am Westufer des *Rothen Meeres*, im 26. Breitegrad, in *Koseir*, der Seehafenstadt Oberägyptens.

Das Rothe Meer war bis vor Kurzem dem gewöhnlichen Publikum fast nur durch den tragischen Tod des Judenverfolgenden Pharao bekannt, und hatte erst in den letzten Jahren die Ehre, seit der Eröffnung des Suezkanals wieder in Aller Mund zu kommen. *Warum heisst denn dieses Meer das „Rothe"?* das ist die gewöhnliche Frage, die bei Erwähnung desselben aufgeworfen wird. Der Bewohner des Westufers findet es beim Aufgang der Sonne in graulich mattem Morgengewand, der Wiederschein des sich erhebenden Tagesgestirns erweckt auf

der Spitze der Wellen und Kräuselungen ein millionenfaches Glitzern und Flimmern und der am Ufer Wandelnde sieht jetzt seinen doppelten Schatten, den durch die Sonne selbst und den durch das ebenso grelle Spiegelbild derselben im Meer erzeugten. Je höher die Sonne steigt, desto tiefer bläut sich die Fluth, vom Königsblauen zum Schieferblauen oder an Stellen, wo Klippen unterliegen, mit einem Stich in's Graugrüne. Beim Sinken der Sonne von der Vesperzeit an erblasst das Blau, steigt zum Himmelblauen auf und löst sich mit dem Sonnenuntergang in eine weisse, zuweilen rosig angeflogene Spiegelfläche auf. Bei Nacht ist es schwarz, wie andere irdische Gegenstände, und nur die Sterne scheinen sich darin zu baden, der Vollmond wirft einen langen schmalen bis an den Horizont hinreichenden silberschimmernden Streif. Bei nächtlichem Rühren des Stockes oder der Ruder sprühen die Tropfen, in denen faulende animalische Stoffe vertheilt sind, wie Feuerfunken, oder ein schwimmendes Wesen schimmert geisterhaft im nächtlichen Wasser, während ein allgemeines gleichmässiges Aufglühen der Wassermasse, das „Meeresleuchten", dort zu den Seltenheiten gehört.

Manche bezüchtigen eine microscopische Alge (das Trichodesmium erythræum Ehrenbergs), welche zuweilen gewissen Strecken des Meeres eine blutrothe Farbe ertheilt, oder rothe Berge an der Küste, als Ursachen des Namens, aber diess sind nur locale beschränkte Vorkommnisse. Die Küstenberge sind meist weiss. Die Korallen der Klippe sind meist braun, gelblich oder bläulich, die wenigsten sind roth, endlich sind auch unter den Fischen und Krebsen u. dgl. nur wenige rothe. Es ist also am Rothen Meere fast nichts roth und der Name ist wohl willkührlich von den Alten gewählt, oder wie Lucus a non lucendo.

Das öde Gestade.

Das *Gestade* und das zunächst angrenzende Land ist, oft meilenweit in's Innere hinein, die traurigste Wüste, trocken oder salzig mürbe, stellenweise mit weissen Salzblüthen, wie mit einem Schnee oder Reif bedeckt, das Grundwasser daselbst ist versalzt und verbittert, fast untrinkbar; fast keine Vegetation als

einige Salzpflanzen. Erst weiter gegen das Gebirge zu wird der Boden der Thäler fähig, nach Regen Grünes zu treiben. Einen öderen Küstenstrich wird man auf der Erde nicht leicht finden, als etwa die Gestade der Sahara und des Eismeeres. O warum ist denn das Wasser des Oceans nicht süss! so ruft das kindlich murrende Gemüth des wasserlechzenden Wanderers an der Grenze der Land- und Wasserwüste aus, in welch üppige Gefilde würden sich diese subtropischen Gestade verwandeln lassen!

Alte Niederlassungen und Hafenstädte.

Da wird wohl kein menschliches Wesen fortkommen können, so wenig als auf dem wasserlosen Mond. Und doch ist der Mensch da, der Kampf um's Dasein hat ihn auch hierher geführt: um die Brunnen und Quellen im Gebirge hat er sich als kümmerlich lebender Hirte angesetzt und an die Küste ist er als Ichthyophage, als Fischer und Schiffer und als Handelsmann gezogen. Schon die Völker des Alterthums haben hier volkreiche *Städte* gehabt, von denen ein lebhafter Handel mit Arabien und Indien nach Aegypten getrieben wurde. Da standen zur Zeit der Ptolemäer vom heutigen Suez, dem alten Clysma an nach Süden: 1) Philoteras, wahrscheinlich im Grund der Bucht von Gimse und dem Wadi Enned; 2) Myos Hormos oder Portus magnus, wahrscheinlich in der Bucht von abu Somer; 3) Leukos limen, wohl das jetzige Alt-Koseir; 4) Nechesia am Ras Moghek; 5) Berenice, die bedeutendste Handelstadt, am Ras Benas. Aber alle blühten nur kurze Zeit, eine Stadt löste die andere ab, theils indem der Handel einen andern Weg nahm oder ganz aufhörte, theils durch Versandung und Rückzug des Meeres (s. Kap. IV. S. 230) oder durch Verengung der Häfen durch die rastlos bauenden Korallen, und die Städte wurden zu Ruinen oder verschwanden spurlos. In den ersten Jahrhunderten des Islam war der einzige bedeutendere Punkt an der Küste der Hafen Aidab in der Nähe Sauakin's gegenüber von Djedda, wo die Pilger von Afrika nach Arabien überfuhren.

Geschichte der Hafenstadt Koseir.

Erst der türkische Eroberer Aegyptens, der Sultan *Selim III.* (1517) scheint den Handels- und Pilgerweg wieder an die afrikanische Küste gezogen zu haben, er erbaute wenigstens eine kleine Festung zunächst zum Schutz gegen die Beduinen, das *heutige Koseir,* wie er solche auch an der Ostküste anlegte, z. B. in Moilah und Wudj. Aber es entwickelte sich auch unter dem Schutze dieser Feste keine bewohnte Stadt, sondern Koseir war nur ein periodischer Handelsplatz. Der Weg durch die Wüste war zu gefährlich wegen der räuberischen Beduinen und nur grosse Karawanen konnten wagen, dieselbe zu durchschreiten. Die Kaufleute schlossen sich den Pilgerkarawanen an, und fuhren mit den Pilgern über das Meer, sowohl beim Hin- als Herweg; die arabischen Kaufleute, meistens Jemba'er, machten in Koseir zu dieser Zeit ihre Geschäfte ab und kehrten dann wieder zurück. Nur wenige Häuser bestanden, von Leuten aus Jemba bewohnt. So fanden die *Franzosen* zur Zeit ihrer Eroberung von Aegypten diese Ortschaft, sie hielten dieselbe, als strategisch wichtigen Punkt, während der drei Jahre, in denen sie Aegypten inne hatten (1798—1801), militärisch besetzt, und noch sind Kanonen und Mörser, mit der Jakobinermütze und republikanischen Inschriften aus dem Jahre III geschmückt, übrig.

Erst unter *Mohammed Ali* wurde Koseir zu einer festen Niederlassung von Bedeutung und erhob sich unter der Gunst dieses Pascha rasch zur Blüthe. Seine Lage als verhältnissmässig guter Hafenplatz, wenigstens für kleinere Schiffe, leichter und in kürzerer Zeit vom fruchtbaren Nilthal aus zu erreichen, als irgend ein anderer Hafen, sein ausgezeichnetes, gemässigtes, gesundes Klima, schienen zur Wahl zu berechtigen, wenn gleich das süsse Wasser mangelte. Der Vicekönig war, wie noch jetzt, vertragsmässig verpflichtet, einen Theil seines jährlichen Tributes an die Pforte in Form von Getreidelieferungen für Arabien zu entrichten, mit welchem der Sultan seinerseits die türkischen Soldaten und Beamten daselbst, die Häupter der Beduinen, welche nur unter dieser Bedingung die Pilgerkarawanen ruhig durch ihr Land ziehen liessen, und die Scherife oder Nachkommen des Propheten zu versorgen hatte. Diese Lieferungen, „Dachîre“

bestanden in ungefähr 180000 Ardeb alljährlich: Weizen, Gerste, Saubohnen, Linsen, und ausserdem noch Oel, Zwieback u. dgl. Koseir ward als Stappelplatz ausersehen. Suez war damals, als noch keine Eisenbahn ging, ebenso schwer vom fruchtbaren Lande zu erreichen, als Koseir, von da an musste erst eine lange gefährliche Seereise nach den arabischen Häfen Jemba und Djedda gemacht werden und das oberägyptische Korn war besser und billiger, als das des Delta. Die Seereise von Koseir aus war bedeutend kürzer; die Wüstenstrasse war durch des Vicekönigs energische Massregeln, durch Verträge mit den Beduinen eine ganz sichere geworden. Die Aussicht auf reichlichen Verdienst beim Transport dieses Getreides, sowie bei dem damals blühenden Privathandel und bei dem grossen jährlichen Durchzug der Mekkapilger, auch besondere dem Ort gewährte Privilegien: Freiheit von Militärdienst und von direkten Steuern, zog schnell eine Menge Leute herbei, sowohl aus dem nahen Nilthal, als aus dem Hedjas, besonders Jemba. So bekam Koseir in kurzer Zeit (in den dreissiger Jahren dieses Jahrhunderts) bald eine feste Bevölkerung von 6 — 8000 Seelen, Es bekam den Titel: bander, d. h. etwa so viel, als „gute Stadt oder Handelsstadt", hatte einen eigenen Gouverneur, Muhâfis, vom Range eines Bey, der, wie jetzt noch die Gouverneure anderer Seestädte, z. B. Alexandrien, direkt von der Centralregierung in Kairo abhing. Die Correspondenz mit der letzten wurde theils durch einen wenigstens jede Woche abreisenden Dromedarboten, der in fünf Tagen die Wüste auf geradestem Wege durchritt, theils durch ein Zeigertelegraphensystem mit Thürmen, das durch das Nilthal bis Cairo sich zog, vermittelt. Koseir hatte zu dieser Zeit gegen 60 Beamte und Angestellte, worunter ausser dem Gouverneur einen Hafencapitän, einen Arzt, zwei Substitute für die Polizei und Zölle, drei Aufseher für das Getreidemagazin (Schuna), neun koptische Schreiber, 18 Festungssoldaten mit zwei Corporalen, Spitalaufseher, Wärter, Zollwächter u. s. w. 64 Beutel (1 Beutel = 500 Piaster = etwa 100 Mark) wurden jeden Monat zur Besoldung derselben verausgabt, wovon der Gouverneur allein 16 Beutel in Anspruch nahm. Es erstanden ansehnliche Regierungsgebäude für das Gouvernement, die Zölle und das Getreidedepot. Die Citadelle wurde hergerichtet und

mit Anbauten versehen, ein Quai mit steinerner Mauer am Meere angelegt und ein hölzerner Molo in den Hafen hineingebaut. Die Einwohner ihrerseits füllten einen Theil des Meeresufers auf und bauten Häuser, Moscheen und den Bazar. Der Wohlstand hob sich ungemein: fast aller Handel von Aegypten nach Arabien und umgekehrt ging durch Koseir, alljährlich passirten gegen 30000 Pilger (beim Hinweg nach Mekka gegen 12000, beim Herweg 18000), worunter auch viele hochangesehene und mit irdischen Gütern beglückte Häupter aus der ganzen muselmänischen Welt. Zahlreiche Herbergen dienten zur Aufnahme dieser Pilger, der grösste Theil aber lagerte unter freiem Himmel oder unter Zelten, im ganzen Umkreis der Stadt war eine Zeltstadt geschlagen, grösser als jene selbst. Der Durchzug dieser Menschenmasse, die nur auf Schiffen und Kamelen weiter befördert werden konnte, nahm nahezu neun Monate des Jahres in Anspruch. Nimmt man noch hinzu, dass täglich mehrere Hunderte, ja Tausende Kamele vom Nilthal her gezogen kamen, andere 100 — 200 das Wasser aus dem Gebirge brachten und in der Umgebung lagerten, dass ferner die Ababdeniederlassung vor der Stadt gegen 200 Seelen zählte, so kann man sich einen Begriff machen, wie belebt Stadt und Umgegend gewesen sein musste. Auch für Unterhaltung und Freude war gesorgt: man zählte 30 Kaffeehäuser, 3 Branntweinlokale, mehr als 50 Tänzerinnen, die einen eigenen Stadttheil bewohnten. Dazumal führte auch der *Ueberlandweg* für die *Engländer* nach *Indien* durch Koseir, und monatlich zweimal fuhren englische Indien-Dampfer in den Hafen und brachten zahlreiche europäische Reisende, die von da auf dem Kamel nach Kene im Nilthal ritten, sich auch wohl, namentlich die Damen, von Männern in Sänften die 4 — 5 Tagereisen hinüber tragen liessen. Für diese Dampfer war ein Kohlenmagazin angelegt. Ein englischer französischer, österreichischer und persischer Consul, aber Landeseingeborene, sorgten für die Interessen der Durchreisenden aus den Ländern, die sie vertraten.

Hunderte von *Schiffen* liefen jeden Monat in den Hafen ein, die ägyptische Regierung selbst besass für den Transport ihrer Getreidelieferungen und vielleicht auch zu etwaigen kriegerischen Zwecken 7 grosse europäisch gebaute Dreimaster von

4 — 7000 Ardeb Gehalt, mit europäischen Capitänen und ausgehobenen Matrosen, ferner 11 einmastige Schiffe arabischer Bauart, aber auch diese genügten nicht, man musste immer noch viele Schiffe von Privaten zu Hilfe nehmen.

Noch unter Abbas Pascha und zu Anfang der Regierung Said's blühte Koseir. Eine englische Compagnie unternahm es, einen *unterseeischen, elektrischen Telegraphen* bis Indien zu legen, und im Rothen Meere sollte er längs der Westküste im Meere laufen. In Suez, Koseir, Sauakin, Masaua und Aden wurden Stationen errichtet, jede mit 4—5 angestellten Europäern. Nachdem Dampfer in Folge der Einrichtung der indischen Ueberlandroute über Suez in Koseir seltener geworden waren, sah man jetzt wieder öfter solche, theils um die Legung des Drahtes zu bewerkstelligen, theils um von Zeit zu Zeit Vorräthe für die Beamten, denen man es an nichts fehlen liess, was zu englischem Comfort gehört, zu bringen. Die gut bezahlten Beamten liessen auch etwas aufgehen und brachten nicht wenig Leben in die Stadt, wovon man noch lange zu erzählen wusste. In die Zeit des Aufenthaltes dieser Engländer in Koseir fällt auch die Christenmetzelei in Djedda (1858). Ein von der englischen Regierung zur Beobachtung und Sicherung seiner Unterthanen hergesendeter Kriegsdampfer verbreitete einen panischen Schrecken, aber in dem friedlichen Koseir hatte er nichts zu rächen. Bald fing der Telegraph an, zu versagen; das Kabel wurde bei vorgenommener gründlicher Untersuchung allenthalben als schadhaft erfunden, die Korallen hatten es angegriffen und nach kaum zwei Jahren wurde der Telegraph ganz aufgegeben.

In demselben Jahr (?) traf Koseir aber der empfindlichste Schlag, von dem es sich nicht wieder erholte: *die Eisenbahn von Cairo nach Suez* war fertig geworden. Damit wurde der Handel und Verkehr, einschliesslich der Pilgerschaft, fast völlig nach Suez gezogen. Dazu hatte Said Pascha eine ebenso grosse Vorliebe zu Suez, wie sie Mohammed Ali für Koseir gehabt hatte, und alle Vortheile wurden jenem zugewendet, die Mekkapilger mussten, um die Eisenbahn rentabel zu machen, über Suez; die „Dachire“ wurde von Suez aus besorgt. So kam es, dass Koseir von der Mehrzahl seiner Bewohner jetzt fast jählings verlassen wurde und noch schneller fiel, als es gestiegen war.

Es blieb der Stadt nur noch der Getreidehandel mit dem Hedjas, der immerhin von einiger Bedeutung war und das Leben derselben noch hinlänglich fristete. Der Gewinn durch die Pilger wurde mehr ein negativer, da ausser den wenigen Oberägyptern meist nur Bettelpilger diesen Weg, auf dem sie sich ganz durchbetteln konnten, einschlugen. Die Zahl der Beamten wurde wesentlich vermindert, die der Einwohner sank auf etwa 1500, ganze Strassen standen verlassen und verfielen. Aber es kamen noch mehr Schläge. Das Jahr 1864 war ein Jahr der Theurung, und um diese einigermassen zu lindern, wurde von Ismail Pascha ein strenges Getreideausfuhrverbot erlassen. Damit war der Stadt der Lebensnerv unterbunden. Das Verbot kam so plötzlich und unerwartet, dass noch eine Menge Getreide aufgestapelt war. Eine Deputation von Kaufleuten an die Regierung bekam den Bescheid, von den 11000 Ardib, die man vorfand (also eine immerhin ansehnliche Menge), 8000 auszuführen, da man doch nicht das Korn wieder in's Nilthal zurücktragen konnte, 3000 sollten im Ort bleiben, um für 6 Monate die Bevölkerung zu ernähren.

Nach dem Theuerungsjahr gieng der Handel wieder in Gang, aber nicht mehr wie früher. Die Getreidepreise, wie die Preise in Aegypten überhaupt, wurden nicht mehr so nieder, wie früher, der Transport und Zoll vertheuerten dieselben dann für das andere Ufer noch mehr.

Bisher hatte der Vater Nil fast ausschliesslich das trockene Arabien mit Getreide versorgt, jetzt aber fieng auch der Phrat und Tigris, ja auch der Indus und die Wolga an, jenem eine gefährliche Concurrenz zu machen. Die Dampfer, welche seit der Eröffnung des Suezkanals in immer grösserer Menge das Rothe Meer befahren und Geschäfte suchen, bringen die Kornfrüchte jetzt billiger an die Häfen Arabiens aus den entfernten, aber billigen Ländern der genannten fruchtbaren Ströme, als es die Aegypter vermögen. Zuweilen, in besonders fruchtbaren Jahren, oder wenn es in jenen Ländern theurer ist, kommt wieder eine kurze Zeit der Besserung, aber die Stadt ist, nachdem sie früher mehr durch Schläge der Regierung verletzt wurde, jetzt im Zustand eines auszehrenden innerlich Kranken, sie kann nicht leben und nicht sterben, aber jedes Jahr wird sie

kränker und schwächer und wird sich schwerlich mehr als solche über ein Jahrzehend hinausbringen. Die Regierung hat ihr zwar eine stärkende Arznei gegeben, indem sie die „Dachire" wieder über Koseir gehen lässt, nachdem sie gefunden, dass der Weg über Suez zu kostspielig sei, aber die Lieferung beträgt jetzt nur noch 24000 Ardeb, lange nicht hinreichend, um irgend eine Besserung zu erzielen. Der übrige Handel, ausser dem Getreidehandel, ist ebenfalls zu unbedeutend, um die Stadt halten zu können. Und während die Einnahmsquellen versiegen, nimmt die Steuerlast reissend zu, die Lebensmittel sind, weil weit hergebracht, meist höher als im Nilthal, und dazu kommt das theure Wasser, das für eine grössere Haushaltung Tag für Tag ½ bis 2 Frankenthaler ausmacht. Daher verlässt jetzt, wer nur kann, die ihm sonst so liebe Vaterstadt. Die Zahl der Einwohner mag jetzt kaum mehr 800 betragen.

Wir haben die Geschichte der Stadt Koseir, so wie wir sie aus dem Munde der Eingeborenen wiederholt vernahmen, ausführlicher dargelegt, theils weil sie an und für sich nicht uninteressant ist, theils weil sie zeigt, welch emphemeres Dasein die wasserlosen Hafenstädte am Rothen Meere haben und von jeher hatten.

Selbst Suez ist nicht vor einem Schlag sicher, trotz seines Kanals. Schon lange dachte man daran, den Handel, der bloss durch den Kanal an Aegypten vorbei geht und dem Lande nichts einbringt, mehr in's Land selbst zu ziehen, und suchte daher nach einem guten Hafen an der ägyptischen Westküste des Rothen Meeres, dem man auch leicht Süsswasser verschaffen könnte. Der Hafen sollte dann durch eine Eisenbahn mit der im Nilthal anzulegenden verbunden werden, und so hoffte man wenigstens einen Theil des Verkehrs mit Indien auf diesen rascheren Weg zu locken, wie etwa wenn man über Brindisi, statt über Triest oder Marseille nach Aegypten fährt. Man wollte auch schon alle diese Vortheile in dem guten Hafen der altberühmten Stadt Berenice gefunden haben, aber das Project wurde wieder ganz aufgegeben.

Vielleicht greift man doch wieder einmal zur armen Stadt Koseir, der freilich ausser dem Süsswasser ein guter Hafen für grössere Schiffe fehlt, aber den Vortheil der Nähe des Nilthals

und eines wohl nicht schwierigen Weges für eine Eisenbahn hätte. Einen guten Hafen würde man etwa 4 Meilen weiter südlich in „Schurum" finden, und dem Wassermangel könnte man durch Cisternen abhelfen. Wenn ein thatkräftigeres Geschlecht, als das der indolenten unternehmungslosen eingeborenen Moslimin diese Länder bewohnte, so erhöbe sich wohl jetzt selbst an diesen öden Gestaden Stadt an Stadt, wie zu den Zeiten der Griechen, und in der anliegenden Wüste reihte sich vielleicht durch Graben von Brunnen Garten an Garten. Jetzt hat die Stadt Koseir wenigstens einen einzigen Garten hervorgebracht, der freilich nichts weniger als üppig ist.

Die Stadt.

Das Bild unserer Hafenstadt gleicht im Wesentlichen dem, welches wir von einer Provinzialstadt Oberägyptens (s. Kap. I.) gezeichnet haben, aber es mischen sich schon viele arabisch-hedjas'ische Elemente bei. Auch hier sind die Häuser meist nur einstockig, aus getrockneten Thonziegeln gebaut, und stehen in geraden Reihen mit auffallend reinlichen Strassen. Einige stattliche steinerne Regierungsgebäude, Moscheen und Schechskuppeln ragen über die andern Häuser vor, und das Ganze beherrscht eine geräumige, aber für die Jetztzeit unbrauchbare Citadelle. An Sonn- und Festtagen sind mancherlei Flaggen aufgehisst. Im Vordergrund liegt die Meeresbucht mit den Schiffen, im Hintergrund erheben sich malerisch die Berge der Wüste.

Bevölkerung.

Die Bevölkerung zeichnet sich, wie in anderen Seestädten, durch Mannigfaltigkeit der Rassen, hier noch insbesondere durch die der Farben aus. Den Grund bilden die freien stolzen Abkömmlinge des heiligen Arabiens, welche des Gewinnes wegen sich unter das strenge Scepter Aegyptens gebeugt und bald sich gewöhnt haben, den unterwürfigen Sklaven des Pharaonenlandes gleich zu werden. Diese „Jembauie" oder Beduinen, wie sie sich gern heissen hören, sehen immer noch mit Stolz

auf die Fellahin herab. Sie lieben, sich in bunte und helle Gewänder zu hüllen, statt in die blaue Blouse des Fellah, den Kopf umwinden sie mit einem bunten Tuch, das hinten über die Schultern herabhängt, der nackte Fuss trägt eine dicke Sandale. Diese Jemba'er sind meist Schiffsleute, nemlich Rheder, Kapitäne, Matrosen. Die Aegypter sind an Zahl bedeutender, sie sind die Kleinhändler, Handwerker, Lastträger, aber viele sind auch schon gute Matrosen, Grosshändler und Schiffsbesitzer geworden. Die meisten derselben stammen aus dem nahen Oberägypten, nur die Jüngeren sind im Orte geboren. Darunter sind auch eine Anzahl *Kopten*. Aechte Türken sind nur der Gouverneur und einige Beamte, das halbe Dutzend der Festungssoldaten ist türkischer Abkunft, aber im Ort geboren und ganz arabisirt.

Die Negersklaven bilden einen wesentlichen Bestandtheil der Bevölkerung, sie dienen meist als Matrosen. Dazu kommen ausser den tiefbraunen Oberägyptern die fast schwarzen Ababde, so dass der Grundton der Menschenfarbe in diesem Orte ein sehr düsterer ist. Die Frauen ziehen, der Etiquette des nahen heiligen Landes gemäss, strammer als anderswo ihren Hüllmantel zusammen. Sind Damen von Stande zu Schiff angekommen, so werden sie erst in später Nachtstunde an's Land gesetzt, und auch, wenn sie von der Wüste kommen, treffen sie womöglich in der Nacht ein. Die Männer, die ihr Beruf abwechselnd an beide Ufer des Meeres führt, halten sich gern an jedem eine rechtmässige Frau.

Märkte.

In der Stadt haben wir einen Bazar, wo die Kleinhändler die Produkte dreier Welttheile und dazu noch des Rothen Meeres in primitiven Buden verkaufen, wie Kaffee, Weihrauch, Pfeffer, Ingwer, Reis, Tombak oder Wasserpfeifentabak, gepresste Datteln in Schläuchen, Kokosnüsse, bunte Holzbüchsen und Zeuge aus dem Osten; Oel, Zucker, Reis, trockene Datteln, Tabak, Pfeifenköpfe, Kamelreisetaschen, Schuhe, Holzgeschirre und Früchte aus dem Nilthal; Zeuge, Cigarrenpapier, Zündhölzchen, Kerzen, Zinn, Blech und Porzellangeschirr aus Europa, geflochtene Leder-

schnüre, Lederbeutel, Zuckerwaaren, Brod und Zwieback als Produkte des Gewerbfleisses der Stadt; und endlich trockene Fische, getrocknetes Muschelfleisch, Schneckendeckel, Muschelketten, Sepienknochen, Porzellanschnecken (Cypraea) und andere Schneckenschalen, Perlmuschelschalen aus dem Meere. Auch hier rennt der *Mäkler* mit allerlei Auctionswaaren: Kleidungstücken, Bernsteinknöpfen für die Pfeife, Teppichen, Stühlen, Ziegen, Schafen, Eseln, Kamelen, Markt auf Markt ab. Grosse Auctionsgegenstände, wie Kästen, Kisten und andere Möbel liegen auf dem Markt ausgebreitet und bleiben, wenn sie noch nicht verkauft werden konnten, auch bei Nacht unter dem Schutz der hier schlafenden Nachtwächter liegen. Auf dem *Fischmarkt* sind die bunten und sonderbaren Formen der Fische des Rothen Meeres bündelweise mittelst eines durch die Kiemenspalten durchgezogenen Bandes aus Halfegras aufgehängt, die grossen liegen auf einer Strohmatte und harren einer Zertheilung durch das Beil, um stückelweise verkauft zu werden, während unessbare Theile, wie Eingeweide, Kiemen und Eierstöcke den daselbst stets in Menge versammelten Katzen vorgeworfen werden. Auf dem *Früchtemarkt* reisst sich die ausgetrocknete Bevölkerung um die frischen Früchte und Gemüse, welche die Kameltreiber aus dem Nilthale bringen und wird nur durch die Gerte eines Polizeisoldaten vor Plünderung abgehalten. Meist wird die Ladung an den meistbietenden Kleinverkäufer verkauft, nachdem vorher der herbeigerufene Doctor oder seine Agenten als Marktaufseher die Waare als unschädlich für die Gesundheit erkannt haben, was bald durch unentgeltliche oder billige Abgabe einiger Erstlinge für deren Haushalt erreicht wird. Auch etwaige Einsprachen der Polizei und des „Gemüseschech's“ werden auf diese Weise gehoben. Viele nach Grünem lechzende Bürger sind aber schon in aller Frühe den erwarteten Kamelen weit vor die Stadt hinaus entgegengegangen und haben ihren Bedarf dort gedeckt. Auf dem *Viehmarkt* sind allerlei Abarten der Fettschwanzschafe ausgestellt: das braunwollige buschköpfige Nilschaf, das hagere Schaf der Ababde und das durch Schiffe aus Arabien herübergebrachte hochbeinige, glatthaarige arabische Schaf, und die sämmtlich grossohrigen Ziegen dieser Gegenden. Sie werden theils sofort am Meeresstrand, der als

Schlachthaus benützt wird, nach den Regeln des Koran durch einen Querschnitt durch die Gurgel im Namen Gottes des Allbarmherzigen geschlachtet und reichlich mit Seewasser beschüttet, theils werden sie in den Höfen der Kornhändler vorläufig gemästet und gehalten, um Milch und Nachzucht zu geben. Zu letzterem Zweck wirkt der gemeinnützige *Stadtbock,* dem man den Marktplatz als Heim gegeben, wo er Tag und Nacht inmitten seiner ihm zugeschickten zahlreichen Gemahlinnen weilt und eine wesentliche Staffage desselben bildet. Mitleidige Seelen kaufen ihm von den Verkäufern des theuren Trinkwassers, welche ihre Waare in Fässern vor sich aufgestellt haben, das süsse Labsal, die Nahrung aber verschafft er sich selbst, indem er in die Höfe der Kornhändler eindringt oder die Körbe der brodverkaufenden Kinder plündert, oder sich unbemerkt in einen Dattelschlauch einbeisst. Selbst in das Getreidemagazin der Regierung weiss er sich durch sein achtunggebietendes Auftreten mit den stattlichen Hörnern Eingang zu verschaffen. Den *Holzmarkt* versehen die Ababde mit dem trefflichen Holz der Acazien und anderer Wüstenbäume, sowie mit Holzkohle, und die Schiffe mit eben solchen vom andern Ufer oder mit Schoraholz. Auch bringen die Beduinen hieher als billigstes allgemein gebräuchliches Brennmaterial Kamelmistballen in Säcken, die sie auf den Wüstenwegen gesammelt, ferner zu Zeiten allerlei Wüstenkräuter als Viehfutter. Sonst bekommt das in der Stadt gehaltene Vieh die Kleie, die beim Mahlen des Getreides abfällt, Gerste, bei den Kornhändlern auch Weizen, immer aber auch Puffbohnen, ohne welche es nicht gedeiht; diese sind, was in andern Gegenden der Hafer ist.

Das Wasser.

Eine Eigenthümlichkeit unserer Wüstenstadt ist der *Wassermarkt.* Jeden Morgen langt eine stattliche Wasserkarawane an, welche den Wasserbedarf der Städter aus den Quellen und Brunnen der Wüste bringt. Die besseren Quellen sind 8 und 10 Wegstunden entfernt. Jedes Kamel trägt 6 gegerbte Ziegenschläuche, welche jedesmal nach dem Gebrauch mit Oel eingerieben werden, um in der Sonnenhitze auf dem Hinweg nicht

zu springen. Das giebt dem frisch gebrachten Wasser jenen unangenehmen Geschmack, der das Wasser von Koseir berüchtigt gemacht hat und es dem Neuling untrinkbar erscheinen lässt; dazu kommen die Unreinigkeiten und Insektenlarven, die in den Lachen der Quellen sich immer befinden und bei dem nachlässigen Schöpfen mit in den Schlauch gelangen. Dadurch kommt das Wasser in wenigen Tagen in Fäulniss und wird noch untrinkbarer. Alles Reinigen und selbst Filtriren und Einwerfen glühender Kohlen nützt nichts, wohl aber *mehrwöchentliches Stehenlassen* in grossen Wasserbehältern. Das Wasserholen besorgen theils die Beduinen, theils Bewohner der Stadt selbst, die ein eigenes Gewerbe daraus machen. Sie brauchen dazu wenigstens 2 Nächte und 1 Tag, die Beduinen 3 Tage. Manche Bürger, die eine grosse Haushaltung haben, halten sich besondere Wasserkamele; denn das Wasser ist theuer, ein voller Ziegenschlauch, der eben nicht gross ist, kostet immer $^1/_2$ — 2 Franken, besonders theuer wird es zur Weidezeit im Januar und Februar, wo die Kamele in's Nilthal geschickt werden und nur die der Beduinen da bleiben, und zur Zeit, wo viele Pilger im Orte sind. Die Beamten bekommen das Wasser von der Regierung besonders bezahlt oder geliefert, dem Gouverneur stehen eigene Wasserkamele zu Gebot. Die Aermeren versehen sich mit Wasser aus näheren Quellen, die aber alle salzig, bitter und hart sind. Das Vieh wird mit dem Wasser der Brunnen in nächster Nähe der Stadt getränkt, das noch schlechter ist und nur einige Monate nach einem Regen auch für Menschen eben noch trinkbar ist; man schürft dann allerorts den Boden einige Fuss tief auf und schöpft das Wasser aus den Gruben, welches die Frauen und Mädchen in Thonhänkelkrügen, wie am Nil, in ihre Häuser tragen. Die freudige Aufregung der Städter nach einem ergiebigen Regen, der einen Fluss erzeugt, ist schon im Kapitel IV, S. 227 geschildert. Ein Hauptgespräch ist seit Jahren die Anlegung einer *Cisterne*, jeder hält das Projekt für durchaus nöthig und sogar für einträglich, Niemand will das Geld dazu hergeben, es fehlt jeder Unternehmungsgeist. Eine gute Cisterne, die gut cementirt und gegypst werden müsste, um das Wasser süss zu erhalten, kommt immerhin theuer; man stösst sich an allerlei Befürchtungen, z. B. das mögliche Aus-

trocknen nach mehrjährigem Regenmangel, wodurch die Cementirung Schaden erleiden würde, Concurrenz, gewaltsames Eingreifen der Regierung, wenn einmal das Unternehmen sich als vortheilhaft erweisen sollte u. dgl., und man möchte immer, dass die Regierung die Sache in die Hand nähme. So wurde das Projekt stets vertagt, um jeden Winter, wenn der Regenbach wieder nutzlos in's Meer strömte, von Neuem auf's Tapet zu kommen. Jetzt, wo die Stadt fast in den letzten Zügen liegt, ist wohl gar keine Hoffnung mehr dafür. Andere schwärmten gar für eine Wasserleitung aus dem Gebirge und petitionirten darum bei der Regierung, natürlich vergeblich. Am wenigsten Anklang findet eine Herstellung süssen Wassers durch Destillation aus dem Meerwasser, wie es in dem gegenüber an der arabischen Küste gelegenen ägyptischen Ort „el Wudj", wo die Pilger Quarantaine halten müssen, auf Kosten der Regierung geschieht; ein solches künstliches Produkt wird der Moslim nicht leicht für eine wahre Gottesgabe halten und nur in der Noth trinken.

Gewerbe.

Die *Gewerbe* beschränken sich auf die allernothwendigsten für den Hausgebrauch und für die Schifffahrt, die Theilung der Arbeit ist sehr wenig entwickelt. Da giebt es einen Schuhmacher oder vielmehr Schuhflicker, der auch zugleich Gerber und Säckler ist, einige Schmiede, die hauptsächlich für die Schiffe arbeiten, einen Schlosser, der sich auch auf's Flintenmachen versteht und daneben Leichenwascher und Koranshersager ist, einen Dreher und Pfeifenbohrer, der zuweilen in freien Stunden, die ihm sein Grosshandel mit Getreide lässt, sein ursprüngliches Handwerk treibt, einen Schreiner oder Holzarbeiter im Allgemeinen, der bei Geschäftsmangel auch das Holzspalten nicht verschmäht, eine Anzahl Schiffszimmerleute, einen Häuserbauer, der Steinhauer, Maurer, Ziegler, Gypser ist und Stubenböden aus Sand und Erde macht, einen Klempner, der auch Kesselflicker und Kupferschmied ist u. s. w. In der Pilgerzeit stellen sich noch allerlei andere Handwerker ein, wie Scheerenschleifer, Deckenmacher, Bortenwirker, Schneider, Schuster u. s. w.,

welche auf einige Wochen Beschäftigung finden und die Kosten zur Weiterreise gewinnen. Neben seinem Handwerk treibt jeder, der einige Thaler Kapital hat, noch ein Händelchen: er reist in's Nilthal oder nach Arabien und kauft sich einige Waaren, wie Zeuge, Geschirre, Früchte, Vieh und verkauft sie wieder in der bedürftigen Wüstenstadt: ja der „Festungscommandant" oder Corporal macht alljährlich eine Urlaubsreise nach Cairo und bringt allerlei Waaren mit, die jedesmal reissenden Absatz finden.

Einen grossen Theil seiner Zeit bringt der gemeine Bürger im *Kaffeehause* zu, das auch als Börse für den Handel dient. Da werden wichtige Geschäfte abgeschlossen, hier wirbt der Schiffsbesitzer seine Matrosen, während andere spielen, schlafen oder stillvergnügt ihre Wasserpfeife rauchen. Griechische Schnapsbutiken konnten dagegen, seit die Blüthezeit der Stadt vorüber ist, sich nicht mehr halten, in der kleinen Stadt scheut sich jeder, als ein solcher Sünder, für den der Trinker geistiger Getränke gehalten wird, öffentlich zu erscheinen.

Die Höfe und der Handel.

Eine nicht geringe Thätigkeit wird, wenn der Handel geht, in den „Höfen" entwickelt, den Magazinen der Grosshändler oder Kornhändler. Diese sind theils selbstständige Kaufleute, die ihre Geschäftsfreunde oder Associé's oder Agenten im Nilthal und den Hafenorten Arabiens haben, meist sind sie aber selbst nur Agenten von arabischen oder ägyptischen Kaufleuten am Nil. Die Kamelstreiber hausiren, sobald sie ankommen, mit Proben ihrer Waare, nemlich Getreide, die sie in einem Knoten ihres Umschlagtuches oder Turbans, oder in einem besonderen Säckchen tragen, von Hof zu Hof; andere, die das Korn im Auftrage eines Associé brachten, zeigen dem Adressaten ein versiegeltes Päckchen, ebenfalls mit einer Waarenprobe und einem Brief. Nachdem der Handel abgeschlossen oder Alles für richtig befunden wurde, werden dann die vor der Stadt wartenden Kamele hereingeführt, das Getreide auf den geebneten cementirten Boden des Hofes ausgeschüttet und gemessen. Die Karawanen bleiben gewöhnlich einige Meilen vor der Stadt an einem Brun-

nen über Nacht, und kommen in den ersten Tagesstunden in die Stadt herein; die Geschäfte werden den Tag über abgemacht und Abends treten die Karawanen schon wieder den Rückweg an, um noch jenen Brunnen zu erreichen. Die aufgehäuften Kornschätze werden dann zur Verschiffung vorbereitet, von neuem gemessen und in Säcke von grobem Kanafas oder von Halfegras gestopft. Ist ein Schiff bereit, so werden die Kornsäcke auf eine aus zwei Bälken und Querstricken bestehende Tragbahre (schellak) gebracht und von vier Mann singend und springend in's Zollhaus und dann auf den Molo getragen, wo sie von einem grossen Boot abgeführt und an Bord des Schiffes verladen werden. Ausser dem Getreide giebt es aber auch noch allerlei andere Handelsgegenstände, die bei der Aus- und Einfuhr ihren Weg durch die Höfe nehmen. Häufig verbinden sich mehrere bei einem Handel, aber nur in Form von Associés, nicht von grösseren Compagnien, dabei ist entweder jedes Glied activ und zugleich zahlend, oder der eine giebt das Geld her, der andere besorgt den Handel, wobei das Kapital als ein, die direkte Handelsthätigkeit als der andere Faktor bei Berechnung des Gewinnes und Verlustes angeschlagen wird. Andere ziehen es vor, sich Agenten oder Mäkler zu halten und ein solcher erhält etwa 2½ % des Gewinnes. Das Zinswesen, von der Religion verboten, ist im Verkehr der Eingebornen untereinander nicht im Gebrauch, das haben aber, wenigstens im Nilthal, Europäer und Griechen in die Hand genommen und sie nehmen hohe Zinse (2 — 5 % monatlich). Sie leihen jetzt nur noch gegen Faustpfand aus, da sie die Erfahrung gelehrt hat, dass anders das Geld sicher verloren ist; Hypotheken auf Grund und Boden erkennt die Regierung nicht oder nicht gern an, da dadurch bald alles Land in den Besitz der Europäer käme. Uebrigens herrschen im Allgemeinen im Handel der Eingebornen untereinander ziemlich solide Grundsätze, und die Procentzahl europäischer Schwindler dürfte weit höher sein, als die der arabischen.

Zollhaus.

Im *Zollhaus* werden die aus- und eingeführten Waaren streng untersucht, besonders die ersteren, welche hier den Zoll

zu entrichten haben, während die letzteren meist schon in den türkischen Häfen Arabiens bezahlt wurden und wenn ein Zollschein, von dort ausgestellt, beigebracht wird, wird in dem Vasallenland Aegypten nichts mehr gefordert. Für alle Waaren ist 8 % ihres Werthes zu entrichten, für manche, wie Tabak und Nargiletabak, weit mehr bis 80 %. Beim ausgeführten Getreide wird jeder zwölfte Sack, von dem Aufseher beliebig ausgewählt, geöffnet, ausgeschüttet und von dem angestellten Scheffler gemessen. Der meist herausgebrachte Ueberschuss über die Angabe wird sofort zur Erhaltung der Sauberkeit und der Familien der Zollbeamten und ihres Viehes aufgefegt. Die Waaren haben der Reihe nach die Untersuchungen und Beobachtungen der verschiedenen Zollbeamten: der Messer, Wäger, Zähler, Schätzer, Aufseher, Schreiber und Zolleinnehmer zu passiren. Die Oberaufsicht hat der Gouverneur. In wie weit die Zöllner auch Sünder sind, überlassen wir der Vermuthung des Lesers, und dass auch Schmuggelhandel vorkommt, das wird bei der langen unbewohnten und unbewachten Küste nicht zu verhüten sein.

Die *Ausfuhr* besteht hauptsächlich in Korn- und Hülsenfrüchten: Weizen, Gerste, Hirse, Saubohnen, Linsen, Kichererbsen, Zwiebeln, auch Eiern und Hühnern, Zuckermelasse. Die meisten dieser Waaren gehen nach Djedda und Jemba, auch an die noch zu Aegypten gehörigen Orte an der gegenüberliegenden arabischen Küste: Wudj, Moilah, Debba. Die *Einfuhr* ist viel unbedeutender als die Ausfuhr; die meisten Schiffe kommen leer zurück. Die Zahl der eingeführten Artikel ist aber grösser. Die Hauptwaaren sind vor Allem: Kaffee, ferner: Teppiche, Gewürze (wie Pfeffer, Zimmt, Gewürznelken und Zingwer), ätherische Oele, Weihrauch, Myrrhen, Mastix, arabisches Gummi, Henna, Tamarinden, Indigo, Wasserpfeifentabak, Kokusnüsse, Reis, Zeuge aus Baumwolle und Seide, Hausgeräthe. All diess meist von Djedda, dem Stapelplatz aller Erzeugnisse des Orients von Arabien, Persien bis Indien und China. Von Jemba kommen: Datteln in Schläuchen, Bienenhonig, Häute, Schmalz, auch Schafe und Kamele: von den gegenüber liegenden Küstenplätzen: Schafe, Ziegen, Kamele, Schmalz, Holz, Kohle und, aber streng verboten, Salz. Selten kommen Esel und Pferde aus dem Nedjd. Endlich müssen auch die Perlmuschel-

schalen, welche die Beduinen der ägyptischen Küste auf ihren Barken bringen, hier verzollt werden, und diess ist ein wichtiger Artikel. Sklaven kommen auf diesem Wege fast gar nicht mehr in's Land. Die jährliche Zolleinnahme soll noch vor Kurzem, als der Getreidehandel ging, etwa hunderttausend Mark betragen haben. Dazu kommt noch der *Strassenzoll* für den Weg in's Nilthal mit 40000 Mark (?), diess für die Sicherheit der Strasse, welche die Oberhäupter der Ababde zu verbürgen haben, und dafür bekommen sie etwa $^1/_8$ der Einnahme. Zur Erhebung dieses Strassenzolles sind besondere Beamte angestellt.

Das Getreidemagazin der Regierung.

Sehr lebhaft geht es in dem von hohen Steinmauern umgebenen grossen Hof der Scheune (Schûna) oder Getreidemagazin der Regierung zu, wo die „dachire" (s. Seite 265) aufgestapelt ist. Auch an vielen Orten des Nilthals giebt es solche Getreidemagazine, wo die Bauern ihren Tribut in natura abliefern können. Daraus bezieht die Regierung ihre Bedürfnisse für das Militär u. dgl., oder sie verkauft das Korn, ein Theil davon wird aber zu den genannten Getreidelieferungen in's „heilige Land" verwendet, und eine Menge Kamelstreiber haben es von dort in die Scheune von Koseir gegen Bezahlung oder entsprechenden Steuererlass abzuführen. Jeder Treiber bekommt einen Schein über die übernommene Quantität und eine versiegelte Probe wegen der Qualität mit. Da wird nun das Korn in mulden- oder sanduhrartige Kästen geschüttet, rollt durch eine kleine Oeffnung in den untergestellten Scheffel des Kornmessers, der die prosaischen Maasszahlen, ähnlich wie der von früher (s. Kap. I. S. 62) uns bekannte dictirende Schreiber, in eine eigenthümliche monotone Melodie gekleidet, verkündigt. Das so erhaltene Maass soll zu dem von den Scheunenbeamten im Nilthal ausgestellten Scheine stimmen, stimmt aber gar oft nicht, und da geht es ohne grossen Lärm und Gezänke nicht ab. Das abgemessene Getreide wird in die Ecken des Magazins getragen, wo es sich nach und nach zu hohen Bergen aufschichtet, deren Spitzen von den Trägern bei jeder Tour mittelst an den Getreideberg angelehnter Bretter erstiegen

werden. Diese Vorräthe werden dann auf die Schiffe gebracht und deren Bäuche bis an den Rand mit den losen Körnern gefüllt. Die Nacht über ist Niemand im Hof und das grosse Thor wird allabendlich mit einem grossen Siegel aus Lehm versiegelt. Der Aufseher ist für die Quantität beim Ab- und Zugang verantwortlich. Im Hedjas wird das auf den Schiffen angekommene Getreide von Neuem gemessen und mit der beigeschickten versiegelten Probe verglichen; also Controle über Controle. Und doch könnte das am Ziel angekommene Getreidekörnchen genug erzählen von nach und nach verloren gegangenen Brüdern. Dem Kamelstreiber können einige Hände voll Erde, die er in jeden Sack wirft, wofür er ebensoviel Korn herausnimmt, nicht wohl nachgewiesen werden; und wenn er ein schlechtes Gewissen hat, so weiss er den Kornmesser zu beschwichtigen, der es durch Stellung des Scheffels und andere Kunstgriffe in seiner Gewalt hat, mehr oder weniger herauszubringen. Das Volk sagt auch, ein Getreidemesser erwerbe sich wohl Schätze auf dieser Welt, nie erreiche er aber eine hohe Stufe im Paradies. Auch der Schiffsherr wird nicht leicht entdeckt werden, wenn er auf hoher See oder noch im Hafen einige Sturzwellen über den aufquellbaren Inhalt seines Schiffes stürzen lässt. Bei dem Nachmessen wird das Maass immer noch voll werden, aber weniger Körner enthalten. Aus dem Ueberschuss, durch solche kleine Vortheile an grossen Quantitäten erhalten, kann mancher sich und sein Haus das ganze Jahr über ernähren. Auch dem unschuldigeren Raube der Tauben an den Kornbergen in erster Frühe kann nicht ganz gesteuert werden. Bei Stürmen muss mancher Scheffel des vollgefüllten Schiffes über Bord geworfen werden, und da muss dann die ganze Mannschaft schwören, dass diess durch force majeure geschehen war. Eide lassen sich bei den Moslimin meist leicht erhalten, wenn sie mit in's Interesse gezogen sind, auch wenn der Sturm nicht so bedeutend war.

Der Hafen.

Der *Hafen* ist eine weite, gegen Osten offene Bucht oder vielmehr ein Scherm, d. h. eine Lücke in dem längs der Küste

hin sich erstreckenden und mit dieser zusammenhängenden, nicht durch ein Atoll getrennten, von Korallen gebildeten Küstenriff. Diese Lücke ist weiter als bei andern Scherm's, welche meist von Meile zu Meile sich finden und kleinen Schiffen gerade noch Zugang und Bergung lassen. Die Einfahrt ist mit keiner Gefahr verbunden, und nicht durch kleinere unter dem Meeresspiegel bleibende unterseeische Klippen gefährdet. Der Hafen ist aber als solcher nur im nördlichen Theil der Bucht tauglich, wo er tiefer ist und durch die hier in einem Bogen auslaufende Korallklippe gegen die Nordwinde, welche den weitaus grössten Theil des Jahres beherrschen, geschützt wird. Gegen Süden wird aber die Bucht sandig und seicht und, da keine Baggermaschine verwendet wird, nimmt die Verschlammung von Jahr zu Jahr zu. Grössere europäische Schiffe und Dampfer können sich nicht in das ruhige Plätzchen hinter der Klippe hereinwagen, und müssen weit draussen auf der Rhede ankern, dem Ungestüm des Meeres preisgegeben, daher sie es vorziehen, gar nicht zu kommen, wozu auch die Handelsverhältnisse sie nicht anlocken. Selbst die ägyptischen Post- und Handelsdampfer, welche regelmässig andere Häfen des Meeres: Suez, Djedda, Suakin, Masaua besuchen, berühren Koseir nicht. Was von Dampfern dann und wann anfährt, ist meist in irgend einer Weise verunglückt: durch Schiffbruch, Kohlenmangel u. dgl.

Gegen *Ost-* und *Südostwinde*, wie sie zur Winterszeit öfter wehen, ist der Hafen aber völlig *ungeschützt*. Die sonst so ruhige Bucht wirft jetzt hohe Wellen, das Wasser drängt gegen das Ufer mit Macht an, unterwäscht es, wo es blos aus aufgefülltem Schutt besteht, reisst die Steinmauern ein, und zerstört den hölzernen Molo, und eine Woge nach der andern schlägt über die sandige Stranderhöhung herüber und Monate lang nachher bleibt dort das Wasser draussen als Salzsee liegen, bis es zu einem weissen Salzreif vertrocknet. Die Schiffe schwanken furchtbar auf und ab, die Ankertaue reissen, die losgewordenen Schiffe stossen in dem seichten Hafen, namentlich wenn sie beladen sind, an dem Boden an und zerschellen, stossen auch wohl an einander und zerstören sich gegenseitig. Gar nicht selten kommt es vor, dass in solchen Zeiten der grösste Theil der im Hafen liegenden Schiffe zu Grunde geht. Das

Ufer bedeckt sich dann ganz mit Schiffstrümmern und Getreide. Dass ein solcher Wind im Anmarsch ist, sieht man an einem am östlichen Horizont aufsteigenden weissen Wölkchen nach vorhergehender fast absoluter Windstille. Es erhebt sich ein leises, dann immer stärker werdendes Lüftchen, das verdächtige Wölkchen nähert sich mit rasender Schnelligkeit, und bald ist die Windsbraut da und saust und heult fürchterlich. Darein mischt sich das Geschrei der Matrosen, die auf ihrem Platz sein müssen, um die Anker zu befestigen und zu schützen, was zu schützen ist, die Befehle der Schiffsbesitzer und dazu das Heulen der Weiber, welche um ihre auf offenem Meere befindlichen Angehörigen besorgt sind.

Der Molo.

Immer belebt ist der in den Hafen vorspringende hölzerne Molo. Er steht auf Holzpfeilern, die stark von Bohrwürmern zernagt sind und immer von Zeit zu Zeit erneuert werden müssen. In den letzten Jahren verweigerte man von Seiten der Regierung die Restauration, wie überhaupt die jedes öffentlichen Gebäudes der Provinz, und die Folge war, dass die Hälfte des Molos bei einem Oststurm ganz weggerissen wurde. Neben dem Molo haben die Fischer- und Fahrboote angelegt, Knaben angeln auf demselben die in Menge unter den Pfosten herumschwimmenden Fische, der Rheder beobachtet von hier aus die Arbeiten seines Schiffsvolks, andere halten hier, von dem frischen Wind umweht, Siesta. Alles, was von dem Meere kommt und dahin geht, hat den Molo zu passiren, wo die Zollwächter jeden Vorübergehenden mit prüfendem Blick messen. Die Waaren kommen vom Zollhaus auf den Molo und von da auf Booten in's Schiff, und ebenso umgekehrt bei der Ankunft.

Ankunft und Abfahrt der Schiffe.

Besonders lebhaft geht es aber hier zu bei der Ankunft und Abfahrt der Schiffe. Das ist immer ein Ereigniss. Ist ein Schiff in Sicht, so wird es zuerst von den Knaben durch ein lautes „Hárie, Hárie“ angezeigt, andere schauen nach und, wenn

es sich bestätigt, fallen sie mit ein in den Ruf. Die ganze Stadt wird so in Kenntniss gesetzt, auf den Dächern oder Hausterrassen erscheinen Frauengestalten, Angehörige der erwarteten Matrosen oder Passagiere. Die Kaufleute oder Schiffsbesitzer ziehen an den Strand oder auf benachbarte Hügel, mit Fernröhren bewaffnet, um möglichst bald zur Erkenntniss zu kommen, welches das anfahrende Schiff sei. Bei der Einfahrt sammelt sich stets eine Menge Begieriger auf dem Molo. Aber sie müssen noch ein wenig Geduld haben. Erst muss die Sanität Schau halten, welche in einem Boot dem Schiff entgegenfährt. Nie erzeigen die Bewohner den Sanitätsbeamten grösseren Respect, als in diesen Momenten, wo es sich um Freiheit oder Quarantäne handelt. Ist die letztere wegen verdächtiger Krankheit eines Einzelnen von den Sanitätsbeamten befohlen oder durchgängig für alle Schiffe von der Oberbehörde angeordnet, so wird das Schiff abgesperrt und mit einem Quarantänewächter besetzt, der Sanitätsagent nimmt die Briefschaften mit, beräuchert und durchsticht sie nach den Regeln der Kunst und theilt sie dann aus. Kann „Pratika" gegeben werden, so begiebt sich vorerst ein Zollaufseher an Bord und mustert die Waaren. Dann erst dürfen die Seefahrer an's Land. Wenn die in Bandform gewickelten Briefe ausgetheilt werden, sieht man den ganzen Molo entlang bis in die Stadt hinein alles voll Briefleser, auf deren Mienen sich der jeweilige Zustand des Handels getreu abspiegelt. Die Matrosen und Passagiere eilen ihrer Behausung zu, nachdem sie die Umarmungen aller Bekannten auf dem Wege dahin durchgemacht, und erscheinen einige Stunden später wieder, mit ihren besten Kleidern angethan, in der Oeffentlichkeit. Die Angeseheneren aber werden bis in ihre Wohnung verfolgt, sie haben kaum Zeit, ihre Familie zu grüssen, noch weniger sich zu waschen und umzukleiden. Ihr Empfangszimmer füllt sich sofort mit viel Volk, das zur Begrüssung gekommen, Neuigkeiten erhascht und Kaffee erhält. Auch der von der Wüstenreise ermüdet Ankommende muss diesen Empfang zuerst durchmachen, dies will die Etiquette, nicht der Ankommende ist's, der die Besuche zu machen hat. Einige Zeit nach Ankunft des Schiffes, meist erst den andern Morgen, werden die Waaren ausgeschifft. Etwaige Kamele, welche während der Reise unten im Schiffsbauch

jämmerlich angebunden waren, so dass ihnen oft die Hälse steif geworden sind, werden mit Schiffstauen und Rollen in die Höhe gehoben, in das Wasser herabgelassen und müssen sich dann halb schwimmend, halb schreitend bis an's Ufer selbst fortarbeiten.

Nicht minder feierlich geht es bei der *Abfahrt* zu. Die Abfahrtszeit ist bei Schiffen, welche nach dem andern Ufer fahren, stets der Vormittag, nie der Nachmittag oder Abend. Sind die Schiffspapiere in Ordnung gebracht, ist namentlich für jeden Matrosen eine Bürgschaft geschrieben, dass er nicht durchgeht, ist das Sanitätspatent abgefertigt, so begiebt sich eine Abordnung von Seite des Gouverneurs und das Sanitätspersonal in Begleitung des Schiffseigenthümers und anderer Personen, die ihren Freunden das Geleite geben wollen, an Bord, man überreicht die Papiere dem Kapitän und dieser sein Bachschisch den Beamten. Die näher stehenden umarmen sich, tauschen rührende Abschiedsformeln, oft nicht ohne Thränen, aus und bitten sich gegenseitig um Verzeihung, wenn irgendwie durch eine Handlung oder Aeusserung eine Bitterkeit im Herzen geblieben sein sollte. Auch bei Reisen in's Nilthal lassen es sich die Freunde nicht nehmen, eine Strecke weit das Geleit zu geben und rührenden Abschied zu nehmen. Endlich steigen die Dableibenden wieder in ihr Boot, man wünscht allseits glückliche Reise, das grosse Segel wird aufgezogen, ein Fatha gebetet und nun fährt das Schiff rasch hinaus auf die hohe See, begleitet von den segenwünschenden Blicken der Frauen, welche sich am Strand versammelt haben, um die Abfahrt ihrer Angehörigen mit anzusehen.

Die Schiffe.

Die einheimischen Fahrzeuge, welche den Verkehr in diesem Meere vermitteln, sehen etwas monströs und altväterisch aus, und sind meist unverhältnissmässig kurz. Der *Hintertheil* oder „Kopf“ ist auffallend breit und hoch, hinten, wie die alten Kriegsschiffe, schräg abgestutzt, er enthält die 5—6 Fuss hohe bank-, möbel- und bettlose *Kajüte,* welche kaum das Stehen erlaubt. Nach hinten, seltener auch gegen die Seiten hat sie einige unverschlossene Luftlöcher, nach vorn gegen das Schiff zu ist sie

offen oder durch eine Thüre verschliessbar, der Eingang ist aber meist durch Waarenballen bis auf ein kleines Schlupfloch verstopft. Hier werden gewöhnlich die Frauen mit ihren Kindern eingepackt, welche man lieber der heftigsten Seekrankheit, und diese kann in dem niedern dumpfen Raum nicht ausbleiben, aussetzt, als den Blicken des Schiffsvolks und der Passagiere. Die Decke der Kajüte bildet eine über das übrige Schiff hoch erhabene freie Terrasse oder das *Hinterdeck* (arabisch Kursi, d. h. Stuhl oder Bühne). Hier ist, wie bei den Nilschiffen, der Platz des Steuermanns, der an einem langen hereinragenden Hebelarm das Steuerruder beherrscht und das ganze Schiff übersieht. Vor ihm schwebt in einem Kästchen mit einer Oellampe der antiquarische *Compass* fränkischen Ursprungs, aber arabisch corrigirt, und statt der Himmelsgegenden mit Sternen beschrieben. Das Hinterdeck ist auch der beste Platz für die Passagiere; denn in diesen Gegenden lebt es sich am angenehmsten im Freien. Den Sonnenstrahlen bricht die Seeluft ihre Kraft, die man auch durch ausgespannte Tücher mildern kann, und für den Winter genügen wollene Decken, die Seeluft mildert den Winter und den Sommer. Sowie man aber in etwas südlichere Breiten kommt, wird man mehr durch die Hitze und die berüchtigte feuchte Schwüle belästigt, als durch die Kälte. Der grosse *Mittelraum* des Schiffes ist verdecklos und nur nachlässig hingelegte Längs- und Querbalken vermitteln, wenn das Schiff leer ist, wie gewöhnlich bei der Rückfahrt aus Arabien, eine gefährliche Communication; jeder Schritt ist dann für den Ungeübten ein salto mortale über den Abgrund des Schiffsraums, aber für die Matrosen leicht und sicher. Weniger gefährlich ist es, wenn der Schiffsraum oder „Bauch“ mit Säcken oder Fruchtkörnern vollgestopft ist, aber dann erhebt sich das Schiff nur wenige Fuss über den Wasserspiegel und, wenn die See hoch geht, so schlagen die Wellen herein, und Menschen und Waaren werden durchnässt. Der *Vordertheil* oder „Schwanz“ des Schiffes läuft in einen bald kürzeren, bald längeren und oft abenteuerlich gewundenen Schnabel aus. Die Seiten des Spitzentheils des Schiffes verbindet ein kurzes Vorderdeck, wo der Herd steht in Form eines mit Erde gefüllten Holzkastens oder Thongeschirres, auf welchem ein kochkundiger Matrose oder Schiffs-

junge in einem grossen engmündigen Kupferkessel die tägliche Schifferspeise, den Gerstenstampf und die Linsen, kocht und den dünnen ungesäuerten Mehlkuchen bäckt. Das Trinkwasser befindet sich in einem grossen dicken viereckigen Holztrog. Hat sich Wasser in dem untern Schiffsraum angesammelt, so wird es einfach geschöpft; eine Pumpe giebt es nicht. Ein Mann reicht dann den Schöpfkrug dem andern, und der oberste schüttet ihn in eine quer über das Schiff gelegte Holzrinne aus. Als Abtritt dient ein aussen am Rand des Hintertheils schwindelnd aufgehängtes Holzgestell, doch giebt es oft noch unter der Kajüte am Kiel ein geheimes Schlupfgemach für ängstlichere Gemüther.

Das ungeheure dreieckige oder trapezförmige *Segel* wird mittelst eines Rollensystems am Mastbaum von den Matrosen aufgezogen. Wenn dem Segel eine andere Richtung gegeben werden soll, so müssen die Taue des Mastbaumes, welche dem queren Segelbalken im Wege stehen, jedesmal gelöst und umgebunden werden, während das Segel etwas herabgelassen wird. Bei dieser Procedur, die ganz verschieden von der bei den Nilschiffen ist, und bei starken plötzlichen Windstössen, neigt sich das Schiff durch die Schwere des Segels ganz bedenklich auf die Seite. Bei etwas grösseren Schiffen ist am Vorderende des Hinterdecks noch ein kleineres Hülfssegel errichtet. Die *Flagge* wird an einem Tau des kleinen Hintermastes angebracht oder an der Spitze des Hauptmastes. Sie ist die türkische: roth mit weissem Halbmond und einigen Sternen, die Schiffe von Scherif's oder Nachkommen des Propheten haben das Recht, eine grüne Flagge zu führen. Die einheimischen zahlreichen Consulatsagenten der fremden Mächte dürfen und sollen die Flagge des Reiches, das sie vertreten, wohl an ihren Häusern zeigen, ihren Schiffen ist es aber seit einiger Zeit strengstens untersagt, „da sie die Seegebräuche nicht kennen“.

Die meisten *Materialien* zu den Schiffen des Rothen Meeres kommen aus Djedda und „Indien“, zu welchem der arabische Schiffer dieser Gegenden auch schon Jemen rechnet. Die Stricke und Taue bestehen aus Palm- und Kokosbast, an solche sind auch die kettenlosen Anker gebunden. Als Schiffsholz ist besonders das „Sag“ aus „Indien“, nemlich Tekholz, geschätzt,

das den äusseren Verschlag bildet. Es ist sehr fest und soll durch seine Bitterkeit (?) den Bohrwürmern, die auch hier sehr zerstörend wirken, den Appetit vertreiben. Theils dieser wegen, theils um eine wasserdichte äussere Lage herzustellen, wird das Schiff wenigstens alle 5 Monate auf's Trockene gebracht und mit Speck und Kalk oder Sandarak und Oel eingerieben, und zugleich verstopft man die Spalten der Bretter und die Ritzen um die Nägel mit frischer Baumwolle. Von Zeit zu Zeit wird auch das Schiff mit allerlei meist weissen, schwarzen und rothen eckigen Figuren, Strichen und Streifen, besonders sorgfältig am Hintertheil zur Augenweide angemalt. Andere für die Schiffe gebrauchte Holzsorten sind Eichen- und Fichtenholz aus Syrien und Griechenland, ferner werden angegeben: Sabak, Gaui, Amba, Batane, Sauahli, Fen, Kutli, Chastab, Schelman (?).

Die Schiffe werden je nach Gestalt und Grösse verschieden benannt. Diese *Namen* sind von den am Mittelmeer gebräuchlichen arabischen Schiffsbenennungen ganz verschieden, lauten zum Theil gar nicht arabisch und mögen auf indische oder fränkische Wurzeln zurückzuführen sein. Range oder Gange ist ein grosses Schiff von über 3000 Ardeb (1 Ardeb kommt 5 englischen Scheffeln gleich und soll 8 „Kele" entsprechen) Tragfähigkeit, mit langem Schnabel; Dau ein ebensolches mit sehr mächtigem Hintertheil; Baghle ebenso, aber ohne Schnabel. Die häufigste Form heisst *Sambuk*, etwas kleiner und kurz geschnäbelt. Katêra ist eine kleinere Barke, wie sie die Küstenfahrer und Perlmuschelfischer haben, Feluka (Schalupe) ist ein Schiffsboot, Gurdi ein Fischerboot, Eschkif (französisch esquif) in Packboot für Waaren zum Hafendienst, Hûri ein aus einem einzigen Baumstamm bestehendes Canoë.

Die Schiffsleute.

Der Kapitän des Schiffes „Rejis oder Nachude" hat zunächst nur die Verwaltungsgeschäfte zu besorgen, er hat die Verantwortlichkeit für die Ordnung im Schiff, für das Geld, er hat der Hafenpolizei, der Sanität Rechenschaft abzulegen, und ist daher oft ein im Schiffswesen selbst ganz unerfahrener Mensch, z. B. der Sohn oder Verwandte des Schiffseigenthümers oder

dieser selbst, wenn er mitfährt. Der technische Leiter ist der Steuermann „Ruban“; meist ist aber Kapitän und Steuermann eine Person. Die Schiffsmannschaft „taifa“ ist im Verhältniss zur Grösse der Schiffe meist eine zahlreiche, die Unvollkommenheit der Geräthe muss durch die Zahl der Bedienung ersetzt werden; es sind gewöhnlich 6 — 10, bei etwas grösseren Schiffen sogar 18 — 20 Matrosen; darunter sind aber meist auch einige Passagiere, die sich als Matrosen einschreiben lassen, um allerlei Umständlichkeiten und Kosten bei der Behörde zu umgehen. Ueber dem gemeinen Schiffsmann steht der Obermann „mokaddim“ und unter ihnen ein oder einige Schiffsjunge. Die Matrosen sind theils freie Eingeborne von den Hafenplätzen des Ost- und Westufers, auch ursprünglich ägyptische Fellahin, theils schwarze *Sklaven*, dem Schiffseigenthümer gehörig oder von einem anderen Herrn diesem vermiethet. Bewundernswerth ist ihre Geschicklichkeit, insbesondere die der Schwarzen. Mit wahrhaft affenartiger Geschwindigkeit und Leichtigkeit springen sie, nur mit einem Tuch um die Lenden und der gesteppten Schweissmütze bekleidet, über die Balken und Abgründe des Schiffes hin und klettern mit ein paar Zügen auf den Mastbaum, indem sie ein Tau mit den Händen fassen und die Füsse gegen ein anderes benachbartes anstemmen, ja wie die Affen das letztere mit der grossen Zehe umfassen. Diese Vierhändigkeit zeichnet neben anderen Eigenthümlichkeiten: langen Armen, schmalen Füssen, dünnen Waden, schiefen Kiefern, kurzer Stirne, platter Nase, und grosser Neigung zum Brüllen und Grinsen die schwarze pithekoide Menschenrasse aus; doch haben sich auch die Semiten und, wie die Sculpturen der alten Aegypter zeigen, die Hamiten jene Vierhändigkeit etwas angeeignet. Unähnlich den europäischen Matrosen, deren Stärke das Schwimmen nicht sein soll, sind die arabischen Schiffsleute im wässrigen Elemente selbst ebenso zu Hause als auf dem Schiffe. Ohne erst die Kleider ausziehen zu müssen, sind sie stets bereit, in die laue, hier nie kalte Fluth zu springen, um einen Leck zu verstopfen, oder unterzutauchen, um den Anker zurecht zu legen, vom Schiff auch aus weiter Ferne an's Ufer zu schwimmen und, wie man sagt, während der Quarantäne im Schutze der Nacht den Ihrigen im Hause einen Besuch abzustatten.

Mit Lust sieht und hört man ihrer Thätigkeit zu: keine gemeinsame Arbeit ohne die Würze des Gesanges. Singend rudern sie das Boot, wie die Schiffer im Nil, aber in anderen Texten und Melodien. Das Segel ist aufzuziehen, ein Vorsänger singt in der höchsten Fistelstimme, die seine Kehle hervorbringen kann, einige sinnlose Worte ab, z. B. ja moluchie (ein spinatartiges Gemüse); plötzlich fällt der Chor der Arbeiter mit dem tiefsten Bass ein: Moluchie, und damit hat das Seil einen Ruck gethan. Ebenso, wenn ein Schiff von der Werfte in's Meer auf der schiefen Bahn untergelegter Masten geleitet wird, wozu immer eine grosse Menge Arbeiter erforderlich ist, denn Maschinen dafür giebt es nicht. Solche Scenen gleichen ganz den altägyptischen Abbildungen der Transporte von Kolossen. Ein Obermeister giebt dort von einem erhöhten Standpunkt, in die Hände klatschend, seine Befehle, Hunderte von nackten Arbeitern ziehen an den Stricken, um den Schlitten, auf dem der Koloss ist, vorwärts zu bringen, und jedenfalls ist es bei den Alten auch nicht ohne Gesang abgegangen. Ist aber eine grössere Arbeit fertig geworden, z. B. ein Schiff ausgebaut, ist man von langer und beschwerlicher Seefahrt glücklich im Hafen angelangt, hat man nach mehrtägiger Quarantäne Pratika erlangt, so führt der vielfarbige nackte Matrosenchor eine „*Fantasie*“ auf. Es wimmert wieder jene sonderbare Fistelstimme des Vorsängers, der Chor fällt mit heiserer, unterweltlicher, brüllender Höhlenstimme ein, einige Matrosen schlagen die kleine, siebartige Handtrommel, ein anderer bearbeitet mit einem Schlägel das eine Fell seiner Pauke, und patscht mit der Hand auf das entgegengesetzte, um keine Tonkraft unbenützt zu lassen, die Uebrigen grinsen mit den Gesichtern, machen tanzende Bewegungen, klatschen mit den Händen, und die Künstler sind im Stande, damit Stunden lang und in derselben Arie fortzufahren. Diese allerdings unschuldige Fantasie ist zu barbarisch, um eine Erfindung der arabischen Matrosen zu sein, welche sie übrigens mit einer Innigkeit mitspielen, als sei es ihr Nationalgesang; sie kann nur aus dem Lande der brüllenden Neger stammen, war aber wohl auf diesem Meere schon seit Jahrhunderten im Gebrauch und wird es noch Jahrhunderte sein. In Zeiten der Musse, besonders in ruhigen Mondnächten,

greift der Schiffer zu seiner *Laute*, „túmbara“, die auf keinem Schiffe fehlt, und spielt und singt die eigenthümlich schmachtenden arabischen Weisen, umringt von einem Kreis andächtiger Hörer oder Mitsinger. Die Laute besteht aus einem halbkugligen, mit einem Fell überspannten Schallboden, der ursprünglich ein Trinkgefäss oder eine Melone war, und zwei davon ausgehenden divergirenden und am Ende mit einem Querstab verbundenen Stäben. An diesem sind mehrere, meist fünf Darmsaiten befestigt, die sich convergirend bis zum untern Ende des Schallbodens, in dessen Mitte sie, wie bei der Violine, über einen Steg laufen, ziehen. Das ganze Instrument macht sich der Matrose selbst.

Schifffahrt.

Die Schifffahrt ist bei den Fahrzeugen der Eingebornen im Rothen Meere wesentlich eine *Küstenschifffahrt*. Erst bei einer gewissen Grösse und Tragfähigheit (etwa von 800 Ardeb) an kann das Schiff sich auf die hohe See wagen, um die Ueberfahrt von einem Ufer an's andere zu bewerkstelligen. Aber auch das ist immer ein Wagniss, der Schiffer wartet daher dazu günstigen Wind ab, und das dauert nicht selten 8, ja 14 Tage; auf die Zeit kommt es ja bei keinem Moslim an. Dann wird so schnell als möglich das andere Ufer auf dem nächsten Wege zu erreichen gesucht, und die übrige Reise ist eine Küstenfahrt, eine Strecke weit von den Küstenriffen entfernt, aber immer im Angesicht des Landes. Bei Nacht wird regelmässig an irgend einem der zahllosen Häfen oder Scherms eingefahren und angelegt. Nur bei der *Ueberfahrt* muss auch die Nacht benützt werden, welche auf hoher See zugebracht wird. Im Laufe des nächsten Tages nach der Abfahrt, die daher immer Vormittags stattfindet, oder schon, wenn der nächste Punkt der gegenüberliegenden Küste gewonnen werden soll, z. B. el Wudg, am frühen Morgen, also schon nach etwa 20 Stunden, kommt die andere Küste bei günstigem Wind in Sicht. Die von Koseir nach Djedda oder Jemba fahrenden Schiffe suchen gewöhnlich die Insel Gebel Hassan, zu erreichen. Nach Djedda brauchen die Schiffe von Koseir meist 6—12 Tage, nach Jemba 3—5

Tage. Viel langsamer geht es bei der *Rückfahrt,* da Nord- und Nordostwinde diesen Theil des Meeres beherrschen, im Sommer fast durchaus und nur von der Vesperzeit an gewöhnlich abgeschwächt oder ruhend, im Winter aber oft von Südost- und Ostwinden unterbrochen. Daher brauchen die Schiffe zur Rückfahrt von Djedda nach Koseir 16 — 40 Tage, von Jemba 12 — 25, von el Wudg 3 — 10 Tage, denn dieser Hafen liegt etwas südlicher als Koseir, und man muss daher einige Tagereisen weit an der dortigen Küste nach Norden fahren, um mit dem Nordwind überfahren zu können. Von Suez nach Koseir braucht man 3 — 8 Tage, von Koseir nach Suez ebenso viele Wochen. Diese *Herrschaft des Nordwindes*, der im Süden am Ausgang des Meeres die des Südwinds folgt, ist neben dem Klippenreichthum und den Meeresströmungen eines der Haupthindernisse für die Schifffahrt auf dem Rothen Meere und macht es für grosse europäische Segelschiffe fast ganz unbrauchbar, die daher trotz Suezkanal stets um das Kap der Guten Hoffnung herumfahren. Nur Dampfer und die leichteren arabischen Segelschiffe überwinden diese Schwierigkeit. Die Alten fuhren daher in den Sommermonaten ab und kehrten erst im Winter mit den nun öfter wechselnden und günstigeren Winden zurück. *Stürme* kommen auch in diesem Meere, wie in anderen vor; sie sind seltener im Sommer, am häufigsten im Anfang des Winters, besonders November; die Nordstürme dauern oft 14 Tage lang, die des Ost- und Südostwindes nur wenige Tage. Ist der Sturm sehr stark, so bedenkt man sich nicht zu lange, das meist überladene, bis an den Rand im Wasser liegende Schiff durch Auswerfen der Waaren zu entlasten. Diese Art Seeunglück ist bei der einheimischen Schifffahrt häufig, und der Eigenthümer als guter Moslim ergiebt sich nach einigem Jammern bald in sein Schicksal, von Versicherung weiss man nichts. Glück und Reichthum wechselt daher sehr bei den Bürgern. Das so erleichterte Schiff lässt sich dann nach Einziehen des grossen Segels auf den Wellen wiegen und treiben, meist hat es dann noch Zeit, sich in irgend einem Scherm zu verkriechen. Ist aber die Gefahr des Versinkens gar zu gross, konnte ein Leck selbst durch Verstopfung mit einem Mehlsack, was ein probates Mittel sein soll, nicht mehr so zu

sagen zugepappt werden, hat man kein Boot an Bord, wie das sehr oft der Fall ist, hat man endlich nicht mehr Zeit, einen Floss zu zimmern, so steuert der kühne Schiffer in der Verzweiflung gerade auf die immer flache und seichte Koralklippe los, wo die furchtbare Woge sich stösst und lässt sich von ihr auf die Klippe schleudern, nachdem er den Tiefgang seines Schiffes und die Höhe der Brandungswoge berechnet hat. Das Schiff muss jetzt bersten, aber es ist fast auf dem Trockenen. Der Mensch springt aus dem Wrack heraus und bekommt hier schon oder nach einigem Schwimmen landeinwärts auf der ruhigen Klippe bald festen Fuss. Aber nicht immer mag diess gelingen; manche behaupten, es sei unmöglich. Jedenfalls aber kommt bei den arabischen Schiffen in diesem Meere ein *Untergang mit Mann und Maus äusserst selten* vor, und man ist, was das nackte Leben anbetrifft, in einem so erbärmlich aussehenden Sambuk vielleicht sicherer, als in einem europäischen Prachtdampfer.

Compass und Sterne.

Ein *Compass,* der, wie oben erwähnt, mit Sternen beschrieben ist, fehlt zwar in der Regel den grösseren Schiffen nicht, aber der Steuermann braucht ihn nicht viel, und blosse Küstenfahrer, die nicht das Meer durchkreuzen und immer an derselben Seite bleiben, haben gar keinen. Viel besser orientirt sich der Schiffsmann, der meist nicht lesen kann, an den *Sternen* selbst, die selten durch Wolken verhüllt sind, und, da er ausser bei der Ueberfahrt meist in der Nähe der Küste bleibt und dort nur bei Tag fährt, an den *Bergen* derselben; für ihn ist Lokalkenntniss das Haupterforderniss. Die praktische Sternkunde spielt überhaupt in der Seemannskunst hier eine wichtige Rolle. Ausser dem Nordstern hat er auch andere Leitsterne. Er will z. B. nach einem Punkt segeln, der genau nach Südost liegt. Da geht der Scorpion auf, und er behält diesen Punkt stets im Auge, auch wenn dieses Sternbild schon hoch in seinem Zenith stände. Darnach ist auch der Compass beschrieben; er ist in 32 Segmente durch Halbmesser getheilt, ein Hauptdurchmesser läuft vom Nord- zum Südpunkt und trennt die rechte oder östliche Hälfte des Kreises von der westlichen. An ersterer

stehen die Aufgangs-, an letzterer die Untergangspunkte der Sterne. Der andere Hauptdurchmesser geht vom Ost- nach dem Westpunkt, den Auf- und Untergangspunkt der Sonne (zur Zeit der Tag- und Nachtgleichen) bezeichnend. Von Nord bis Süd folgen dann die Namen folgender Sterne: 1) der Gah oder Nordstern, 2) Farkad oder der kleine Bär, 3) Naâsch oder grosser Bär, 4) Naka, der Cassiopea entsprechend, 5) Ajûk oder Capella, 6) El Uâkaa, der Leier entsprechend, 7) Lahêmir, auch Semâk = Bootes, 8) Tureja = Plejaden. Dann folgt der Ostpunkt und die südlichen Sternbilder: 9) Gausa, auch Osi = Orion, 10) Mirsam = Syrius, 11) Eklil = Antares im Scorpion, 12) Akrab = Scorpion, 13) Hamarên = ? 14) Suhêl = Canopus, 15) Sindibar = ? 16) Kutb = Südpolarstern. Die beiden letzteren sind erst in der Tropenzone zu sehen. Die Sterne des Thierkreises, soweit sie nicht mit den genannten zusammenfallen, kennt nur der Gelehrte.

Schifferkalender.

Auch die Jahreszeiten und mit ihnen die in diesen Gegenden ziemlich regelmässigen Windverhältnisse, die von denen des Nilthals sehr verschieden sind, berechnen die arabischen Schiffer, deren Mondrechnung hier gar keine Anhalte giebt, nach den Sternen. Ihr landläufiger, aber wohl nirgends geschriebener Kalender ist folgender:

1) *En naâm es-soghejer* oder Robéj ist „die kleine Sonne" (s. Kap. II. S. 130), auch Hochzeit der Sonne genannt, entsprechend dem 20. oder 21. Februar. An diesem Tage fährt kein Schiffer ab, er wartet die starken Winde dieser Tage, „die Husumât" ab. In der *„Zwischensonnenzeit"* herrscht Windstille „Hauâl", mit Südostwinden „Asiäb" wechselnd. Am Ende dieser Periode, oder am Anfang der folgenden kommen einige Tage mit „schwerem Wind", man heisst sie nach einem hier zu dieser Zeit aufgehenden Sternbild „el 'Aua". Dieser Stern soll einer der von den Mohammedanern angenommenen 12 Ruhepunkte („mensil") des Mondes sein.

2) *En-naâm el Kebir*, auch die „grosse Sonne" genannt, ist der Frühlingspunkt: 20.—21. März, als Anfang des Sommers

betrachtet. Die darauf folgende Zeit (30—40 Tage) bringt abwechselnd Windstille und starke Windstösse „chafkat en-naâm“, auch treten starke Ebben ein.

3) *Dufûn et-tureja,* d. h. Untergang der Plejaden. Auch Orion und Syrius gehen unter. Diess findet gegen Ende April statt. Die Periode dauert ebenfalls etwa 40—50 Tage und heisst auch Arbainîet es-sef, d. h. die Vierzigtagzeit des Sommers und entspricht der mehr für das Nilthal passenden Chamasinperiode. Sie ist charakterisirt durch häufige Windstille und Südostwinde.

4) *Modelli* und *Mogelli,* wörtlich = der Senkende und Glanz gebende, ein Ausdruck, der vom Nilthal stammt: in dieser Zeit nemlich senken sich die Dattelzweige, indem die Früchte sich bilden, und bald werden diese auch glänzend und gefärbt. Diese Periode beginnt mit dem Wiedererscheinen der Plejaden (3. Juni). Es wehen mässig starke Nordwinde, und zuweilen, namentlich im Gebirge, heisse Westwinde (Samûm); letztere sind am Meere ziemlich selten, das Gebirge scheint sie aufzuhalten.

5) *Tuêba,* d. h. Hyaden, und *Kurûn,* d. h. die Hörner oder vordern Sterne des Orion gehen auf, etwa Anfangs Juli. Es herrschen 20 Tage lang Nordwinde. Dann kommt der Orion ganz zum Vorschein, mit etwa 14tägiger Periode von Windstille, welche *Gesâui* heisst und besonders von den Perlmuschelfischern benützt wird.

6) Zeit des grossen Bären oder Wagens (Naâsch) und des Syrius, entsprechend unserem August und den Hundstagen. Es wehen meist Nordwinde, nur zwischen dem Aufgehen des dritten und vierten Sternes des Wagens hat man einige Tage Windstille, während der Canopus („Suhêl“) sich zeigt. Die einzelnen Perioden heissen nach der Reihenfolge des Aufgangs der einzelnen Wagensterne: *„el aueltên“,* d. h. die zwei ersten, dann kommt die Zeit des *„Suhêl“,* dann *„er-raba“* oder Aufgang des vierten Sternes.

7) Die übrigen Sterne des grossen Bären, die seines „Schwanzes“ kommen nach und nach. *„El châmis“,* der fünfte Stern, bringt Windstille und grosse Hitze. Das Aufgehen des sechsten Sterns *„Es-sadis“* fällt mit dem Nerustag oder Anfang des coptischen Jahres (11. September) zusammen und bringt einige Tage

scharfen, oft stürmischen Nordwind. Der siebente Stern giebt Windstille, „*Haual es-saba*", gegen 14 Tage lang. Nr. 7 entspricht ungefähr dem September. In der ganzen zweimonatlichen Periode des grossen Bären hat das Meer starke Ebbe: „wie der Nil steigt, fällt das Meer."

8) Zeit des „*Kakêa*" (?), entspricht dem Anfang Oktober. Meist Nordwinde.

9) Zeit des *Lahêmir* (= Bootes): ein Theil des Oktobers und Novembers, die Zeit des Untergangs (?) des wie eine unheilvolle Gottheit gefürchteten genannten Sternes. Denn in dieser Zeit giebt es oft plötzliche unregelmässige Stürme, besonders von Ostwinden, „Sába", nach gänzlichen Windstillen vorbrechend. Auch kommt jetzt häufig Gewitter und Regen.

10) *El akrabîê*, Der Scorpion „akrab" erscheint und nach dieser siebentägigen Periode folgt die *Arbainîet esch-schita* oder Vierzigtagzeit des Winters mit häufigen Windstillen und feuchten Südostwinden. Sie nimmt einen Theil des Novembers und Dezembers ein, und hat einen der Arbainîe des Sommers ähnlichen Charakter.

11) Zeit des *Nasr* und *Nusêr* (d. h. Leyer und Adler) im Dezember und Januar, die Hauptwinterszeit mit schneidend kalten Nordwestwinden „Masrîe", welche mit milderen, aber oft stürmischen Nordwinden abwechseln.

12) *Es-sâada* (?) beginnt am 18. Januar, dem Tag des „Tauffestes" der Kopten, der als Tag der grössten Kälte berüchtigt ist. Die Winde dieser Periode sind unregelmässig, meist Nord und kalter Nordwest.

Die Kenntniss dieser der Erfahrung der Schiffer entnommenen Perioden mag nicht ohne praktisches Interesse sein, wenn auch die Tage nicht genau in der Wirklichkeit eingehalten werden. Ausser mit den Winden hat der Schiffer noch sehr mit bedeutenden und unberechenbaren *Strömungen* zu rechnen, welche die Schifffahrt gerade in diesem Meere so erschweren. Er heisst sie „mädd", eigentlich der Name für „Fluth", und spricht von einer „mädd jemâni und schâmi", d. h. einer Strömung nach Süden oder Jemen, und einer nach Norden oder Syrien zu. Sie wechseln immer. Ausserdem giebt es aber auch noch eine Strömung von Ost nach West und umgekehrt.

Verkehr.

Zur Erläuterung des *Schiffsverkehrs* geben wir hier eine Uebersicht über die Zahl der im Jahre 1863—64, wo der Handel noch nicht so darnieder lag, in Koseir eingelaufenen Schiffe (nach den Büchern des Sanitätsbureau's).

Barken unter 1000 Kele (à ¹/₈ Ardeb) : 180
Schiffe von 1000 — 4000 Kele Gehalt : 154
,, ,, 4000 — 12000 ,, ,, 79
Summa : 413.

Davon kamen: von Jemba 74, von Djedda 84, El Wudj 64, Suez 7, Moilah 5. Kleinere Barken kamen von Gûeh 123, Safaga 21, Abu Munkar 13, Ras Benas 5, Sauakin 3, Gebel Hásan 2, Gimse 2, ferner je 1 von: Wadi Gemal, Djafatine, Tor, Lassat, Umm Muhammed, Tuer, Schech Hamed, Gad umm Mohammed, Schurum, Debah.

Zahl der Passagiere (inclus. Pilger) 5954.

Fischer.

Vom Schiffer zum Fischer ist der Sprung ein kleiner. In Zeiten der Musse und Abends, wenn er anlegt, wirft der Schiffer seine Angelschnur aus und fischt, um eine Zugabe zu seinem kargen Abendbrod zu haben; der Fischer, wenn er mit seinem Boot ausfährt, muss sich wenigstens in den Elementen der Schifferkunst auskennen, und wenn er gar Besitzer einer Barke ist, macht er kleinere und grössere Touren längs der Küste, bringt den Beduinen Hirse und kehrt mit Fischen und Perlmuscheln beladen nach Hause. Statt des Ankers genügt dem Fischer, der in der Bucht und vor dem Abhang mit seinem Boote fischt, ein Stein, statt des Segels das Ruder und, wenn der Wind gar zu lockend ist, errichtet er mit einer Ruderstange einen Mastbaum und spannt daran seine Blouse, die er seinem Leibe abgezogen, als Segel aus, wenn er nicht ein besonderes kleines Segel mitgenommen hatte. Damit wagt er sich oft weit hinaus in's offene Meer, bei grösseren Touren an die Küste zieht er lieber nach Norden, eine Windstille oder einen Südwind, auch die Nacht, wo die See meist ruhiger ist, als bei

Tag, benützend, um dann nach vollbrachter Arbeit mit dem gewöhnlichen Nord rasch zurückkehren zu können; nicht gern zieht er nach Süden, weil die Rückkehr von da des herrschenden Nordwinds wegen schwierig oder zu ungewiss ist. An die Matrosenarbeit gewöhnt, verdingt sich der Fischer auch von Zeit zu Zeit als Matrose auf ein grösseres Schiff, um seinen von der blossen Fischerarbeit nicht sehr blühenden Finanzen aufzuhelfen. Denn die Steuer auf Fische ist hoch, ein Drittel seines Erlöses muss er an die Regierung abgeben; in stürmischen Zeiten muss er oft wochenweise unfreiwillige Musse halten, und wenn er einmal reiche Beute bringt, so gewinnt er nicht viel, da die Fische in der kleinen Stadt billig sind, namentlich in Zeiten der Windstille, wo Alles fischt und der Bedarf der Einwohner bald gedeckt ist. Auch behaupten die Fischer, der Fischreichthum habe gegen frühere Zeiten sehr abgenommen. Abgesehen von der genannten Steuer ist die Fischerei frei für Jeden, der sie versteht. Jeder hat sich wenigstens einmal in seinem Leben als Knabe mit dem Angeln abgegeben, und auch im reiferen Alter kommt manchmal dem behäbigen Bürger, der sonst nur kauft und verkauft, oder einem Soldaten die Lust an, sich wieder einmal zu üben. Er setzt sich dann auf den Molo oder ein Boot im Hafen oder an den Rand des Korallabhanges und angelt. An letzterem stehen, namentlich zu Zeiten grosser Ebbe, die den Zugang erlaubt, oft ganze Reihen von Fischern in allen Altersstufen, Farben und Ständen, gewerbsmässige und Dilettanten, im Kostüm Neptuns, nemlich mit einem Lendentuch und einem Tuch um den Kopf, das die ausgezogene blaue Blouse ist.

Muss das Fischen wegen Stürmen der See unterbrochen werden, so *spinnt* der Fischer seine Fäden für Netze und Angelschnüre selbst mittelst einer kegelförmigen Spindel, die oben an der Basis ein Häckchen hat, die Spindel wird durch Rollen auf dem Knie in drehende Bewegung versetzt.

Zum Zwirnen stärkerer Schnüre bedient er sich zweier Holzstäbe als Spulen, in welche oben ein Kreuz kleiner Stäbchen eingesteckt ist. In der rechten Hand dreht er, auf dem Boden sitzend, die eine Spule, die andere hält er mit der Sohle des rechten Fusses. Von da geht der Faden zwischen der grossen und zweiten Zehe desselben Fusses hindurch nach oben. Um

das rechtwinklig gestellte Knie ist der Faden mehrfach herumgeschlungen. Mit der linken Hand zwirnt der Fischer die zwei Fäden zusammen. In ähnlicher Weise spinnt er seine Netze.

Die gewöhnliche Methode des Fischens ist bei dem städtischen Fischer die *Angel*, von der kleinen Haarangel an bis zu dem grossen Angelhaken, an der Leine ausgeworfen, ohne Ruthe, bei den ichtyophagischen Beduinen aber der *Speer*. An der Angel wird die Lockspeise befestigt: kleine und grössere Fische, Fischfleisch, Krebse, Würmer, Tange, je nach den Arten, die man fangen will. Da manche Fische nur lebendige Beute packen, so werden die Fische, die als Lockspeise für sie dienen, lebend in einem Korb, der neben dem Boot hängt und in's Wasser taucht, mitgenommen, und sind sie gestorben, so wird den Raubfischen durch rasches Rudern des Bootes die Ansicht plausibel gemacht, dass die eingesenkte Lockspeise noch lebendig sei. Manche Fische lassen sich nur bei Nacht fangen, die gewöhnliche Zeit ist der frühe Morgen, wo das Meer meist noch ruhiger ist; schon vor dem Morgenstern macht der Fischer sich auf den Weg, um zuerst die Lockspeise und dann die rechten Fische damit zu fangen. Viel weniger werden *Netze* angewendet, und zwar das Wurfnetz, Ringnetz und zuweilen auch das Zugnetz, aber nur im seichten Wasser, im Hafen oder auf der Klippe. Ein Netzhamen, wie er in Flüssen oft gebraucht wird, nützt in dem klaren Wasser des Meeres nichts. Wenn man die herrlichen bunten Fische so in Menge vor dem Korallabhang herumschwimmen sieht, meint man, man dürfe nur den Hamen hineintauchen, aber keiner geht da hinein. Auch würde der Hamen und ein hier eingelassenes Zugnetz an den rauhen Korallsträuchern bald sich verwickeln. Haben die Fischer irgendwo im Hafen einen Punkt entdeckt, wo sich ein Schwarm Fische besonders gern aufhält, so spannen sie zwischen ihren Booten ein Netz aus, andere überfallen den Schwarm, werfen Steine nach ihnen, zischen und lärmen und suchen sie gegen das Netz zu treiben. Das Wurfnetz wird meist vom Strande aus angewendet: der Fischer lauert, gegen die Erde sich duckend, einen dem Ufer zuschwimmenden Fischschwarm ab, springt dann schnell in's Wasser und wirft das mit Bleistücken beschwerte Netz gegen die Fische, das sich um sie glockenartig

baucht und zusammenzieht, Das Ringnetz wird auf der Klippe aufgestellt; die mit der Fluth dem Ufer zuschwimmenden Fische kehren mit der Ebbe wieder in's Tiefmeer zurück, und auf diesem Wege treten sie in die offene, dem Ufer zugekehrte Pforte des Labyrinthes ein und fangen sich in den Gassen desselben, wo sie vollends erschlagen werden. So werden namentlich die schönen und grossen Papagaifische gefangen, die dann aufgeschnitten, eingesalzen und getrocknet werden, und so in den Handel kommen. Einige Fische fängt man auch mittelst eines *Korbes,* der gegen oben eine Oeffnung und einen einspringenden, nach innen sich verengenden Gang hat; in diesem wird die Lockspeise, gewöhnlich Brodteig, angebracht und der Korb irgendwo befestigt. Die durch den Gang in den Korb hineingelangten Fische können dann den Ausweg nicht mehr finden.

Grössere Meeresgeschöpfe, wie Delphine, die man aber nicht gern fängt, weil sie gar zu liebenswürdig scheinen, und menschenartig stöhnen, fängt man mit der *Harpune,* ebenso die merkwürdigen „*Meerjungfrauen* oder Sirenen", mittelgrosse wallfischartige Thiere, deren Stosszähne als Elfenbein und deren dicke Haut als Sandalenleder sehr geschätzt sind. Nach manchen Schriftdeutern soll die Bundeslade der Juden aus der Haut dieses Thieres bestanden haben. Man fängt sie aber noch besser mit einem starken grossen Netz, indem man lauert, bis sie ihre nächtlichen Besuche in die Spalten und Klüfte der Korallklippe machen, wo sie, wie Kühe, Seegräser weiden. Sobald das Thier eingetreten ist, wird der Zugang mit einem Netz verschlossen. Das Ungethüm schlägt, sobald es sich gefangen sieht, wüthend um sich, verwickelt sich aber dabei immer mehr in dem Netz, in welchem es nun gegen die Klippe hergezogen wird, um todtgeschlagen oder noch gewöhnlicher *ersäuft* zu werden, indem man das luftathmende Säugethier, das sonst immer von Zeit zu Zeit heraufkommen muss, um Luft zu schöpfen, so lange unter Wasser hält, bis es erstickt. Aber diese Thiere sind äusserst klug und scheu, und nur Wenige verstehen es, sie zu fangen.

Zubereitung der Fische.

Die Zubereitung der Fische besteht meistens in einfachem Backen mit Oel, gewöhnlich ohne Mehlzusatz, oder in Rösten

des ganzen Fisches ohne Fett am offenen Feuer, in Kochen mit Zwiebeln (sog. Sejadîe, d. i. Fischerspeise) mit oder ohne Reis, nie im blosen Sieden in Wasser. Auch wird gehacktes Fleisch von grösseren Fischen zu Knödeln (Kufta) geformt, oder in Därme gefüllt mit Zwiebel und Knoblauch als Fischwurst (semak mahschi) angesetzt. Kleinere Fische, wie Sardellen, werden schichtweise mit Salz eingemacht, bis sich ein starker haut goût entwickelt; solche stehen bei manchen Leuten als sehr gesunde appetitmachende Speise (molûcha) in hohem Ansehen. Endlich isst man noch die oben erwähnten getrockneten und gesalzenen Fische roh und steinhart oder aufgekocht. Die fleischfressenden Fische gelten im Allgemeinen für besser, als die pflanzenfressenden; das Fleisch der letzteren ist meist auffallend weich und zerfällt beim Kochen. Fische von sonderbarer abenteuerlicher Form, wie Kugelfische, Haifische, Rochen, Aale verabscheut der Städter, dem es an anderweitiger Fischnahrung nicht fehlt, während der ichtyophagische Beduine gerade diese als die billigeren vorzieht und die theuereren Sorten verkauft. Das Fleisch der obengenannten Sirene schmeckt, da diese ein Säugethier ist, mehr vieh- als fischartig, und wird von den Moslimin gerne gegessen, auch wenn es nicht vorher lege artis geschlachtet war. Denn, sagt der Schriftgelehrte, Alles, was aus dem Meere kommt, ist ein Fisch und wie diese auch ungeschlachtet zum Essen erlaubt. Dasselbe gilt vom Delphin- und Schildkrötenfleisch. Die meisten Fische haben ihre Schwärm- oder Laichzeit und werden dann in Menge gefangen, ohne die Zucht zu schonen, so besonders viele Makrelen- und Thun-artigen Fische und Spitzhechte (Sphyraena), Barben. Sie kommen manchmal in solcher Menge, dass ein etwaiger Grieche, der sie besser zu fangen und gut einzumachen verstände, gute Geschäfte machen würde. Der Eingeborene weiss sie, ausser durch die oben erwähnte rohe Methode, Einsalzen und Trocknen, nicht zu conserviren.

Gebrauch anderer Meeresgeschöpfe.

Der Reichthum des Rothen Meeres an wirbellosen Thieren wird, mit Ausnahme der Perlmuschel und der schwarzen Koralle,

nur dann und wann von einem europäischen Naturforscher oder auch wohl von einem herumziehenden griechischen Händler ausgebeutet; der Eingeborene kümmert sich selten darum. Zur Nahrung werden höchstens die Riesenmuschel (Tridacna), grosse Flügelschnecken (Strombus) und Fingerschnecken (Pteroceras) von Beduinenweibern auf der Klippe zusammengetragen, welche das Fleisch kochen und essen, oder an Kaufleute des Ortes verkaufen, und so gelangen diese schwerverdaulichen, gekochten und dann getrockneten Fleischklumpen bis in das Nilthal in den Handel. Das Essen der übrigen wirbellosen Thiere, vollends im rohen Zustande, wie von Austern, Miessmuscheln, Eierstöcken von Seeigeln, Napfschnecken, ferner der Sepien und Achtfüssler (Octopus), auch der Krebse, selbst der süsslichen, reizenden, sonst so geschätzten Languste, gilt den Mohammedanern und meist auch den Christen des Ortes als barbarisches Gelüste, dessen nur der unreine Franke fähig ist, während das Fleisch lege korani geschlachteter Hyänen kaum Bedenken hervorruft. Indessen sind diese Urtheile oder Vorurtheile über den Werth der Fleischarten meist örtlicher Natur, in andern Gegenden dieses Meeres ist das Essen der Krebse und selbst der menschenmordenden Haifische ganz an der Tagesordnung, wie auch die Feldmäuse im Nilthal an manchen Orten, wie bei den Römern, als Leckerbissen gelten, an andern verabscheut werden.

Für blose Raritäten Geld auszugeben, kommt den Eingeborenen lächerlich vor; nur die Pilger kaufen sich als Andenken zuweilen einige hübsche *Schnecken* und *Muscheln*, wie Porzellanschnecken (Cypræa), Olivenschnecken (Oliva), Kegelschnecken (Conus) und die äusserst hübsche Pharaonsschnecke (Monodonta Pharaonis). Das bekannte Tritonshorn wird als Blashorn von Taschenspielern und Possenreissern, sowie zum Wasserschöpfen gebraucht, die Cypræa anulus dient allgemein als Spielstein oder Marke beim Löcherspiel, die Klappen der Tigerzunge (Lucina tigerina) als Castagnetten für Mädchen. In grösserer Menge wird meist von Beduinenkindern die Täubchenschnecke (Columbella mendicaria) auf der Klippe gesammelt, an die Kaufleute des Ortes verkauft und sackweise in den Sudan verschickt, wo sie zu Halsbändern benutzt wird und Geldeswerth hat. Hier zu Lande werden Muscheln nur von Kindern, be-

sonders kleinen Beduinenmädchen, als Schmuck getragen, häufiger als Amulette Kindern und Vieh umgehängt. Nicht unbedeutend ist der Handel mit Schneckendeckeln, welche zum Räuchern bei geheimnissvollen Anrufungen und Beschwörungen der Geister dienen, welche durch deren Geruch herbeigelockt werden. Der dicke kalkige Deckel der Kreismundschnecke (Turbo) wird bei Scorpionstichen aufgelegt. Auch *Schwämme* kommen in den Handel, ihre Qualität ist aber eine schlechte, sie können daher kaum mit denen im Mittelmeer in Concurrenz kommen; man sammelt sie auf der Klippenfläche, wäscht sie dann aus und macerirt sie, indem man sie einige Zeit im Sande der Strandes vergräbt. In Aegypten ist der Gebrauch des Schwammes unbekannt; man bedient sich statt seiner des Palmbastes. Die rothe Orgelkoralle wird zuweilen von Griechen gesammelt; sie soll als Farbmaterial zum Anstreichen dienen. Die Blöcke der riffbildenden Korallen werden in den Küstenstädten vielfach als Baumaterial benützt, da sie vom Meere her leichter zu transportiren sind, als die Steine von den Wüstenbergen.

Perlmuschelfischerei.

Viel wichtiger ist die Perlmuschel- und Perlenfischerei. Sie ist nicht Regale der Regierung, der Betrieb ist für Jedermann frei, aber beim Ausschiffen muss der übliche Eingangszoll von 8 Procent des Werthes bezahlt werden, wofür ein Zollschein ausgestellt wird, der beim Einführen der Waare in Kairo und anderen Stapelplätzen, sowie beim Einschiffen in Alexandria für Europa vorgewiesen werden muss. Die Perlmuschelfischerei wird fast ausschliesslich von *arabischen Beduinen,* die sich an verschiedenen Punkten der Küste, sowohl der afrikanischen, als asiatischen Seite angesiedelt haben, betrieben. Der Hauptplatz für Perlmuschel- und Perlenhandel ist Djedda, aber auch Koseir ist als solcher nicht unbedeutend. Gegen Mitte März oder Anfang April, wenn die Luft und das Meer genügend erwärmt ist, um das Tauchen zu erlauben, ziehen die Beduinen mit ihren leichten Barken und einer Anzahl Huri's oder Canoë's aus und fahren nach Süd und Nord an Plätze, welche sie als ergiebig erkannt haben.

Die Bemannung besteht grösstentheils aus schwarzen Sklaven, 3—4 für jede Barke, und ausserdem gehen noch der Eigenthümer des Schiffs und einige Beduinen selbst zur Beaufsichtigung und Leitung mit. Die Barke birgt sich an irgend einem der zahlreichen Scherm's oder Häfen, die Taucher setzen sich in die Canoë's, welche höchstens zwei Mann befahren können, da sie leicht umkippen, aber sie werden mit Gewandtheit mittelst des in eine kreisrunde Platte auslaufenden Ruders geleitet. Die Hauptbedingung zum Tauchen und zur Führung der Canoë's ist *ruhiges Wasser*. Daher werden die nach obigem Kalender (S. 294) als windstill bekannten Perioden benutzt. Die erste und Hauptzeit ist von Mitte März bis Ende Mai, also en-naam el kebir und dufun et-tureja. In den folgenden Windsperioden kehren die Barken zurück und entleeren den Fang, welcher meist sofort verkauft wird. Die zweite Fangzeit ist die Windstille „Gesâui" gegen Ende Juli, und die des Naâsch im August, die dritte die Zeit des Lahemir im October. Letztere beide stehen aber der ersten an Ausgiebigkeit sehr nach. In den Wintermonaten wird der Fang sistirt. Die beste Tageszeit ist, wie beim Fischfang, der ruhige frühe Morgen. Dann späht der Taucher in seinem Canoë in die Tiefe, er erleichtert sich auch wohl die Einsicht durch Aufträufeln von Oel auf den Wasserspiegel, daher diese Barken immer einen Vorrath von Oel mitnehmen. Die Perlmuscheln (Meleagrina margaritifera) finden sich zwischen den Korallen mit ihrem Byssus angesponnen, wie die Tridacna, kleinere auch auf der Klippe, die grösseren in der Tiefe am Korallabhang und vor diesem. Das Aufbringen derselben muss also durch *Tauchen* geschehen, worin diese Beduinen und namentlich ihre schwarzen Sklaven eine ausserordentliche Geschicklichkeit haben, und zwar tauchen sie ohne weitere Apparate. Sobald der Taucher eine Muschel erspäht hat, springt er in's Wasser, rudert sich, den Kopf voran, schwimmend hinab, reisst die Schale ab und rudert sich, die Beute in der Hand, wieder selbst hinauf. Nur wenn die Muschel in grösserer Tiefe sitzt, hängt er sich, um schneller hinabzukommen, ein Gewicht an den Fuss, wirft dies ab, sobald er unten ist, und rudert dann sich wieder hinauf oder wird mittelst des Seiles des Gewichts heraufgezogen. Solche Taucher

leisten auch zum Heraufbringen versunkener Waaren und Geldpakete nach Schiffbrüchen die grössten Dienste, ja sie wissen Versunkenes durch submarine Anwendung des Brecheisens selbst zwischen engen Felsritzen zu retten, wenn nur die Stelle des Versinkens einigermassen bekannt ist.

Aber zu dieser Kunst gehört lange Uebung von Jugend auf; die Beduinen machen es sich bequem und richten dazu ihre Sklaven, welche sie als Knaben kaufen, ab, und dabei wird oft mit grosser Grausamkeit verfahren. Dem noch ungeübten Sklavenknaben wird befohlen, eine Muschel, die man ihm in der Tiefe zeigt, zu holen. Bringt er sie nicht, so wird er geschlagen, geknebelt und gepeitscht, ja man setzt einen Spiess an, droht, ihn anzuspiessen, wenn er ohne Muschel heraufkomme, und sein Lohn ist, wenn er die beste Waare gebracht hat, nichts als seine kärgliche Nahrung. Diese Perlmuschelfischerei mit Sklaven, die in schönster Blüthe steht, ist *eine der grausamsten Seiten der Sklaverei,* und es wäre wohl an der Zeit, dagegen einzuschreiten.

Die gesammelten Perlmuscheln werden an die Sonne gesetzt, worauf sie bald absterben und sich öffnen. Man löst das Fleisch ab und untersucht es sorgfältig nach *Perlen.* Die Schalen werden dann auseinandergelegt und einzeln auf der Barke aufgeschichtet, daher man durch diese Gelegenheit selten eine schöne vollkommene ganze Perlmuschel erhält. Eine gute Perle ist immer eine Rarität, eine blose Perlenfischerei ohne Perlmuttergewinnung würde sich nicht austragen. Die Beduinen kennen den Werth der Perlen nur zu gut, man kann solche oft wohlfeiler in Europa kaufen. Billig erhält man sie zuweilen unter der Hand durch die Sklaven, welche sie beim Finden verbergen und hinter dem Rücken ihrer Herrn verkaufen. Die gelben Perlen, die im Orient mehr geschätzt sind, als in Europa, sollen aus einer andern Art (der Meleagrina cocca) kommen. Auch Tridacna giebt Perlen, aber trübe und werthlose. Die ganz kleinen Perlen werden von den Eingeborenen zerstossen und als Augenpulver gebraucht.

Eine rationelle Ausbeute ist von den Beduinen nicht zu erwarten, alte und ganz junge Schalen werden genommen, alles kommt ja auf die Waage und giebt Geld, und wenn je einer

eine junge Muschel schonen wollte, um sie das nächste Jahr erwachsen wieder zu finden, so darf er sicher sein, dass ein anderer sie inzwischen weggenommen hat. Es ist daher kein Wunder, dass jetzt die Ausbeute geringer ist als früher, während die Nachfrage grösser geworden ist. Unglücksfälle durch Anfallen der Taucher von Seiten grosser Fische sind äusserst selten. Am meisten gefürchtet sind der Hammer- und der Sägefisch.

Wenn das Tauchen des Windes wegen nicht geht, benutzt der Beduine die Zeit durch Fischfang mittelst des Ringnetzes auf der Klippe, er salzt die gefangenen Fische ein und trocknet sie in der früher schon angeführten Weise. Solche gesalzene Fische sind immer ein Theil der Ladung einer Perlmuschelbarke. Auch der Schildkrötenfang wird dabei betrieben, besonders der Karettschildkröte (Chelonia imbricata), welche das werthvolle *Schildpat* liefert, oder es werden Sirenen harpunirt und gegessen, wenn es glückt, sie zu fangen.

Die Beduinen verkaufen ihre Perlenmuscheln an die einheimischen Kaufleute und andere Städter, die ihnen, da die Waare so gesucht ist, bis in ihre Niederlassungen nachgehen. Andere Beduinen stehen in einem Vertragsverhältniss zu einem Kaufmann. Dieser ihr „*Amil*“ giebt ihnen Geldvorschüsse, liefert ihnen Reis, Korn u. s. w., besorgt ihre Geschäfte in der Stadt, beherbergt sie dort u. s. w., wofür sie ihm ihre ganze Sammlung zu einem verhältnissmässig billigen Preis abgeben. Der Kaufmann schickt seine Waare in Säcken auf Kamelen und dann auf dem Nile an einen Geschäftsfreund in Kairo oder bringt sie selbst dahin, wo sie von europäischen Grosshändlern gekauft werden. Die Beduinen verkaufen sie stückweise je zu Hunderten oder Tausenden, in Kairo geht es dem Gewicht nach. Im Handel unterscheidet man dreierlei Sorten: die grossen alten „Moghâs“, wo die Perlmutterschichten, zumal um das Schloss, sehr dick sind, solche mittlerer Grösse und die kleineren „aâda“; einige ganz kleine werden nach Abzählung jedes Hunderts dreingegeben. Von den grossen gehen 1—3 Doppelschalen auf 1 Oka (etwas über 1 Kilogramm), die Oka kostete im Jahre 1874, wo die Nachfrage sehr gross war, je nach der Grösse 12—15 Regierungspiaster (= 2½—3 Mark). Viele Perlmuscheln sind durch

und durch wurmstichig, solche taugen nichts. Bei andern haben sich gewisse Bohrwürmer (?) vom Rande aus unter der obersten Schalenschichte eingegraben, welche dann daselbst etwas sich erhebt, man heisst diess „Wasser". Dieser Fehler hat wenig zu bedeuten, da die Dicke der Schale dabei intakt bleibt. Längere Zeit abgestorbene Schalen verlieren ihren Perlmuttergehalt, verwandeln sich in gewöhnlichen trüben Kalk und sind werthlos. Unter den gesammelten Perlmuscheln findet sich meist auch eine andere Sorte mit bläulichem Randtheil, sie gehört einer andern Art an, der schon oben bei den Perlen erwähnten Meleagrina cocca (arab. bulbul); sie bleibt klein und giebt kaum brauchbare Perlmutter.

Die *schwarze Koralle* „júsr" (eine Antipathes) wird ebenfalls durch Tauchen erhalten, aber noch schwieriger, als die Perlmuschel, da sie gewöhnlich sehr tief und fest sitzt und abgesägt werden muss. Der fleischige Ueberzug dieses strauchartigen Pflanzenthieres wird abgestreift, die schwarze ebenholzartige Hornaxe wird von den Eingeborenen viel zu Rosenkränzen, Pfeifenspitzen u. dgl. von Drehern verarbeitet und steht ziemlich hoch im Preis. Die rothe Koralle kommt in diesem Meere nicht vor.

Die Küstenbeduinen.

Die mehrfach genannten Küstenbeduinen sind ächte semitische helle *Araber,* die sich, von Arabien kommend, an einigen Orten der afrikanischen Küste des Rothen Meeres niedergelassen haben. Diese Niederlassungen, welche zugleich Häfen für ihre leichten Barken sind, heissen Gûeh und Safage, ein und zwei Tagereisen nördlich von Koseir, sie scheinen erst seit einigen Menschenaltern zu bestehen: die ältesten Bewohner sagen, sie seien mit ihrem Vater aus Arabien herübergekommen. Es sind drei Stämme: Absi (plur. Abs), Asmi (plur. Auâsim) und Irêni (plur. Irenât), welche sich zwar nicht feindlich gegenüberstehen, selbst zuweilen untereinander heirathen, aber doch gern, auch räumlich, getrennt leben. Ihre Auswanderung aus Arabien muss einen verdächtigen Grund gehabt haben, denn die Beduinen Arabiens nennen sie „Auswurf" (arab achass min el arab), doch

stehen sie immer noch in freundschaftlichem Verkehr mit den Beduinen der arabischen Küste, welche dort ähnliche Niederlassungen haben, z. B. Gebel Hasan, und dieselbe Beschäftigung treiben. Ihr Dialekt ist ein ächt beduinisch-arabischer. Den Ababdebeduinen aber bleiben sie fremd und von einer Vermischung mit diesen durch Heirath ist gar keine Rede, während sie doch zuweilen Frauen aus Koseir nehmen.

Diese Beduinen beschäftigen sich einzig und allein mit *Küstenschifffahrt,* vor Allem Perlmuschelfischerei. Sie sind keine weidenden Nomaden mehr, hegen sogar nicht einmal Kamele, die sie im Falle des Bedürfnisses von den Ababde miethen; höchstens halten sie einige Schafe und Ziegen zur Nahrung zu Hause, ohne sie auf die Weide zu führen. Ihre Heimath ist das Meer und die Küste, und insofern sind sie immer noch Nomaden, als sie einen grossen Theil des Jahres von Hause abwesend sind. In den Wintermonaten aber kehren sie wieder in die heimathlichen Zelte nach Gûeh oder Safage zurück, wo ihre Familie unterdessen Wache gehalten hatte. Im Winter beschäftigen sie sich mit dem Verkauf ihrer Perlmuscheln und mit Fällen des Schoraholzes, das in der Nähe ihrer Niederlassungen üppig gedeiht, und verführen es auf ihren Barken auf den Markt Koseir's. Sonderbar ist es, dass sie, die so gut mit dem Fang grösserer Meeresthiere umzugehen wissen, z. B. der Sirenen, der Schildkröten u. s. w., auf das Angeln der Fische sich schlecht verstehen, so dass in der Nähe wohnende Ababde und selbst Fischer aus Koseir ihnen solche fangen und gegen Korn verkaufen, und der Fremde, der dort an Fischen sich zu erlaben hofft, sieht sich getäuscht. In neuerer Zeit, wo so mancher Dampfer an den zahllosen Klippen des Rothen Meeres zerschellt oder seine Waaren über Bord werfen muss, hat sich als sehr einträglicher Erwerbszweig für diese Beduinen die Ausübung des Strandrechtes erwiesen. Hierdurch und durch die Fischerei der Perlmuscheln, welche in den letzten Jahren ungeheuer im Preise stiegen, sind diese Beduinen jetzt meist recht vermögliche Leute geworden, und der Goldschmied in Koseir kann nicht Zeit genug finden, Gold- und Silberschmuck für ihre Frauen zu verfertigen.

Die Hauptnahrung dieser Beduinen ist nicht wie bei den

Ababde Hirse, sondern *Reis*, das Mehl wird ungesäuert als Fladen mit oder ohne Schmalz gebacken, das eigentliche Brotbacken verstehen sie nicht. Auch lassen sie sich Fleisch öfters schmecken, leben überhaupt nicht so kümmerlich als die Ababde. Sie wohnen, wie ihre Altvordern, trotzdem dass sie so sesshaft geworden sind, ausschliesslich in *Zelten* (Fig. 18), und diese sind

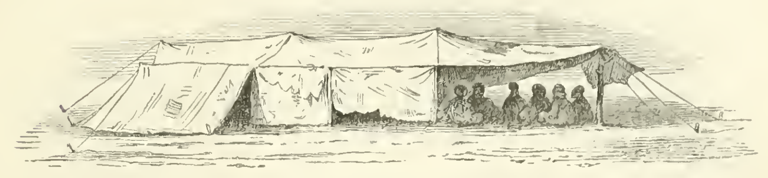


Fig. 18.

weit besser, sauberer und wohnlicher, als die der Ababde. Die senkrechten Seitenwände und das schräge Dach bestehen aus einem soliden Wollenstoff, sie sind durch Pfähle gestützt und durch Stricke gespannt. Jedes Zelt hat mehrere Gelasse, der „Diwan“, wo die Männer zusammenkommen, ist streng von dem Harim, dem Frauengemach abgesondert.

Der Küstenbeduine übt als ächter Araber *Gastfreundschaft*. Nach der üblichen langen Begrüssung wird dem Gast als erste Erfrischung Kaffee gebracht, aber nicht etwa als fertiges Getränke, das wäre gegen die gute Sitte, sondern in Form roher Kaffeebohnen, welche nun vor den Augen des Gastes geröstet, gestossen und endlich in die Kanne geschüttet und aufgekocht werden, so dass der Gast von der Lauterkeit des Verfahrens sich überzeugen kann.

Nach einiger Zeit wird ein Imbiss eingenommen, wie Reis, ein gezuckerter Schmalzkuchen u. dgl., natürlich in Gemeinschaft des Gastwirthes, der mit in die Schüssel oder das als Schüssel dienende Leder taucht. Bei längerem Besuch wird aber dem Gaste, wenigstens dem fremderen, nicht mehr verwehrt, seine eigenen mitgebrachten Vorräthe zu verzehren, und der Wirth nimmt sogar recht gern auf seinem eigenen Grund und Boden einen Kaffee oder Tabak von dem Fremdlinge an. In dem Diwan des Zeltes wird der Gast gebettet, wo bei kühler

Witterung auch wohl noch die Sklaven des Wirthes und seine Ziegen und Schafe sich zurückziehen, während der Gastwirth daneben in seinem durch einen Verschlag gesonderten Harim sich bettet.

Safage hat etwa 30, Gûeh gegen 50 Zelte, so dass man, da jedes einer Familie entspricht, etwa 100 — 150 Einwohner für Safage, 150 — 200 auf Gûeh rechnen kann; ein guter Theil derselben besteht aus Sklaven. Die Araber vermischen sich aber nicht mit der schwarzen Rasse.

Diese Küstenbeduinen sind geschickte *Schifffahrer,* sie kennen durch langjährige Uebung alle Klippen ihres Küstenbezirkes, der von Ras Benâs bis Gimsche geht, und sind daher gesuchte Piloten.

Zwischen ihren beiden genannten Niederlassungen und Koseir ist immer ein ziemlich lebhafter *Verkehr* auch zu Lande. Die Beduinen kommen oft zur Abwicklung ihrer Geschäfte auf diesem Wege nach Koseir und die Koseirer verkaufen bei ihnen Getreide, Reis, Schmalz, schwarzen Honig (oder Zuckermelasse), gegen Perlmuscheln oder geplünderte Waaren von Dampfern. Der Seeweg wird nur für grössere Sendungen benutzt.

Administrativ sind diese Küstenbeduinen, wenigstens die von Gueh, von dem Schech der Ababde in Koseir abhängig, die von Safage von dem der Gimsche-Ababde. Streitigkeiten untereinander tragen sie aber selbst aus, Berührung mit der Regierung suchen sie soviel als möglich zu vermeiden, und wenn eine Massregel von dieser ergriffen wird, die ihnen nicht gefällt, so machen sie Strike, bringen nichts mehr oder ziehen an einen andern Ort der Küste, wo man ihnen nichts anhaben kann. Von irgend einer Kunst oder auch nur Gewerbfleiss ist natürlich keine Rede, und Niemand an beiden Orten versteht auch nur zu lesen oder zu schreiben. Ihre Hochzeiten feiern sie mit grosser Feierlichkeit, welche immer Gäste aus Koseir anzieht. Die Frauen werden, wenigstens vor Fremden, versteckt. Die Kleidung der Männer ist ein weisses oder gelbes Hemd, den Kopf bedecken sie mit einem bunten grossen Tuch, das sie malerisch mit einer Wollschnur befestigen. Die Frauen tragen weiss baumwollene oder dunkle wollene Mäntel.

Pilgerschaft.

Der Ramadan ist vorüber. Menschen aller Zonen der frommen Welt des Islam machen sich auf, um nach der heiligen, aber allen Berichten nach auch sehr sündhaften Stadt, der Mitte der Welt und aller Welten, nach Mekka zu wahlfahrten, ein guter Theil Seelenheil hängt ja davon ab. Ein Aederchen des grossen Stromes, der sich alljährlich in jenen Pfuhl ergiesst, berührt auch unsere Hafenstadt. Früher war dieser Zufluss bedeutender (S. 267), jetzt bringt er nur noch einige Hunderte oder Tausende von Pilgern. Der fromme Erguss im Allgemeinen hat sich nicht etwa abgeschwächt, weder durch Kleingläubigkeit, noch durch die zahlreichen Sanitätsdämme, die man dem seuchenschwangeren Strome gesetzt hat, soll ja die Zahl der Pilgrime, die jährlich den Arafat erklimmen, wenigstens hunderttausend sein und die daran fehlende Zahl wird durch Engel in Pilgertracht ersetzt! Aber auch die Pilgerschaft, dieses grossartige Institut des Islam, hat sich dem Einfluss des Dampfzeitalters nicht entziehen können. Der bemittelte Pilger, statt unter Beschwerden und Gefahren ungeheure Wüsten zu durchziehen und auf kleinen Segelschiffen monatelang das unsichere Meer zu durchkreuzen, lässt sich jetzt in wenigen Tagen auf den Flügeln des Dampfes sicher und bequem von seiner Heimath dicht vor das Ziel seiner Wünsche hin- und wieder zurücktragen. Den alten Strassen folgen nur die, welche den alten Traditionen treu bleiben wollen, also mit den Bundesladen (Mahmel) von Kairo und Damaskus zu Land in feierlichem Zug durch die Wüste ziehen, ferner die, welche sich vor dem Meere fürchten und die, welchen der Landweg der nächste und natürlichste ist. Den Weg über Koseir, von wo sie nach Djedda überfahren, nehmen von den Bemittelten jetzt fast nur noch die Oberägypter und die Pilger, welche die theureren Dampfer nicht bezahlen können oder wollen, vor Allem die Schaar der Bettelpilger. Zur Pilgerzeit, sowohl bei der Hinfahrt als bei der Rückkehr, füllt sich die Hafenstadt mit fremden Gestalten, die eine Zeit lang hier lagern müssen, um eine Gelegenheit zur Weiterreise abzuwarten. Es müssen bei der Hinfahrt Schiffe gemiethet, Pässe revidirt und Sanitätszettel eingelöst werden,

das Gepäck muss das Zollamt passiren und ein guter Wind zur Ueberfahrt abgewartet werden, was oft Wochen lang dauern kann, und so sammeln sich die von der Wüste her Zugereisten nach und nach in der Hafenstadt an. Zur Zeit der „grossen Pilgerschaft", wenn der Aufgang auf den Arafat auf einen Freitag fällt, was bei der mohammedanischen Mondjahrrechnung nur alle eilf Jahre vorkommt, ist diese Ansammlung auch jetzt noch bedeutend, denn dann gilt die Pilgerschaft als eine ganz besonders gesegnete und die Zahl der Pilger ist weit grösser als in andern Jahren. Dann verwandelt sich die Stadt wieder wie in früheren Zeiten, in ein grosses Pilgerlager. Auch bei der Rückkehr wird oft die Anschoppung gross, wenn viele Schiffe zugleich ankommen und nicht genug Kamele da sind, um die Pilger weiter zu befördern. Da tritt oft grosse Wassernoth ein und kaum genügt dann der Vorrath an Lebensmitteln.

In solchen Zeiten findet sich in der Stadt ein wunderbares Völkergemisch zusammen. Da ist der sparsame *Fellah;* er liebt es, in Familie zu reisen; Frau, Mutter und Grossmutter, Kind und Kindeskind bis zum Säugling herab, Alles geht mit. Ausser seinem Haus und dem Acker, den er seinem Bruder, Vetter oder Nachbarn zum Bestellen lässt, nimmt er all das Seinige mit sich. Die Frau kocht ihm von den Vorräthen, die er sich von seinen eigenen Feldern in Säcken mitgebracht hat; nach den Lebensmitteln des Marktes, die Geld kosten, gelüstet es ihn nicht. Da er auch womöglich seine eigenen Kamele sammt Futter mitnimmt, deren eines auf einem quer über den Kamelsbuckel übergebundenen Gestell eine ganze Familie trägt, da er ferner, sich mit seinen Getreidesäcken zeltartig umbauend, kein Gasthaus zu bezahlen braucht und sich überall selbst bedient, so verursacht ihm die Reise sehr wenige ausserordentliche Kosten. Der Fellahpilger hat in der Regel seinen genügenden Reisebedarf und bettelt nicht, wenn er nicht während der Reise sein Geld verloren hat, oder als Derwisch reist; er führt sich überhaupt anständig auf. Die Frauen derselben erfüllen ohne Aufhören bis spät in die Nacht hinein die Stadt mit einem eigenen monotonen *Pilgergesang,* der die Sehnsucht nach dem Propheten und den heiligen Stätten ausdrückt.

Einfacher ist der „*Takruri*“ oder freie Neger (Fig. 19) aus Darfur, Kordofan, Takru bis zum innersten Sudan und äussersten Westen, wo der Islam herrscht. Er hat seinen Pilgerstab schon früher, als die andern Pilger, ja seit Jahren ergriffen und wandert fast nackt, ohne Geld, ohne Gepäck, und zu Fuss der aufgehenden Sonne zu. Das tägliche Brod giebt ihm der gnädige Gott, d. h. er bettelt, oder verdingt sich auf einige Zeit als Arbeiter. So zieht er langsam und periodenweise weiter, immer zu Fuss, selbst die wasserarme lange Wüste schreckt ihn nicht ab in seiner Kraft und unverwüstlichen Gesundheit. Andere kommen hordenweise herbei, in Begleitung ihrer Weiber, welche die Kinder, wie Ziegeuner, in einem Sack auf dem Rücken schleppen. So ziehen sie, ihr la ilah ill allah in sudanischer Melodie singend, die Weiber in sudanischer Weise trillernd, in die Stadt herein; ihr erster Gang ist gewöhnlich der zum Gouverneur, der ihnen einen Moscheenhof als Aufenthalt anweist. Auch haben sie von Alters her einen Agenten unter den Ortsbürgern, einen „Sultan“, der für sie sorgt und dafür von jedem eine kleine Abgabe erhält. Diese Gesellen betteln alle, lärmen viel, und empören sich sogar nicht selten gegen die Obrigkeit. In der Nacht vergnügen sich die Schwarzen im Vorhof der Moschee mit seltsamen Reigen, welche einen religiösen Anstrich haben und den Zikr's der Araber entsprechen, aber eine Verschmelzung der alten heidnischen Nationaltänze mit jenen zu sein scheinen. Auch die schwarzen Damen, die sich nichts weniger als verhüllen, nehmen daran Theil und mischen ihre Triller in die barbarischen Weisen des Sudan. An solchen Abenden giebt es immer einige Ver-



Fig. 19.

zückte, denn der Teufel hat besondere Neigung, in die Schwarzen zu fahren. Auch die einheimisch gewordenen schwarzen Sklaven der Stadt führen von Zeit zu Zeit wilde sudanische Reigen auf, wobei gerast, gestampft, gebrüllt und gepaukt wird, aber in aller Harmlosigkeit. Seltener kommen reiche Leute aus dem Sudan, besonders aus Darfur. Für die Sudaner ist Sauakin der Hauptüberfahrtsplatz.

Auch die *Moghrebiner* oder die Bewohner Nordwestafrika's aus Marokko („dem inneren Westen“), Tunis, Tripolis, von der Sahara, die sich hierher verirrt haben, sind zumeist schmutziges Bettelgesindel. Seltener kommen die bekannten klassisch schönen hellen Beduinengestalten der Algierer mit ihren blitzenden Augen, ihrem scharf geschnittenen Profil, ihren wollenen Weissmänteln und um's Haupt gebundenen Kapuzen. Ihre (französische) Regierung lässt sie nicht mittellos in die weite Welt ziehen, um ihren Nebenmenschen zur Last zu fallen, sie haben schon, wie man sagt, beim Hinweg einen Theil ihres Reisegeldes bei dem französischen Consulat in Aegypten zu hinterlegen, damit ein Nothpfennig für die Heimreise bleibe. An so etwas haben die barbarischen Regierungen der übrigen mohammedanischen Westprovinzen noch nicht gedacht. Die Pilger aus diesen Gegenden ziehen mittellos von der Heimath aus oder nehmen nur eine ungenügende Summe mit sich, die schon auf der Hinreise und namentlich in den geldsaugenden heiligen Stätten darauf geht, und, wenn nicht schon auf der Hinreise, so leben sie doch auf der Rückreise meist vom Bettel. Neben dem Bettel verdienen sich viele Moghrebiner auch etwas mit Zauberei, Schreiben von heilsamen Sprüchen und Talisman's, mit Weissagen, Sterndeuterei und andern Geheimnissen. Zu einem „Moghrebi“ hat man in diesen Dingen von vorn herein das grösste Vertrauen, mit ihm wetteifert nur der gelehrte *Fellati* aus dem Sudan, „dessen Schrift gesegnet ist.“ Diese Moghrebiner sind ein zänkisches, gefährliches, unordentliches, gefürchtetes Gesindel, das schwer in Ordnung zu halten ist. Ihre religiösen Andachtsübungen oder Zikr's sind noch barbarischer, als die der Neger; der fromme Wahnsinn, in den sie sich damit versetzen, ist nicht immer harmlos: es kommt vor, dass sie dann am hellen Tage auf der Strasse des Orts ein Lamm rauben,

dasselbe noch lebend, wie Bestien, mit den Zähnen auseinanderreissen, das noch zuckende Herz fressen, das warme Blut trinken und die zähen Fasern des frischen rohen Fleisches zerkauen!

Ausser diesen Hauptcontingenten kommt noch das Elend des ganzen übrigen mohammedanischen *Orients* hier zusammen: Der auch in der Armuth stolze Türke, der breitwangige dünnlippige Tartare oder Daghestani, der Bucharer, der „Suleimani" oder Ostiraner (?), der sittige gesprächige Syrier, der Bewohner Mesopotamiens (Aerâk), der Kleinasiate (Karamâni) oder Anatolier, selbst der hagere, braune mohammedanische Hindu, selten der ketzerische Perser. Die letzteren treffen sogar in Koseir einen Consul, der jeden Freitag eine grünweisse Fahne aufsteckt und einen Löwen im Wappenschild vor seinem Thore aufgehängt hat. Nur die schiitischen Perser werden als Ketzer angesehen, alle anderen Völker sind orthodox, und auf diese Glaubenseinheit, die freilich in den Ländern des Islam nicht von jeher dagewesen ist, ist der Muselman gegenüber dem Christen ausserordentlich stolz.

Viele dieser Pilger, deren Weg ein ganz anderer sein sollte, kommen hier durch, um, wie auch öfter *christliche* Bewohner Abyssiniens und die Juden Jemen's, nach *Jerusalem*, dem dritten heiligen Wallfahrtsort neben Mekka und Medina, zu pilgern. Andere sind eben nur vom Strome fortgeschwemmt und kommen hier an, ohne sich Rechenschaft geben zu können, warum und wohin? Bei der Hinfahrt noch munter und bemittelt, landen sie wie ein an den Strand geworfenes Wrack. Ihre Reisegefährten, Beschützer und Anverwandten sind ihnen im Getümmel verloren gegangen, oder der Tod hat diese hinweggerafft, und die *„Abgeschnittenen"* schliessen sich nun irgend einem Trupp an, um, wenn auch auf Umwegen, wenigstens weiter zu kommen. Die Strapazen, die Anhäufung der Menschen, der Schmutz, die Lebensweise, Hunger, Durst und Sonnenstich erzeugen alljährlich Krankheiten, besonders Dysenterie, Typhus, Wechselfieber, bösartige Geschwüre, wenn auch nicht immer verheerende Seuchen, denen viele Tausende unterliegen. Man hat berechnet, dass die Zahl der seit Beginn des Islam auf der Pilgerschaft Verstorbenen der Gesammtzahl der jetzt lebenden Moslimin (200 Millionen?) gleich komme. Kranke und alte Leute werden

oft mitten in der glühenden Wüste von ihren eigenen Leuten hartherzig im Stich gelassen und sterben einsam vor Hunger und Durst. Die grosse Pilgerkarawane zieht erbarmungslos weiter, und wer zurückbleibt, wird von den stets lauernden Beduinen ausgeplündert. Aber der auf der Pilgerfahrt sterbende Moslim macht sich nicht viel aus dem Tode, er ist ja sicher, sofort in's Paradies einzugehen.

Sind die heiligen Stätten besucht, so kehren die Bemittelten auf Dampfern oder mit der Pilgerkarawane nach Hause; die, welche über Koseir wollen, schiffen sich in den arabischen Häfen: Djedda, Jemba, Wudj auf den einheimischen Segelschiffen ein. Dort sammeln sich auch die Bettelpilger in Masse an, und die betreffende Regierung zwingt jedem absegelnden Schiffe noch ein Quantum dieses lästigen Gesindels auf. Auf einem solchen *Pilgerschiff* sieht es wahrhaft gräulich aus, nicht besser als auf den so berüchtigten Sklavenschiffen. Das verhältnissmässig kleine Schiff trägt 80 — 120 Menschen, in eckelhaftem Durcheinander sind Männer, Weiber, Kinder, Kranke, Thiere und Waaren zusammengepfropft und die Reise in diesem Raum dauert oft mehrere Wochen. Kein Wunder, dass der Tod hier immer reichlich Ernte hält; die Todten werden möglichst bald über Bord geworfen. Den Bettelpilgern gab die Regierung den nöthigsten Mundbedarf, nemlich Zwieback oder einfach getrocknetes schwarzes Brod mit, von dem sie sich während der ganzen langen Reise einzig und allein nähren müssen, wenn ihnen nicht die bemittelteren Passagiere auch noch sonst etwas zukommen lassen.

In der Hafenstadt Koseir angekommen ergiessen sich nun die elenden, halb verhungerten und verdursteten Gestalten der *Bettelpilger* über die Strassen und Gässchen und fordern mit Ungestüm, fast drohend an die Thüren pochend, ihr Almosen. Dazu singen sie ein eingelerntes Bettelsprüchlein ab, andere begleiten ihre Weisen mit einer primitiven Laute oder mit Tanz in ihren abenteuerlichen, zerlumpten Kostümen, den Brodsack und ein Wassergefäss, z. B. eine Kokusnussschale, in der Hand. Ihr Lager ist die Strasse, der Boden einer Moschee oder eine verfallene Bude. Da legen sich auch die Kranken hin und nehmen von mitleidigen Seelen Speise und Trank auf. Nur

wenn sie am äussersten sind, entschliessen sie sich, in das Hospital sich aufnehmen zu lassen, wo sie Pflege, passendere Nahrung und Arznei finden; viele müssen mit Gewalt dahin gebracht werden.

Aber nicht alle Bettelpilger sind wirklich so arm. Viele mögen zu Hause ganz vermögliche Bürger sein, aber hier *spielen sie die Bettelpilger,* theils aus Geiz, theils um im Heiligenschein zu glänzen. Es ist eine ganz gewöhnliche Erfahrung, dass man bei Gelegenheit, z. B. bei Zollvisitationen, bei Todesfällen in dem Bettelsack, in den Kleidern eingenäht, ja in einem Beutel zwischen den Schenkeln dieser Menschen eine Rolle schöner Goldstücke entdeckt, nachdem sie vorher unter den heiligsten Schwüren ihre Dürftigkeit betheuert hatten. Dabei sind sie mit den schmutzigsten Lumpen bekleidet, haben Wochen lang mit ihren Genossen bis zur Auszehrung gehungert und gedarbt, liessen sich von der Regierung füttern und umsonst transportiren und lebten auf der ganzen Reise vom Bettel.

Die Behörde denkt nicht daran oder darf nicht daran denken, diesen verderblichen Schweif der Pilgerschaft zu bestutzen, sie unterstüzt ihn. Zwar giebt es einen Paragraphen in dem Sanitätsreglement, nach welchem die Behörde gänzlich unbemittelten Menschen schon die Abfahrt verbieten kann, aber das steht, wie die meisten Verordnungen, die sich nicht auf Steuern und Geld beziehen, nur auf dem Papier. Solche Bettelpilger werden vor der Abfahrt nicht zurückgeschickt, sondern, um die Stadt möglichst bald davon zu reinigen, dem nächsten besten Schiffe aufgebunden. Bei der Rückkehr wird ihnen im Fall einer Quarantäne die Nahrung und das Wasser geliefert, bei der Reise durch die Wüste in's Nilthal werden sie den Kameltreibern halbdutzendweise übergeben, so dass sie abwechselnd reiten können, und die Regierung bezahlt den Kameltreibern dafür und giebt den Pilgern eine Ration Zwieback mit. Kranke werden ohne Entgeld im Spital verpflegt. Ja zuweilen, wenn es das Interesse der Sanität erheischt, um Epidemien vorzubauen, schickt die Regierung eigene Dampfer, um diese Bettler aus dem heiligen Lande abzuholen und, ohne das Land zu berühren, durch den Suezkanal in ihre Heimath zu schaffen.

Eine sonderbare Menschensorte findet sich alljährlich unter

dem Pilgergesindel aller Nationen: *die Reisederwische* (Fig. 20 und 21). Das Reisen und insbesondere das Pilgern ist ihre Profession: sie sind immer allein, ohne Familie und ohne Gefährten;



Fig. 20. Fig. 21.

manche erscheinen jedes Jahr regelmässig zur Pilgerzeit, ihr Leben lang. Einige sind gelehrte Leute, und finden bei irgend einem wissbegierigen, gottesfürchtigen Herrn Unterstand, und da bleiben sie Wochen und Monate lang, um an einem andern Orte es ebenso zu machen. Andere sind eine Art Bettelmönche, sie kleiden sich in abenteuerliche Kostüme, z. B. einen aus unzähligen Flecken bunt zusammengenähten Mantel, tragen eine thurmartige oder jakobiner-mützenförmige Kopfbedeckung; sehr

viele lassen zum Unterschied von andern Moslimin das ganze Kopfhaar lang wachsen, tragen einen langen geisterhaften Bart, manche gehen fast ganz nackt an Leib und Kopf. Man wird lebhaft an das bekannte „Narrenhausbild“ von Kaulbach erinnert. Dabei zeigen sie sonderbare Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten: der eine rennt stets sprachlos, ohne Zweck, die Strassen auf und ab, der andere hat eine Keule und schlägt sich damit die Brust, dieser ruft mit lauter Stimme von Zeit zu Zeit das Glaubensbekenntniss oder den Gebetsruf oder ein Kapitel aus dem Koran, jener versetzt sich ohne besondere Veranlassung von Zeit zu Zeit durch tausendfaches Lallen von Allah, wie bei den Zikr's, in Ekstase, wobei er mit dem Mund schäumt und die Augen vorquellen lässt u. dgl., der zieht an der Spitze einer Kinderschaar mit einer Fahne durch die Strassen und ruft irgend etwas, wobei die Kinder im Chor einfallen. Viele machen den Possenreisser und spielen allerlei dumme Streiche, aber immer im Heiligengewande. Sie nehmen kein Geld an, nur Trank und Speise, worin sie sehr genügsam sind, manche nagen auf der Strasse gefundene Knochen ab und laden die Vorübergehenden zu Gaste. Diese Leute dürfen sich viel herausnehmen, denn sie stehen im Ruf der Heiligkeit, sie gelten als „Wali's“. Sie setzen sich dreist auf den Ehrenplatz im Divan der Reichen, Hoch und Nieder buhlt um ihren Segen. Denn sie geniessen die Gnade Gottes besonders, Gott hat ihnen in dieser Welt den gewöhnlichen Menschenverstand versagt, daher sind sie auch ohne Sünde und werden dafür in der andern Welt bevorzugt, ja sie können schon in dieser Welt oder nach ihrem Tode Wunder thun. Die meisten thun in der That Niemand etwas zu Leide, zuweilen werden ihre Spässe aber auch ziemlich unangenehm. Diese Menschen gäben ein interessantes Studium für einen Psychiatriker. Ihr Zustand ist ein eigenthümlicher harmloser Wahnsinn oder theilweiser Blödsinn, vielleicht entstanden durch lang fortgesetzte Ekstasen. Manche mögen auch blosse Simulanten sein.

Die Pilgersaison bringt indess nicht bloss Jammer und Elend; auch an *Belustigungen* und *Sehenswürdigkeiten* fehlt es nicht. Da kann man sich damit unterhalten, die aus allen Zonen zusammengeströmte Menschheit in ihren Zügen, ihrem Treiben,

ihren Trachten zu beobachten, ihre Erzählungen und Abenteuer mit anzuhören, die in Lager verwandelten Plätze und Gasthäuser zu durchkreuzen, wobei man auch manchem fremden Kind des schönen Geschlechts tiefer in die grossen orientalischen Augen zu schauen Gelegenheit hat; denn mit der Verhüllung wird es auf der Reise oft nicht so streng genommen.

Man mustert die fremdartigen Geräthschaften und Waaren, welche bei der Zollvisitation zu Tage kommen oder welche der geldbedürftige Pilgrim durch den Mäkler, oder auch selbst den Auctioneur machend, um einen Spottpreis losschlägt, um seine Weiterreise zu bestreiten. Da giebt es Waffen, Bücher, Räucherhölzer, Stücke der schwarzen Koralle, Rosenkränze aus dieser oder aus Aloëholz; lederne und metallene Gefässe mit heiligem Semsemwasser gefüllt, Bilderbögen mit den Ansichten der heiligen Stätten, eingewickelte Klösschen mit heiliger Mekka- und und Medinaerde, Datteln vom Grab des Propheten, Zahnstocher und andere Reliquien. Endlich stellen sich auch noch Gaukler, Athleten, Musikanten, Tänzer und Tänzerinnen, Schlangenbeschwörer, Zauberer, Sterndeuter, Erzähler, Dichter, Gelehrte und Wahrsager, Krämer und allerlei Handwerksleute aller Sorten und aller Länder ein. Sie schlagen neben dem Pilgerschaftssegen durch ihre Kunst und ihr Gewerbe zum mindesten die Reisekosten heraus.

Quarantäne.

Zu der Pilgerschaft in naher Beziehung steht die Quarantäne. In den ägyptischen Häfen des Rothen Meeres befanden sich zwar schon seit längerer Zeit Quarantäneämter, jedes ankommende Schiff musste sich einer sanitätlichen Untersuchung unterziehen, und zur Zeit von Epidemieen, wie Cholera, Typhus, Pocken wurden durchgänige Quarantänen angeordnet. Aber die allgemeine Sanitätsordnung war unvollkommen, am andern Ufer wollte man nichts von Sanität wissen, es wurden nicht einmal Patente ausgestellt. Da kam das Cholerajahr 1865. Von der Quelle Indien eingeschleppt, durch die ungeheure Menschenmenge, die sich bei der damaligen „grossen Pilgerschaft“ (S. 312) einfand, in Gährung gebracht, verbreitete sich die Seuche schnell

trotz Quarantänen fast über die ganze Welt. Sie wurde durch rückkehrende Pilger nach Suez gebracht und wanderte von da sowohl nach Norden, zunächst nach den Ländern des Mittelmeeres, als nach Süden durch das Nilthal bis in den Sudan. Nach diesem schlimmen Jahre wurde bekanntlich in Constantinopel eine internationale Sanitätsconferenz gehalten, um über Massregeln gegen Verhütung und ferneres Eindringen der verwüstenden Krankheit zu berathen. Ein wichtiger Beschluss derselben, die Pilger zum Landweg zu zwingen, musste schon im folgenden Jahre in Anwendung kommen, da die Cholera abermals unter den Pilgern ausbrach, wenn auch mit geringerer Wuth. Aber die Quarantäne war damals noch mangelhaft organisirt und das führte zu grosser Verwirrung. Die ägyptischen Sanitätsbehörden am afrikanischen Ufer hatten den strengsten Befehl, jedes Pilgerschiff mit Gewalt zurückzustossen und nach Tor am Sinai zu verweisen, um daselbst eine Quarantäne durchzumachen. Zur Unterstützung des Befehls schickte man eine Abtheilung türkischer Baschi-Boschuk's nach Koseir. Ob nun der Befehl, nach Tor zu fahren, den von den türkisch-arabischen Häfen abfahrenden Schiffen, wo sie zum Theil schon eine vierwöchentliche Quarantäne durchgemacht hatten, nicht zukam, sei es, dass sie ihn absichtlich umgehen wollten: kurz, eines Tages erschienen acht Pilgerschiffe auf einmal im Hafen von Koseir, vollgestopft von mehr als 800 meist mittellosen, halbverhungerten Menschen und einer Menge Kranker. Bei dem schrecklichen Zustand der Passagiere war an eine sofortige Fahrt nach Tor nicht zu denken, es musste zum mindesten eine Frist gewährt werden, um ihnen den nöthigen Mundvorrath auf die lange Reise, die bei den herrschenden Nordwinden drei und mehr Wochen in Anspruch nehmen konnte, zuzuführen. Damit war die gänzliche Absperrung vom Land eigentlich schon gebrochen. Aber die Pilger wollen von Tor nichts wissen, sie wollen hier bleiben, und müssten sie auch noch so lange Quarantäne halten. Die einen bitten händeringend um Mitleid, die andern drohen. Die Mundvorräthe, die man ihnen zur befohlenen Reise in's Schiff bringt, werden zum Theil in's Meer geworfen. Als man den Kapitänen endlich ernstlich gebietet, abzufahren, entsteht eine allgemeine *Pilgerrevolution;* die Pilger knebeln

die Schiffsmannschaft, welche gehorchen will, prügeln den Kapitän, schneiden die Taue durch, bemächtigen sich der Boote, um an's Land zu fahren oder stürzen sich in's Wasser, um an's Land zu schwimmen. Aber das Ufer ist bereits mit Wächtern und Soldaten besetzt, die andringenden Pilger werden zurückgetrieben. Die Behörde sieht indess die Unmöglichkeit ein, den Befehl der Regierung auszuführen. Die Schiesswaffen zu gebrauchen, scheint doch bedenklich, frommen Pilgern gegenüber. Und wer könnte solche verzweifelte Menschen hindern, an einem der unbewohnten Scherm's zu landen und zu Lande zurückzukommen, oder gar durch's Gebirge in's Nilthal einzudringen!

Es wurde also beschlossen, einen Dromedareilboten in die nächste Provinzialstadt zu schicken und dort der Regierung in Cairo und Alexandrien die Sachlage telegraphisch darzulegen. Dieser Beschluss gewährt den Pilgern Trost und Hoffnung und sie verhalten sich jetzt ruhig. Aber die Hauptstadt ist weit trotz des Telegraphen. Die Pilger müssen unterdessen ihr Essen und Trinken haben, namentlich letzteres ist schwer zu beschaffen, auch der Zwiebackvorrath geht bald aus, zumal die Zahl der Pilger durch täglich neu ankommende Schiffe sich bald auf 1300 steigert; es wird ein Gerstenstampf in einem Riesenkessel bereitet. Während der ganzen Zeit ist die Stadt in Kriegszustand, man befürchtet stets das Einbrechen der Pilger von ihrer ansehnlichen Flotte aus, Soldaten und Arbeiter halten Tag und Nacht Strandwache, brennen Wachtfeuer und geben sich gegenseitig laut schreiend Parole. Endlich — nach langen 13 Tagen! — kommt die Botschaft, man könne die Pilger an's Land lassen, aber in Quarantäne, die eigentliche Quarantäne sei an einem Ort am Rande des Nilthals, in Bir Amber zu halten, bis wohin sie unter Soldatenbedeckung in wandernder Quarantäne zu bringen seien. Diese Nachricht bringt unter solchen Umständen immerhin Jubel hervor. Die Pilger dürfen jetzt wenigstens aus ihren Gefängnissen, den Schiffen, auf's feste Land. Es braucht aber immer noch eine Woche, bis alle die Pilger mit Kamelen fortgeschafft werden können, und da giebt es bei der Schwierigkeit der Beischaffung von Essen und namentlich Trinken alltäglich neue revolutionäre Scenen. Dazu liegen

mehr als 70 Kranke, meist mit Dysenterie behaftet, umher und verpesten die Luft, und neue Kranke macht die von oben stechende Sonne und der brennende Sand von unten, denn der Quarantäneplatz ist nur mit Stricken und Pfählen eingepfercht und nur für die Beamten und die Kranken hat man mit Mühe Strohhütten aufgebracht.

Nach und nach wurde die Sanität besser organisirt. Statt des entfernten Tor wählte man als in jeder Beziehung passendsten Quarantäneplatz für alle Pilger, sowohl die mit der grossen Karawane zu Lande zurückkehrenden, als die mit Schiffen und Dampfern nach Suez und Koseir fahrenden, den ägyptischen aber an der arabischen Küste gelegenen Hafen *el Wudj*. Dorthin wird jetzt jedes Jahr während der Zeit der Rückkehr der Pilger vom grossen Beiram an gegen zwei Monate lang eine Quarantäne gehalten, und dazu eine eigene Quarantänecommission von der ägyptischen Regierung abgeschickt. Wenn keine Cholera herrscht, dauert sie als Beobachtungsquarantäne nur fünf Tage, bei einem verdächtigen Krankheitsfalle wird sie verlängert. Kein Schiff, das aus einem arabischen Hafen kommt, auch nicht europäische Dampfer werden in den ägyptischen Häfen Suez, Koseir zu dieser Zeit eingelassen, wenn sie diese Quarantäne in Wudj nicht durchgemacht haben. Auch in anderen Zeiten, wenn eine verdächtige Krankheit aus Arabien angezeigt ist, wird daselbst eine Quarantäne installirt; so im Jahr 1874, als Pestfälle aus dem Lande Asir und bei Mekka ausserhalb der Pilgerzeit vorgekommen sein sollen, was übrigens von den Meisten geläugnet wurde, mussten die Schiffe Monate lang eine dreiwöchentliche Quarantäne halten. Je nach den Umständen wird dann noch in den ägyptischen Häfen eine kleine Nachquarantäne zur Sicherheit angeordnet oder die Schiffe werden nach vorgenommener ärztlicher Untersuchung sofort freigelassen. An allen Haupthäfen des Rothen Meeres finden sich jetzt ständige *Sanitätsämter*, welche regelmässige Patente ausstellen, und die Pilgerkarawanen sind von Regierungsärzten, natürlich nur mohammedanischen, begleitet, um stets Berichte an die Sanitätsoberbehörde über den allgemeinen Gesundheitszustand zu erstatten und in verdächtigen Fällen Massregeln zu treffen. Auch ist Mekka selbst seit der Schreckenszeit von 1865 manchfach

sanitätlich organisirt worden; zahlreiche Abzugskanäle sollen gegraben worden sein, um das Blut und andere Reste der Opferthiere, welche früher bei ihrer Masse die Luft verpesteten, aufzunehmen.

Wird nun durch diese wichtigen Massregeln künftig die Cholera und andere Epidemieen zurückgehalten werden? Dass eine Epidemie durch eine Quarantäne sich innerhalb eines Cordons oder auch der Mauern eines Lazareths bannen liesse, dass die vorgeschriebenen Proceduren, Räucherung der Briefe und Waaren mit wohlriechenden Stoffen, die Entfernung auf Schussweite von der Haut eines Unreinen von grossem Nutzen seien, dazu gehört ein guter Glauben, zumal bei der Cholera, die mit den Auswurfsstoffen auf Distanz wirkt. Da braucht man Quarantänewächter, Beamte, Aerzte, welche alle dem Giftstoff ausgesetzt sind. Dazu kommen noch Verkäufer von Nahrungsmitteln, plaudernde Freunde und allerlei Möglichkeiten von Berührungen durch Fahrlässigkeit oder Bestechlichkeit derer, die über die strenge Ausführung der Anordnungen zu wachen haben, der Widerwille der fatalistischen Araber, die Aerzte inbegriffen, gegen alle derartigen Massregeln. Ein wirksamer Schutz ist nur denkbar, wenn ein angekommenes Schiff weit draussen auf der Rhede durch drohende Schlünde fern gehalten würde, ohne alle Communication mit dem Hafen, oder durch absolute Repulsion. Aber das sind in der Praxis Unmöglichkeiten; man hat mit Winden, Schiffbruch, Hunger und Durst, der Sehnsucht nach dem Land zu rechnen, nicht zu gedenken der oben genannten Momente, wie Fahrlässigkeit der Beamten u. dgl. Bei Landquarantänen hat sich ein *mehrfacher Cordon* in der Weise, dass an einem Orte eine Quarantäne errichtet ist, an einem andern benachbarten eine zweite und dritte, die alle nach und nach durchgemacht werden müssen, entschieden nützlich erwiesen, so vor einigen Jahren, als die Cholera mit Macht vom Sudan her gen Oberägypten zog. An einem dreifachen Cordon an der Südgrenze Oberägyptens hat sie sich gebrochen, Aegypten blieb verschont. Eine nicht geringe Schwierigkeit ist auch die *Erkenntniss der Krankheit* von Seiten der Aerzte. Wie sollen blosse Choleradiarrhöen in der ersten Zeit, überhaupt die Anfänge von Krankheiten in dem Moment, wo ein Schiff ankommt

und untersucht wird, sofort erkannt werden, zumal da die Ankömmlinge alles thun, um nicht als krank erkannt zu werden und Quarantäne halten zu müssen! Der Kranke nimmt, wenn es ihm auch noch so übel um's Herz ist, in jenem entscheidenden Augenblick eine lustige Miene an, macht sogar Luftsprünge, kaut an einem ihm in den Mund gesteckten Bissen, als ob er grimmigen Appetit hätte; kurz er hält es für patriotische Pflicht, den Arzt zu täuschen und seine Gefährten vor Quarantäne zu schützen. Ein Krankenverhör nützt nichts, denn die Wahrheit erfährt man da gewiss nicht. Puls und Haut dürfen nicht befühlt werden, eine Ausleerung ist auch nicht sofort zu haben. Es bleibt nur das allgemeine Aussehen und die Zunge als Kriterien übrig. Eine sichere Diagnose ist also nur bei ausgesprochenen Krankheitsfällen möglich.

Dennoch ist der *Nutzen der Quarantäne* nicht zu bestreiten, er liegt in der Hemmung und Verlangsamung des Marsches der Krankheitsträger, wobei sich die Krankheit nach und nach abstumpft, sowie in der nur während einer Quarantäne durchführbaren Isolation der Ergriffenen und damit Entfernung von ebensoviel Krankheitsherden von der Masse. Aber die Quarantäne schlägt dem Handel und der Schifffahrt tiefe Wunden; die Sporteln betragen bei den kleinen einheimischen Schiffen bei einer einzigen Quarantäne oft gegen 100 Francs, ein gutes Procent des Gesammtgewinns einer Fahrt. Allerdings macht die Quarantäne auch der Regierung viele Auslagen, die durch die Sporteln entfernt nicht gedeckt werden. Warum sollen aber die Bürger des Vorlandes, das man zu schützen sucht, frei bleiben, und die so schon durch die Quarantäne genug geplagten Reisenden und Schiffer auch noch die Kosten tragen? Eine Umlage der Quarantänekosten auf das ganze Land würde für den Einzelnen ein Minimum betragen. Durch den Wegfall der Quarantänesporteln würde auch mancher Anlass zur Bestechung gehoben und die Ausführung der Massregeln stricter; denn der Eingeborene fürchtet nicht die Zeit, sondern die Kosten. So aber wird die Quarantäne vom Volke durchgängig als ein blosses Steuer- und Plackereiinstitut angesehen, und an einen wirklichen Nutzen zur Abhaltung von Seuchen will Niemand glauben.

VI. Kapitel.

Die Naturschätze des Rothen Meeres.

Der Meeresarm, welcher dem grossen indischen Ocean entsprosst, und den Namen „Arabischer Golf oder Rothes Meer" führt, ist, obwohl er sich weit über den Wendekreis nach Norden erstreckt, ein wahres *Tropenmeer*. Die Landenge von Suez, die ihn vom mittelländischen Meere trennt, scheidet scharf das Gepräge der Inwohner beider Meere, und nur wenige, mehr nur kosmopolitische Formen der Geschöpfe sind beiden gemeinschaftlich: ein Beweiss, dass wenigstens für recentere Erdepochen keine Communication stattgefunden hat. Vor Kurzem erst ward der Damm von der starken Hand des Menschen durchbrochen, und die Fluthen des Nordens und Südens haben sich vermählt. Vielleicht möchte sich mit der Zeit eine gewisse Ein- und Auswanderung der Thiere beider Meere ergeben, aber seit dieser Vermählung ist doch schon über ein halbes Decennium verflossen, und bis jetzt ist noch nichts Auffallendes darüber constatirt worden, die Lebensbedingungen in beiden Meeren sind doch sehr verschieden, und der dazwischen liegende Kanal bietet der Hindernisse gar viele.

Wir haben uns indess bei Zeiten aufgemacht und schauen uns das rege Leben, das in der warmen Salzfluth herrscht, noch in seiner Ursprünglichkeit an. Und das ist uns recht leicht gemacht, wir brauchen nicht bis an den Bauch hinein in Schlamm und Sand zu waten, wir brauchen auch nicht den Zauberstab Mosis, um das Meer trocken zu legen, sondern wir warten nur, bis der Mond über unserem oder unserer Gegenfüssler Scheitel vorüberzieht, dann sinkt das Meer um ein, manchmal um zwei Meter, und wir können fast trockenen Fusses auf der Felsfläche

des Küsten- oder Saumriffes, das hier in der Regel keine Lagune vom Ufer trennt, weit hinein bis zu dem Absatz, wo die Brandung des Meeres tobt, uns hineinwagen, ohne zu fürchten, von den Wogen der rückkehrenden Fluth gleich Pharao und seinem Heere verschlungen zu werden.

Am Besten thut der Forscher, die Monate des *Sommers,* inbesondere des *Spätsommers* zu wählen. „Wenn der Nil steigt, so fällt das Meer", sagt der Bewohner dieser Gegenden. Während dieser Zeit, also besonders vor und zu den Herbstäquinoctien steht der Ebbespiegel am niedrigsten. Während des Winters dagegen, vom October bis zu den Frühlingsäquinoctien sinkt das Meer, mit Ausnahme der Zeit um das Neujahr, also der Zeit der Sonnennähe, nie so weit, dass sich die ganze Rifffläche bis zum Abhang hin entblösste, was im Sommer häufig der Fall ist. Diese Entleerung (auch bei der Fluth zeigt sich dann die Wasserarmuth) dürfte eine Folge gewisser Meeresströmungen oder der in dieser Jahreszeit fast ausschliesslich herrschenden Nordwinde sein, welche die Fluthen nach Süden wälzen, zum Theil vielleicht auch durch Verdunstung des in glühende Küsten tief eingerahmten Busenwassers nach der erwärmten und wassergierigen Atmosphäre vor sich gehen.

Am Ufer.

Noch steht die Fluth wie ein seichter See über der weithin dem Ufer entlang gestreckten, gegen 100 Schritte breiten Rifffläche und schlägt mit ohnmächtigen, schon am Riffabhang gebrochenen Wellen an das furchtbar öde, bald sandige, bald felsige Gestade. Der Naturforscher findet es indess so wüst nicht, er liest die Gebeine der Wirbelthiere, die verblichenen Muschelschalen, die Korallensträucher, die wie auf einem Todtenfelde zerstreut herumliegen, auf, oder klopft sie aus den Felsen, in die sie die Macht der ewigen Elemente eingebacken, heraus: nicht, um mit diesen verwitterten, zerbrochenen Gestalten seine Sammlung zu schmücken, sondern, um sie mit ähnlichen, die er später unversehrt und in Lebensfrische aus dem Meere zu heben hofft, zu vergleichen. Vielleicht, dass die eine oder die andere Form gar nicht mehr unter den lebenden sich findet, und dann

muss sie als Belegstück einer ausgestorbenen Art in der Sammlung bleiben. Räthselhafte Processe gehen mit dem Ufer vor, auf dem wir wandeln: es wächst und das Meer nimmt ab, wie schon in Kap. IV. S. 230 ausgeführt war. Der Geologe nennt diesen Process „säculäre Hebung des Landes“.

Aber auch lebende Kinder des Meeres entfalten ihre Thätigkeit an der trockenen Küste. Wir können uns nicht satt sehen an dem komischen Treiben der *Sand-* oder *Mauskrabben* (Ocypoda), welche am sandigen Gestade besonders an Sommerabenden in Unzahl sich herumtummeln. Sie graben sich dort jenseits der Fluthmarke, oft eine gute Strecke vom Meere entfernt, doch nur, soweit der Sand unten feucht bleibt, Löcher von der Grösse ihres Körpers. Grosse Landreisen, wie die westindischen Landkrabben (Gecarcinus) machen sie nicht. Die Löcher dringen 3—4 Fuss tief schief oder in die Kreuz und und Quere ein; die Krabben bewohnen sie einzeln oder in Pärchen desselben oder verschiedenen Geschlechtes. Der beim Graben abfallende Sand wird, zwischen einem Scheerenarm und einem Vorderfuss gehalten, herausgetragen, wobei die am zweiten Fusspaar befindliche Haarbürste wohl zu statten kommen mag; die andere Seite aber wird zum Herauswandeln aus dem Loch freigelassen und vorgesetzt. Oben angekommen schleudert die Krabbe in einiger Entfernung vom Loch den Sand mit einer plötzlichen hastigen Bewegung von sich, macht dann ihre Toilette, indem sie sich mit den Armen wie mit einer Zahnbürste die Kiefer säubert, und schlüpft wieder in's Loch hinein. Nach einer Weile erscheint sie wieder und treibt es in derselben Weise. Der weggeschleuderte Sand thürmt sich nach und nach zu einer spannenhohen Pyramide auf, welche dann die leichte Krabbe jedesmal erklimmt und mit dem neuen Sandpacket äusserst geschickt zu einer feinen Spitze krönt. Ein Feld von Tausenden solcher Naturpyramidchen giebt von dieser Thätigkeit Zeugniss. Jede Handlung ist überlegt und vorbedacht: kommt die Krabbe aus dem Loch, so bleibt sie stehen, die Füsse einer Seite noch innerhalb der Schwelle ihrer Behausung, hebt die klugen Keulenaugen hoch empor, überzeugt sich von den obwaltenden Umständen und erst, wenn sie von Abwesenheit jeder Gefahr überzeugt ist, setzt sie ihre Arbeit fort. Der Beobachter

muss sich daher ganz stille in einiger Entfernung halten. Es ist nicht so leicht, dieser klugen leichtfüssigen Krabbe habhaft zu werden. Ehe wir uns ihr nähern, hat sie uns schon längst erblickt, füsselt mit unglaublicher Geschwindigkeit, stets die eine Seite voran, der wohlbekannten Behausung zu, verschwindet aber noch nicht ganz, sondern bleibt an der Schwelle beobachtend stehen, lässt neckisch den Verfolger ganz nahe kommen und huscht erst im letzten Moment mit Blitzesschnelle hinein. Sind wir ihr bei ihren Streifzügen fern von ihrem Loch nahe gekommen und gelang es, sie von diesem absuschneiden, so weiss sie durch hundert Schwänke und Winkelzüge auszuweichen, läuft im Nothfall fast eben so gut vorwärts, als seitwärts und sucht vor Allem das Meer zu gewinnen, von dessen Wogen sie sich fortschlagen lässt, und bald ist sie unter dem sandigen Grund oder einem Schlupf des Klippengesteins verschwunden. Ist ihr auch diess nicht geglückt und haben wir sie landeinwärts gejagt, so drückt sie sich in der Verzweiflung rasch in den Sand ein, wirft eine Sandhülle über sich, und unser blödes Auge kann den gelbgrauen Panzer der Krabbe vielleicht oft nicht mehr von dem ebenso gefärbten Sande unterscheiden. Doch, wir haben sie wieder gefunden, wir fassen sie, jetzt gehört sie uns. — Unkluger Mensch! scheint sie uns aus weiter Ferne an ihrem oder eines Nachbarn Loche oder in dem Meere sich wiegend, zuzurufen. Denn sie hatte uns mit ihren kräftigen, spitzigen Scheeren in die allzu unvorsichtigen Finger gekneipt, und wir haben der Heimtückischen, sie weit von uns schleudernd, selbst die Freiheit gegeben. Ein anderesmal aber werfen wir ein Tuch über sie, und ebenso machen wir's, wenn wir sie unter schwerer Arbeit in ihrem tiefen Sandloch ausgegraben haben.

Nicht minder geschickt sind die *Felsenkrabben* (Grapsus), deren Schwärme die schattigen Felsen, Mauern und Steine am und im Meere beleben. Auch sie wissen noch recht schnell zu laufen, ihre Hauptforce besteht aber im Klettern und Verstecken. Es ist ihnen ein leichtes, an steilen senkrechten 50 Fuss hohen Felswänden auf- und niederzusteigen, wofern sie diese nur rauh genug finden, um ihre spitzen Klauen und Stachelfüsse in die Vertiefungen einsetzen zu können. Auch sie treiben ihren Spott mit dem Krabbenjäger und lassen dessen Hand ruhig über sich

halten. Greift man zu, so treiben sich die spitzen Rauhigkeiten des Gesteins in die Haut der Handfläche, während die Krabbe längst auf und davon ist und in die nächste Ritze sich verkrochen hat. Hat man sie endlich gefangen, so braucht es ziemliche Mühe, sie von ihren Stützpunkten loszureissen oder das empfindliche Einhacken ihrer spitzen Krallen in die Haut der Hand zu verhindern. Weniger ist das Klemmen ihrer Scheerenfinger, welche löffelartig stumpf sind, zu fürchten. Auch hier ist für den Fang das Zwischenlegen eines Tuches zu rathen.

Ein wichtiger Küstenbewohner ist ein *Eremitenkrebs,* Namens Coenobita rugosus. Er könnte auf Heiligsprechung Anspruch machen, denn er säubert, wie der Aasgeier, die Küste vom Aas, aber er ist auch ein zudringlicher Dieb, der mit grösster Unverschämtheit jeden unbewachten Augenblick benutzt, um in Massen über die Vorräthe der Küstenreisenden herzufallen. Seine Zahl ist Legion, sein Zeichen eine Schnecke. Da hören wir hinter einem Stein oder Felsen ein geheimnissvolles Knattern und Knistern. Wir treten hinzu und erblicken einen an den Strand geworfenen halbskelettirten Fisch oder sonst ein verunglücktes Meeresgeschöpf, über und über bedeckt von einer Schneckensammlung aller Arten und Grössen, vorzugsweise aber von der Rundmundschnecke (Turbo radiatus). Es ist mäus'chenstill geworden, und beim Aufheben oder Aufrühren des Aases fallen die Schnecken alle ab. Einige dieser Schneckenhäuser sind frisch und rein, meist sind sie aber verdorben, abgestossen und verblichen; an sehr vielen fällt uns ein kleines rundes Löchelchen auf. Wir drehen und beschauen die Mündung des Hauses, eng und knapp sitzt der Deckel auf. Die taugt zur Sammlung, denken wir, schliessen sie in die Faust und suchen weiter. Da kritzelt und zwickt etwas in der Faust, wir öffnen sie und sehen nichts, als das stille Schneckenhaus mit dem Deckelverschluss. Jetzt kommt uns der Deckel aber doch sonderbar vor, er hat oben eine zahnige Spalte und aussen ein plattes zweigliedriges Horn mit einer Dornklaue an der Spitze, und darüber oben noch zwei leicht behaarte, ebenfalls beklaute Glieder. Bald regt es sich, und es kommt ein blasser langfühleriger, kieläugiger, wohlbescheerter, aber bloss mit zwei deutlichen Gehfüssen jederseits ausgestatteter Krebs hervor. Wir suchen ihn aus seinem Kerker

zu retten, er zuckt zurück und liegt regungslos wieder in seiner Kammer. Die letzten Glieder seiner Füsse und seiner Scheeren schliessen sich zu einem ebenen Deckel zusammen. Wir zerren und ziehen, eher bleiben aber der Kopf und alle Füsse in unsern Fingern, als dass wir des unverkrusteten weichhäutigen Hinterleibs habhaft werden könnten, welcher sich nur durch Zerschlagen der Schneckenschale zur Ansicht bringen lässt. Erst wenn man das Thier in eine für dasselbe unangenehme Flüssigkeit, z. B. stinkendes Seewasser, setzt, oder wenn man sich den etwas grausamen Spass macht, die Schneckenschale mit einer glühenden Kohle oder Cigarre zu erhitzen, kriecht es ganz aus. Sonst aber lebt es, wie Diogenes in seinem Fasse, daher es auch den Namen Diogeneskrebs führt, und läuft damit zwar nicht behende, aber unermüdet umher, ja klettert so auf Felsen, Mauern und Bäume, wo es deren giebt. Es entfernt sich oft weit von der Küste und gräbt sich, wie die Mauskrabbe, Erdlöcher. Das seichte, nur einen halben Fuss tiefe Loch wird nicht offen gelassen, wie bei dieser, aber der Fischer, der diesen Krebs als Lockspeise für seine Angel braucht, weiss ihn aufzuspüren; er erkennt seine Wohnung an einer ring- oder hufeisenförmigen vertieften Linie, welche ein lockeres Sandhügelchen oder eine Sandfläche umgiebt. Der Krebs, wenn er sich seine Schneckenwohnung sucht, die er zum Schutz seines empfindlichen weichen Hinterleibs braucht, scheint sich meist nur an solche Schneckenhäuser zu machen, deren ursprünglicher Erbauer durch irgend äussere Einflüsse zu Grunde gegangen ist, und diess geschieht im Meere häufig durch Anbohrung der Schale durch andere Thiere, eine Fähigkeit, welche viele mit kieselhaltigen Zungen oder Kiefern versehene Mollusken und Ringelwürmer besitzen. So hat man sich wohl die Erscheinung zu erklären, dass viele der von Eremitenkrebsen bewohnten Gehäuse angebohrt sind.

Ein anderer Eremitenkrebs ist der schwarz und gelb gestreifte *Clibanarius signatus,* der ebenfalls in Unzahl sich findet, auch an's Ufer kommt, um mit dem vorigen gemeinschaftlich an ausgeworfenen Aesern zu schmausen, aber mehr der Feuchtigkeit bedürftig, entfernt er sich nicht von dem Ufer, gräbt sich keine Löcher und kann seine Füsse nicht deckelartig an-

legen. Er ist kleiner; die jüngsten wohnen in den winzigsten Schneckengehäusen, besonders der Nadelschnecken (Cerithium), er verschmäht auch Wurmröhren und andere wohnliche Gebilde nicht. Diese Art bewohnt die Klippe bis weithinein, bis in die Nähe der Brandung hin, und ist hier eines der häufigsten Geschöpfe: sie birgt sich an Steinen und Stellen, welche bei der Ebbe am frühesten sich entblössen, aber doch Feuchtigkeit und Schatten gewähren.

Wühlen wir den *Sand am Gestade* auf, der noch innerhalb der Fluthmarke liegt, so werden wir nicht verfehlen, einige Zoll tief eine oder die andere Muschel zu finden, wie die mannigfaltig gezeichnete Cytherea arabica und das von den Eingebornen „Meerei" genannte Mesodesma glabratum. Unter *Steinen* daselbst hat sich eine kleine platte Krabbe verkrochen, deren Thorax in allen Nuancen vom Milchweissen bis in's Rabenschwarze gezeichnet ist. Einmal entdeckt, weiss sie sich nicht mehr zu retten, wie ihr Stammverwandter und Gesellschafter Grapsus und der kleine Doto sulcatus. An diesen feuchten und doch lufthaltigen Plätzen führen Landasseln und Tausendfüssler, mit Meerasseln und Schnecken und Würmern des Salzwassers ein amphibienartiges Stillleben. Plattwürmer (Planarien) gleiten eilends über das Gestein hin, zerschnittene Stücke derselben enteilen je als lustige Sonderleben. Da liegen eine durchsichtige weisse Klettenholothurie (Synapta) und in unentwirrbare Knäuel gewickelte Schnurwürmer (Borlasia, Meckelia, Nemertes). Wo der Ufergrund schlammig ist, wimmelt er von langen vielgliedrigen rosenrothen Meerscolopendern (Nereïs), welche der Fischer aufsucht, um damit Barben zu ködern. Dem ausgeworfenen Tang und dem aufgewühlten feuchten Sand enthüpfen Tausende von Meerflöhen (Orchestia); sie sind ebenso flink als unsere kleinen Leibesgäste, und um ein Dutzend zusammenzubringen, muss man schon ein Stück Geduld und Umsicht mitbringen.

Bis die Klippe sich vom Fluthwasser vollends abgeleert hat, betrachten wir uns die *geflügelten Bewohner* des Wassers und der Luft, welche in der Salzfluth Nahrung (vielleicht auch Trank?) finden. Nur wenige sind hier heimisch; um einen Trunk süssen Wassers zu thun, müssen sie erst weithinein in's Gebirge

fliegen. Die meisten sind Strich- oder Zugvögel. Die Züge mehren sich im Frühjahr und Herbst, wenn die Vögel das ihnen zuträgliche Klima aufsuchen. Da zeigen sich dann allerlei Regenpfeifer, Schnepfen, Reiher und Wasserhühner, ferner Enten, Scharben, Tölpel, Möven und Seeschwalben. Es sind meist dieselben Arten, welche man im Norden zur Sommerszeit findet, manche aber sind auch für diese Gegenden eigenthümlich oder wenigstens mehr südliche Formen, so der Rennvogel (halb Wüsten- halb Strandvogel), der Riesenreiher, die dem Rothen Meere eigenen Seeschwalben und Möven. Das Hin- und Herstreifen dauert den ganzen Winter über fort. Im Sommer dagegen hört das Vogelleben in dieser Gegend des Meeres fast auf, es bleiben nur als Standvögel der Fischadler und einige Regenpfeifer und Strandläufer, selbst Möven, Seeschwalben und Reiher gehen fort. Ein ständiger Strandvogel ist der Aasgeier. Ein nächtlicher Besucher des Strandes und der Klippe ist die Hyäne und der Hund.

Ausrüstung zum Klippenbesuch.

Die Gewässer haben begonnen, sich zurückzuziehen, die äusserste Uferzone des Riffes wird gangbar, wir rüsten uns zum Betreten desselben. Wir könnten zwar wohl mit den Stiefeln fortkommen, indem wir den vorragenden trockenen Stellen folgen und vielleicht trockenen Fusses, nur mit befeuchteten Sohlen, selbst bis an den Rand der Klippe gegen das Tiefmeer unter günstigen Umständen gelangen, aber ganz ohne Benetzung geht es doch nicht ab, und das Meerwasser im Verein mit dem spitzigen Klippengestein verdirbt das Leder gründlich. Selbst juchtenlederne Wasserstiefel sind nicht zu empfehlen, sie springen und schrumpfen bald, auch die besten aufgesetzten Patentsohlen helfen nichts, und wer vermöchte diese ausländische Fussbekleidung hier zu Lande auszubessern? Daher sich an die Landessitte gehalten: Sandalen aus einem, zunächst für Wasserschläuche zubereiteten Leder, semsemîe genannt, angezogen. Hosen und Aermel hoch aufgeschürzt und einen Stiftstock in die Hand genommen! Winden wir noch ein Tuch turbanartig um die Troddelmütze, um den Sonnenstrahlen den Stich in's

Haupt zu wehren. Im Uebrigen braucht uns vor der Hitze nicht bang zu sein, der Seewind fächelt sie weg, um so kräftiger, je höher die Sonne steht, ja wir können die Mittagsstunden des Sommers in dieser heissen Zone nirgends angenehmer und kühler verbringen, als auf der Klippe und im Meer. Den Diener lassen wir einen in Fächer getheilten Korb tragen, in welchem Blechkapseln verschiedener Grössen, ein guter Stahlhammer und Stahlmeissel, wohl auch einige Hamen, Netze und Pincetten sich befinden.

Das Riff.

So vorbereitet wandeln wir über die tausendspitzige Felsfläche der Uferzone hin. Ein Blick auf das hier meist nackte, geschwärzte Gestein lehrt, dass es kein gewöhnlicher Stein ist, sondern ein aus Kalk, Muschelschalen, Wurmröhren und vorzugsweise Korallblöcken zusammengesetztes Backwerk, wie die Felsen, die wir vom Land her gegen das Ufer herragen sahen. Das Riff oder die Klippe, ein sogenanntes Küstenriff, bildet eine unmittelbar vom Ufer aus in einer Breite von 200—400 Schritte gegen das Meer hin sich ziehende, im Ganzen horizontale Fläche von meilenweiter Längserstreckung, die nur da unterbrochen ist, wo ein Thal vom Gebirge her einmündet, welches Süsswasser einst brachte oder zuweilen noch bringt. Im Einzelnen zeigen sich aber manche Niveaudifferenzen: es ist eine leichte Erhöhung der Uferzone meist bemerklich, daher auch diese Uferzone bei Ebbe am frühesten sich lehrt und bei Fluth am spätesten sich zu füllen pflegt. Zwischen der bei der Ebbe sofort sich entblössenden, mit mehrfachen leicht erhabenen Spitzen und Riffen versehenen Hauptfläche sind grössere und kleinere Vertiefungen eingeschlossen, deren Grund sich mit Sand ausfüllt, und in diesen Gruben wird das Wasser auch bei der Ebbe zurückgehalten und bildet *Tümpel* (Kalaua der Araber). Nur in den flachsten Vertiefungen verrinnt und verdunstet es. So erscheint dann das Riff bei der Ebbe wie ein Netzwerk mit Lagunenmaschen, oder, wo die Vertiefungen communiciren oder vorherrschen, wie ein Inselreich. An einzelnen Stellen erheben sich mitten auf der Klippenfläche grosse Steinblöcke, erratischen Blöcken ähnlich.

Das Volk hält sie für „versteinerte Schiffe". Sie sind mit dem Riffboden fest verwachsen, und bestehen aus demselben Riffgestein, wie dieser und wie die Felsen am Ufer. Den Vögeln sind sie ein willkommener Ruheplatz. Andere Blöcke sind lose, nicht mit der Unterlage verwachsen, und sind durch die Gewalt der Wogen irgendwo abgerissen und hergeschleppt. Sonst aber ist das Riff im Allgemeinen eben. *Die Bildung der Rifffläche* ist wohl nur so zu erklären, dass die in dem Maasse als bei der säculären Hebung des Bodens die ihren natürlichen Lebensbedingungen entrückten Korallen landeinwärts absterben, diese Thiere sich weiter in's Meer hinaus bauen. Diese Riffbildung beruht also im Rothen Meere nicht, wie es Darwin und Dana für die Koralleninseln der Südsee dargethan haben wollen, auf einer Senkung, sondern im Gegentheil auf einer *Hebung des Bodens.*

Aeussere Uferzone.

Die äusserste Zone des Riffes erfreut sich, wie oben bemerkt, nur wenige Stunden der Erquickung durch das Frischwasser. Das Wasser in den kleinen seichten Sandlagunen wird daher während der Ebbe zur Sommerszeit so heiss, dass man den eingesetzten nackten Fuss sogleich zurückzieht. An einigen Tagen des Jahres ist fast gar keine Fluth zu bemerken, die Klippe bleibt 1—2 Tage trocken, und zwar in der Regel einmal im Winter und einmal im Sommer. Dann bekommt das nicht vom Meere her erneuerte Wasser in den Tümpeln eine so aussergewöhnliche, im Sommer heisse, im Winter kalte Temperatur, dass die darin weilenden Thiere, besonders Fische, massenweise sterben, ja manche Würmer, die man sonst fast nie findet, kommen in Menge aus ihren tiefen Schlupfwinkeln im Sande an die Oberfläche und sterben dort. In dieser Zone finden sich die *Mondschnecken* (Nerita) wohl, von denen Arten auch im Brack- und Süsswasser vorkommen. Eine Art (Nerita polita) hat immer eine glatte polirte Oberfläche, die einer andern (Nerita albicilla), welche sich der Luft und der Sonne mehr aussetzt, sieht meist wie verwittert aus. Die Löcher und Ritzen des porösen Gesteins bieten der *Winkerkrabbe* (Gelasimus te-

tragonon) einen willkommenen Versteck. Ihre Wohnung ist hier, nicht am Strande. Sie gräbt sich keine Löcher in den Sand, wie von der brasilianischen Art (Gel. vocans) erzählt wird, sondern der Sand, der sich während der Fluth über ihrer Felsenwohnung anhäuft, wird sofort nach Abfluss des Wassers in Form kleiner runder Bälle ausgeworfen. Die langäugige Krabbe ist nicht sonderlich geschwind, daher hält sie sich vorsichtig in der Nähe ihrer Wohnung. Die erwachsenen Männchen tragen eine zu ihrer Grösse und zu der der andern Seite ganz unverhältnissmässige Scheere, bei den jüngeren ist sie noch mässig entwickelt. Die Weibchen haben zwei kleine gleiche Scheeren. Dass sie ihr Loch mit der grossen Scheere verklappen, wie berichtet wird, ist nicht anzunehmen, denn sie kriechen fast immer mit dieser zuerst hinein. Meist findet man ein Pärchen darin. Die Männchen halten beim Lauf gern die grosse Scheere in die Höhe oder, wie ein parirender Fechter, vor sich hin, stets zum Zwicken mit den scharfen Scheerenklauen bereit. Dieser Stellung verdanken sie ihren Namen „Winkerkrabben".

Eine ähnliche schlupfende Lebensweise führen die *Grossaugkrabben* (Macrophthalmus) und der auf der ganzen Klippe, besonders aber hier, sehr gemeine *Chlorodius Edwardsii*. Letzterer variirt sehr in der Färbung und trägt oft ein Kreuz und andere Anzeichen auf dem Rücken gemalt. Kleine schwarze *Miessmuscheln* (Mytilus variabilis) haben sich mit ihrem Bart (Byssus) an den Korallfels festgesetzt und umgeben die Tümpel und Spalten wie ein Kranz. Zwischen den leicht klaffenden Schalen sieht man ihren schönen grünen Mantelsaum. Unter den Steinen und in den Pfützen findet sich eine Menge *Uferschnecken* (Litorina) und kleinerer und grösserer *Nadelschnecken* (Cerithium) zusammen mit Nerita, mit ihrem Erbauer oder dem Usurpator „Clibanarius" (s. S. 331). Auf den getrockneten heissen Riffsrippen kriecht mit den eben genannten eine Purpurschnecke, die *Stachelnuss* (Purpura hippocastanum) herum, und es haben sich *Napfschnecken* (Patella variegata) und fingerlange *Käfermuscheln* (Chiton spiniger) angesaugt, umgeben von kleinen Kothbällchen, die sie gemacht. Ueberrascht lassen sie sich leicht mit einem flachen Instrument abheben und (wenigstens die Patella) essen; haben sie die Gefahr aber vorher gemerkt, so

saugen sie sich so fest an, dass man sie nur unter Ausreissen ihrer Eingeweide absprengen kann oder mit dem darunter liegenden Gestein abmeisseln muss. Die Käfermuscheln rollen sich nach dem Loslösen, nach Art der Rollasseln, auf. Die genannten beiden Thiere sind nicht ganz festgebannt, sondern können kriechen, freilich nicht viel schneller, als die Pflanzen wachsen. Sie haben, den Sonnenstrahlen und anderen Unbilden ausgesetzt, wie die Nerita albicilla, meist eine rauhe abgenützte Schalenoberfläche.

In den sandigen Tümpeln gewahrt man nach Abfluss des Wassers eine Menge von Hügelchen mit einem kraterartigen Loch an der Spitze, aus welchem von Zeit zu Zeit ein Wasserstrahl hervorschiesst; feine mit Sand umwickelte Fäden strahlen von allen Seiten des Kraters, selbst zwischen den Seiten des Hügels hervor, und man bemerkt sie erst, wenn sie zurückgezogen werden. Dann und wann fährt auch ein dicker fleischiger Faden aus dem Krater hervor. Beim Nachgraben findet man vielfach hin- und hergebogene Röhren, aus Sandstückchen und Muschelfragmenten gefertigt. Das bewohnende Thier, ein *Schopfwurm* (Terebella) zieht sich weit zurück und es ist kaum möglich, seiner habhaft zu werden. Aus einem Loch, vor dem man das Wasser strudeln sieht, wird nach einiger Beobachtung bald eine Krabbe hervorschauen, die ihre Oberfühler schwingt, in einem andern, aus dem ein Wasserstrom ausgetrieben wird, erblickt man die langen Fühler und die Scheeren eines kleinen langschwänzigen Krebses, eines *Alpheus*. Löcher mit kleinen runden Bällen davor, gehören, wie oben erwähnt, der Winkerkrabbe an. Viele Sandhügelchen sind von einer Menge kleiner Sandwalzen umlagert; es sind die abgebrochenen Stücke einer langen runden Sandsäule, die von Zeit zu Zeit aus einem Loche des Hügelchens hervorgetrieben wird, wie die Fadennudeln aus der Spritze; es will nicht gelingen, den Thäter zu fassen. Dort liegt ein spiralförmig aufgerolltes glattes Sandblatt, das nach dem Trocknen bei der geringsten Erschütterung zerfällt (Laich der Nabelschnecke). Kurz jedes Löchelchen, jedes Gebilde hat seine Bedeutung und Bestimmung. An den feinen Fadenalgen (Phycoseris reticulata) der Tümpel sitzt in Unzahl Cerithien-, Patellen- und anderer Schnecken Brut. Die hell-

grünen Ulvenblätter (Phycoseris lobata) wimmeln von fast mikroskopischen lebhaft gefärbten *Monokeln* (Cyclops). Von Fischen jagt während der Ebbe hier meist nur die Jugend von *Meergrundeln* (Gobius) und *Meerspringern* (Salarias) und der merkwürdige *Cyprinodon dispar* aus der Süsswasserfamilie der Zahnkarpfen herum; Männchen und Weibchen des letzteren scheinen ganz verschiedene Fische zu sein. Bei drohender Vertrocknung der Tümpel schlüpfen genannte Fische unter Steine und in die Riffklüfte, oder schnellen sich durch's Trockene in vollere Pfützen. Hier wuchern auch an vielen Buchten dieses Meeres die Dickichte der lorbeerähnlichen *Schoragebüsche* (Avicennia officinalis s. S. 235). Im Ganzen ist aber dieser Theil der Uferzone arm an Formen, und die vorhandenen Geschöpfe ziehen sich vor dem Forscher in die unergründbaren Spalten des harten Gesteins zurück, welches unter der leichten Sanddecke der Pfützen liegt, und unmuthig schreiten wir etwas weiter einwärts.

Innere Ufer- oder Seegraszone.

Die Tümpel zwischen dem nackten oder mit einer schwärzlichen und rothen Schleimalge bedeckten Gestein füllen sich jetzt höher mit Sand, und auf diesem Boden sprossen grüne phanerogame Gräser aus der Familie der Laichkräuter oder *Najadeen* (Halodule australis, Halophila ovata und stipulacea, Cymodocea ciliata). Streift man sie ab, so bekommt man die Hand voll einer niedlichen winzigen grasgrünen *Mondschnecke* (Neritina Rangiana). Hier weiden kriechend *Seehasen* (Aplysia), *Seitenkiemer* (Pleurobranchus), *Blasenschnecken* (Bulla physis und ampulla), die riesige kegelförmige *Dolabella*, allerlei *Kreuzschnecken* (Doris) und andere Nacktschnecken (Eolis). Mancherlei Arten von *Flügelschnecken* (Strombus) stossen sich hüpfend weiter; eine der gemeinsten ist Strombus gibberulus, weiss mit schön carminrother Mündung, sie findet sich massenweise am Strande ausgeworfen. Die verwandte Fingerschnecke (Pteroceras bryonia) wird fast fusslang und ihr Fleisch wird gekocht gegessen. Diese Strombus können nicht kriechen, sondern nur *hüpfen* mittelst Aufsetzens und Abschnellens des mit einem gezähnten klauenartigen Deckel besetzen, schmalen, armartigen,

sehr vorstreckbaren Fusses. Das Thier kann bei diesem Fortschnellen die Schale beliebig drehen und vor-, rück- und seitwärts hüpfen.

Zwischen den Gräsern schwimmen kleine garneelenartige Krebse, wasserklare *Palaemon*, grüne *Hippolyte* und halb mikroskopische *Mysis* herum. Eine *Schamkrabbe* (Calappa) schleicht auf dem Sandfeld hin und verschleiert sich unter einer leichten Sanddecke, sich seitlich oder rückwärts einschiebend. Aehnliche Gewohnheiten haben die *Schwimmkrabben* (Lupea, Thalamita, Portunus, Matuta). Sie finden sich namentlich auch in der sandig-schlammigen Hafenbucht nahe dem Ufer und verbergen sich unter Steinen und Schlamm. Gewandt im Laufen, Schwimmen, Graben und Klimmen wissen sie auch dadurch dem Verfolger sich noch zu entziehen, dass sie das Wasser durch Aufwühlen des Schlammes trüben und unter dem Schutz dieser Wasserwolken sich verstecken oder davonschwimmen. Die seltene graugrüne Lupea tranquebarica ist eine der grössten Krabben dieses Meeres. — Tief im Sande der Grastümpel stecken, den Bart an das darunter liegende Gestein angesetzt, die zerbrechlichen *Steckmuscheln* (Pinna), von denen eine Art (P. nigrina) gegen 2 Fuss lang wird. In ihnen findet man, freilich unter 30 erst bei einer, den berühmten *Pinnenwächter* (Pinnotheres), welches Kräbbchen einst, als die Dichter und Sänger noch auf Delphinen ritten, den Eingang in das Haus der blinden Steckmuschel sorgsam bewachte, jetzt aber zu einem unliebsamen Schmarozer herabgesunken ist. — Beim Ausräumen der Sandtümpel kommen, ausser allerlei Gewürm, eine Menge *Plattmuscheln* (Tellina) und *Lucinamuscheln* zu Tage, freilich meist nur die leeren Schaalen. Die Lebenden finden sich tief unten im kühlen Grunde. Auch lebt hier ausser einer in einer conischen Röhre steckenden, eigenthümlichen Annelide *(Pectinaria)* die seltene *Giesskannenmuschel* (Aspergillum). Wir hatten mehr von Muscheln erwartet, aber ausser den eben und früher genannten, einigen *Venusmuscheln* (Cytherea), *Archenmuscheln* (Arca), *Herzmuscheln* (Cardita) und ähnlichen findet sich nicht viel von regelmässigen Zweischalern in diesem Meere. Diese Abtheilung steht an Zahl der Arten und Individuen weit hinter den einschaligen Weichthieren (Schnecken) zurück; die meisten For-

men jener gehören den Einmusklern, Ungleichmusklern und ungleichklappigen Zweimusklern an.

Auf dem zwischen den Tümpeln vorragenden Klippengestein sitzen in grosser Anzahl die schon genannten Napf- und Käferschnecken und all die Ufermollusken. Hier sonnen und lüften sich, den Grastümpeln entstiegen, die *Birnschnecken*, (Pirula), ansehnliche *Nabelschnecken* (Natica), die spitzthurmförmigen *Schraubenschnecken* (Terebra) in zahlreichen Arten und die für eine Schnecke schnellkriechenden *Fischreuseschnecken* (Nassa). Der meisten Spalten und Ritzen haben sich graue, braune und schwarze *Schlangensterne* (Ophiocoma erinaceus und scolopendrina) bemächtigt. Sie haben einige ihrer Arme ruhig an die mit einer leichten Wasserschicht bedeckte Oberfläche hinausgestreckt, während sie mit den andern im Loch zusammengewickelt sitzen, oder sie haben sie vom Loch aus in die zahlreichen Lücken des Gesteins vertheilt. Erst, wenn sie sich gefasst fühlen, ziehen sie auch die ausgesetzten Arme zurück; je mehr man zerrt, desto fester stemmen sie sich mit ihren biegsamen stachligen Armen oder Strahlen innen an das Gestein an, und statt des ganzen Thieres bleiben einige abgebrochene Armglieder in der Hand des erstaunten Ophiurenjägers. Da die Fischer (des Köders wegen), die Fische und andere Feinde ihnen immer nachstellen, so zeigen die meisten dieser Geschöpfe Stumpfe und allerlei Spuren der Verletzung. Die verlorenen Glieder werden bald wieder durch Nachtrieb ersetzt, sie bleiben aber lange unentwickelter und hellfarbiger als die inneren der Körperscheibe zu gelegenen Gelenksknoten. Wer ganze Ophiuren haben will, ziehe behutsam an dem scheibenförmigen Körper selbst oder haue sie aus dem Gestein heraus oder überrasche die frei sich badenden.

Daneben aus engen Löchern sieht der morgensternförmige *Eierigel* (Echinometra lucunter) heraus. Mit freiwillig niedergelegten Stacheln konnte das Thier wohl aus- und einschlüpfen, wie die Schiffe mit niedergelegtem Mastbaum unter einer Brücke durchfahren. Will man es aber mit Gewalt herausziehen, so richtet es seine ziemlich starken Stacheln auf, die Peripherie wird grösser als das Loch, und alle Mühe ist vergeblich, zumal auch die glatten spitzigen, indess nicht sehr verwundenden

Stacheln der ziehenden Hand keinen Haltpunkt gewähren. Diese Thiere scheinen sich ihre Löcher auch oft erst selbst im harten Gestein auszugraben.

Die Eintheilung in Zonen.

Es ist nicht willkürlich, wenn wir die Klippe in Zonen von aussen nach innen, die sonst verschiedenen Tiefen oder Horizonten entsprechen, eintheilen. Es giebt zwar hier, wie überhaupt in der Natur, keine schroffen Uebergänge; in einer Gegend findet sich die, in einer andern jene Zone kaum oder überwiegend ausgebildet, die Bewohner greifen vielfach in einander über. Aber diese Zonen drängen sich, wo man auch eintritt, dem Forscher wieder und wieder auf, jede hat ihren bestimmten Charakter, ihre leitenden Arten. Neue Formen erscheinen in einer zweiten Zone, die man vorher, in einer ersten, nicht gefunden; schon vorgekommene Gebilde werden seltener oder verschwinden ganz, das äussere Aussehen verändert sich.

Stylophora- oder Korallinenzone.

Wir haben die Uferzone durchschritten und einen äusseren Gürtel gefunden, dem sich nach innen die Unterabtheilung der Seegrastümpel anschloss. Es herrschten hier als Leitarten: Clibanarius signatus, Gelasimus, Nerita, Litorina, Strombus, Pirula. Die zweite Hauptzone beginnt mit einer *moosartigen Alge,* welche das Gestein überzieht und mit dem Sande, den sie zwischen sich fasst, eine weiche Decke herstellt, auf welcher man sich weit behaglicher fühlt, als auf den scharfen Rippen der Uferzone. Die Tümpel sind tiefer und grösser, mit reinem durchsichtigem frischem Wasser gefüllt, sie sind brunnenartig geworden. Charakteristisch ist das Auftreten von *Korallinen* und das erste Erscheinen von Korallen, deren früheste Form die ästigrasige *Griffelkoralle* (Stylophora) ist. Was hier lebt, liebt reines, wenig bewegtes und frisches, nicht zu heisses Wasser. An vielen Orten ist dieser Theil des Riffes etwas höher als die Uferzone und entblösst sich bei jeder Ebbe auf weite Strecken hin fast gänzlich von Wasser, welches nur in den Brunnen zurückbleibt, während jene wie ein Lagunensee dahinter liegt.

Diese Erhöhung rührt wohl daher, dass die am Riffabhang schon gebrochene Brandungswoge ihre letzten Ausläufer bis hieher schickt und da ihren Sand ablegt. An anderen Orten liegt diese Zone niedriger und erstreckt sich auch bei der Ebbe grossentheils als See bis nahe an das Ufer heran. Meist bleibt aber auch in diesem Fall hinter der Brandung des Abhanges eine höhere Fläche, welche die Ruhe dieser Zone sichert, und trotz des verschiedenen Aussehens zeigen die Moosalge, die Korallinen (Kalkalgen), die Griffelkoralle und die unten zu erwähnenden Formen sofort, wo man sich befindet. Wir nennen diesen Theil der Klippe Stylophorazone. Sie dürfte der ruhigen Lagunenzone hinter den Riffen der Südsee entsprechen.

Freuden und Leiden des Naturforschers.

Die Fauna und Flora der Klippe, insbesondere dieser Korallinenzone ist reich und überreich. Jahre lang kann man bei jeder Ebbe auf ihr weiches trockenes Bette ausziehen, die Steine in den Brunnen und die von der Gewalt der Brandung vom Abhang losgelösten und hieher geworfenen Korallenblöcke umdrehen und zerschlagen, die Algen abstreifen, die lebenden Korallstöcke zerschellen, sandige Lücken ausräumen, den Fischen nachstellen: immer wird man wieder etwas Neues finden. Glaubt man einen Ort gänzlich ausgebeutet zu haben und durchsucht man einen anderen entfernteren Distrikt, so wird man im Wesentlichen dasselbe wieder sehen: es kommt nicht darauf an, weit zu gehen, denn das Gute liegt so nahe; doch ganz unbelohnt wird die Mühe bei weiteren Excursionen nie sein. Der Naturforscher, genügsamer als der Schatzgräber, der eine nach langem Wühlen endlich aufgefundene alte Kupfermünze unmuthig wegwirft, trägt eine einzige heute gefundene, ihm noch nicht vorgekommene Art voll Zufriedenheit nach Hause. Nebenbei wird er in seinen Fläschchen auch zwar ihm schon bekannte, aber seltene Arten gesammelt haben, er wird eine neue Beobachtung gemacht oder eine ihm bisher dunkel gebliebene Erscheinung sich aufgeklärt haben. Sein Reich ist ein unermessliches. Heut giebt er vorzugsweise auf die Fische Acht, morgen nimmt er die Krebse vor, jetzt spürt er den Conchylien, jetzt den Würmern nach, und siehe da, er wird

in derselben Grube, die er früher hundertmal auf Alles durchsucht hat, ganz neue Glieder des Reiches finden, dem seine Sonderforschung heute gewidmet ist. Aber durchstudirt muss er jedesmal zu Hause seine mitgebrachten Sachen haben, er muss wissen, was er hat und was noch da sein könnte, sonst unterscheidet er nicht nah verwandte Thiere, und lässt sie liegen, daher wird ein Laie, der nicht studirt, nie ein guter Sammler sein. Es wäre wohl in diesem üppigen Meere am Platz, Specialist zu sein und sein ganzes Leben, wie dies europäische Naturforscher thun, einer kleinen Abtheilung des grenzenlosen Naturreiches zu widmen. Aber wahrlich, dagegen sträubt sich das Gefühl, und der starrste aus dem nüchternen Norden mitgebrachte Vorsatz in dieser Richtung zerschmilzt unter der Pracht und Mannigfaltigkeit des Tropenmeeres. Wer könnte diese wunderschön gefärbte Doris liegen lassen, oder auch nur ununtersucht in Spiritus werfen, um über einen Wurm nachzugrübeln? Wer könnte einen sonderbar gestalteten Fisch, den ein Fischer in's Haus bringt, den möglicherweise noch Niemand gesehen hat, zurückweisen, da man sich blos mit Krebsen beschäftigt? Nein, die Fauna dieses Meeres ist, obwohl von vielen und ausgezeichneten Naturforschern an's Licht gezogen, so zu sagen, noch nicht reif zum reinen Specialstudium. Man sammelt eben Alles, was einem unter die Hände kommt, achtet auf die Klassen, für die man sich besonders interessirt und die besonders reich vertreten sind, speciell, und überlässt das Fertigwerden der Zeit. So bleibt man aber für Jahre, nicht blos für Monate, festgebannt, wenn man es über sich gewinnt, in diesen culturlosen Strichen unter Halbbarbaren sein Dasein zu verbringen.

Kein Amt ohne Kreuz und Plage, so auch das harmlose Treiben des Naturforschers. Das Umherwandeln auf der stachlichen Klippe, einige Aufschürfungen der Haut, eine sonnverbrannte Nase, ein oft recht schmerzhaftes Erythem an den nackten der Sonne und dem Salzwasser zugleich ausgesetzten Armen und Füssen, ein unfreiwilliges Wasserbad, unbequeme Stellungen beim Suchen und Beobachten sind Kleinigkeiten, die bei dem Naturforscher nicht in Rechnung kommen. Ein schlangenartiger Riesenaal, der seine Zehen und Finger abzubeissen trachtet, ein Krebs, der ihn mit den Scheeren blutig zwickt, ein Fisch, der ihm mit

seinem oft halbgiftigen Stachel um die nackten Füsse fährt, sind Schreckbilder, die sich verwirklichen, ihn aber nicht ausser Fassung bringen können. Da stelle man sich aber einmal einen Sommernachmittag vor: der Forscher hat auf der bis zu den freigelegten Korallen hin fast ausgetrockneten Klippe stundenlang geklopft und gewühlt, er kehrt schwer beladen nach Hause. An der Schwelle steht eine Kinderschaar und bietet die Meereswunder, die sie heute auch mehr als sonst gefunden, an, Fischer bringen seltsame Fische. Das Alles soll womöglich heute noch sorgfältig beobachtet, bestimmt, beschrieben, gesondert, ausgewaschen, präparirt, in Spiritus gesetzt oder gar abgebalgt und gezeichnet werden, denn morgen hat sich die Hälfte im Aquarium aufgefressen oder ist verfault. Kaum hat er nun begonnen, so kommt ein dringendes anderweitiges Geschäft, oder ein gesprächiger Freund findet das Bedürfniss, ihm die Zeit zu vertreiben! Eines Tages mustert er seine Schatzkammer und nimmt mit Verzweiflung das Interesse wahr, das Katzen, Hunde, Mäuse und Insekten an seiner Sammlung genommen.

Es ist ein stürmischer, trüber, kurzer Wintertag. Nur leicht entblösst die Ebbe die höchsten Hervorragungen der Klippe, gegen welche die tobenden Winde weithin die Wogen werfen, der Sturm kräuselt die Oberfläche der Lagunen und Brunnen, und der Blick kann nicht zu ihrem Grunde dringen. Der Fuss scheut sich, in das frische, ja kalte Wasser zu treten, und der eingetauchte Arm schauert in dem bewegten Luftstrom der Winteratmosphäre. Selbst der eingeborene Fischer meidet, in dem erkälteten Element sich zu ergehen, er angelt nur mehr am Ufer und im Boot, oder er bessert, auf allen Erfolg verzichtend, zu Hause seine schadhaften Netze aus. In solchen Zeiten muss auch der Naturforscher der Musse pflegen, oder zu Hause seine Sammlungen mustern, studiren und ordnen, und die Verpackung, diese letzte und schwierigste Arbeit, besorgen. Und aus solchen Mussetagen werden Wochen und Monate, bis die höhere Sonne die Gewässer des Oceans niederdrückt und erwärmt.

Die Bewohner der Stylophorazone.

Doch wir stehen ja auf der Stylophoraregion. Die oben genannten *Schlangensterne* wuchern jetzt noch üppiger, als vor-

her, aus allen Spalten hervor, auf den trockenen Riffkanten haben sich überall lebende und abgestorbene *Lappenmuscheln* (Chama) eingemauert; ihre unreine, dem Mutterboden gleichende Schale lässt eher einen zufälligen Steinknoten, als ein geformtes Wesen vermuthen. Der Clibanarius signatus weicht einer *grüngescheckten Eremitenkrabbe*, die von nun an Leitkrebs wird. Die Neriten werden ersetzt von der geperlten *Pharaonsschnecke* (Monodonta Pharaonis), der reizendsten dieses Meeres, und von zierlichen *Täubchenschnecken* (Columbella), wovon eine schwarz und gelb gebänderte Art (Col. mendicaria) für den Markt gesammelt wird, um in den Sudan verführt zu werden (s. S 302). Napf- und Käferschnecken, die Stachelnussschnecke (s. S. 336) sitzen auch hier noch allenthalben herum. In flacheren Vertiefungen schauen die schwellenden Tentakel einer ansehnlichen *Seeanemone* (Cereus) hervor. Mehr sieht man gewöhnlich von dieser nicht, die Scheibe ist vom umgebenden Sand zusammengedrückt, eckig und geschweift. Sucht man sie zu ergreifen, so zieht sie sich rasch zurück und man findet sie erst wieder in der Tiefe, nachdem man Sand und Steine von der Seite ringsum ausgehoben hat. Nur, wenn der Grund, worauf sie fusst, lose im Sand liegende Steine waren und nicht Klippenboden, gelingt es, sie unverletzt hervorzubringen. In vielen kleineren Wasserlöchern ist eine andere schlanke, der Edwardsia ähnliche Aktinie (Heptaktis) emporgerichtet und bietet ihre Sternkrone dar, sie zieht sich noch tiefer zurück und ist aus dem engen Loch noch schwieriger herauszuwühlen.

Brunnensteine.

Da heben wir einen Stein aus, der lose in einem Brunnen liegt. Wie der über und über und durch und durch von Leben strotzt! An seinen Flächen laufen rasch eine Menge der niedlichen, in allen Farben und Zeichnungen wechselnden *Mundschnecken* (Stomatella) hin; wir haben sie schon an den Steinen der Grastümpel der vorigen Zone bemerken können. Hier sitzen ferner hochfarbige *Kreuznacktschnecken* (Doris) mit ihren ästig wogenden Afterkiemen, gelbrothe *Seitenkiemer* (Pleurobranchus), kleine fünflappige *Scheibensterne* (Asteriscus), *Nadelschnecken* (Cerithium), *Täubchenschnecken* (Columbella), *Thurm-*

schnecken (Pleurotoma), ferner sogenannte *Uferschnecken* (Eulima, Rissoa); es haben sich kleine *Vogelmuscheln* (Avicula), *Taschenmuscheln* (Perna) und junge *Perlenmuscheln* (Meleagrina), sowie *Archenmuscheln* (Arca) und *Miessmuscheln* (Mytilus) mit ihrem Byssus festgehängt, und überall sind *Austern* an- und aufgewachsen oder aufeinander aufgesetzt. Letztere sind freilich meist zu klein, als dass die Mühe des Ablesens und Abessens sich lohnen würde. Der Eingeborene hält ohnediess das Austernessen für eine Barbarei. Die alten Perlmuscheln mit ihren berühmten orientalischen Perlen kommen in grösseren Tiefen vor und werden durch Tauchen geholt (s. S. 303 u. f.).

Und nun das poröse Innere des Steines, den man oft mit der Hand aufbrechen kann! Keine Lücke ist unbenützt. Der ansehnlichste und vorwaltendste Bewohner ist auch hier der mehr genannte *Schlangenstern* (Ophiocoma erinaceus). Rasch entwindet er sich dem aufgeschlagenen Schlupf, lässt sich hinabfallen und kriecht in das nächste beste Loch. Zu dieser Art gesellt sich hier nun auch noch eine andere, etwas schlankere, grün gefleckte *(Ophiocoma Valenciae)* und ein sehr kleiner röthlicher *Schuppenstern* (Ophiolepis). Fingerlange grüne oder braunscheckige *Heuschreckenkrebse* (Gonodactylus gonagra) kommen zum Vorschein, ziehen sich wieder zurück und machen sich eilends wieder davon, sobald der Verfolger sie beobachtet. Sie laufen schnell im Trockenen, sind wacker im Verschlupfen und in's Wasser gefallen rudern sie ruckweise schiessend dahin. Hat man sie gepackt, so krümmen sie sich, schnellen mit hörbarem Ton die grossen Krallenfüsse vom Leib ab und hacken sich in die Finger des Verfolgers, der die Beute, mehr erschreckt als vom Schmerz gezwungen, entlässt. Aehnliche Schlüpfer, Schneller und Stossschwimmer sind die schon oben genannten kleinen Langschwänzerkrebse *(Alpheus)*, deren Arten sehr zahlreich sind und meist bestimmte Wohnsitze haben. An diesen Brunnensteinen ist der Alpheus Edwardsii der vorwiegende. Die Einlenkungsglieder ihrer übergrossen Scheerenfüsse sind sehr zart, und letztere lösen sich bei der geringsten Zerrung ab, daher man sie beim Fangen nicht hier anpacken darf. Das hörbare Schnellen geschieht durch eine eigenthümliche Gelenkvorrichtung ihres Daumens.

Hier stecken ferner jene kleinen und mittelgrossen *Bogenkrabben,* an denen das Rothe Meer so reich ist: die Zozymus, Actaea, Actaeodes, Pilodius, Actumnus, Chlorodius, Pilumnus u. a. Die gemeinsten unter ihnen sind die haarigen Actaea hirsutissima und Actaeodes tomentosus. Regungslose *Schwämme,* lebhaft gefärbte einfache und zusammengesetzte *Seescheiden* (Ascidien) und die Zellenkolonieen der *Moosthiere* (Bryozoën) bilden mit Lederalgen und Kalkalgen (Korallinen und Nulliporen) buntfarbige Ueberzüge, Auskleidungen und Aufsätze. Die winzigen muschelartigen oder münzenförmigen Kalkschälchen der *Wurzelfüsser* (Rhizopoden oder Foraminiferen), aus denen auch ein guter Theil des Meersandes besteht, besetzen wie weisse Punkte und Tüpfel, die Röhrchen der *Röhrenwürmer* (Serpula) wie Wellenstriche die Flächen des Steines; die Schlangenwindungen der Gehäuse der *Wurmschnecken* (Vermetus) durchflechten nach allen Richtungen den Stock. In den feinsten Lücken und Gängen des Labyrinths haben sich *Gliederwürmer* Anneliden), *Heberwürmer* (Sipunculiden) und *Schnurwürmer* (Nemertinen) eingebettet, sei es, dass sie sich in vorgefundene Gänge einfach verkrochen, sei es, dass sie sich in das Gestein eingegraben haben.

Manche Würmer, wie Clymene und Terebella, haben ihre Wohnung noch besonders mit Muschelfragmenten, Sandkörnchen, Foraminiferenschälchen umklebt und verlassen sie nie wieder, sie müsste denn durch rohe Gewalt von Grund aus zerstört sein. Andere, die Raubwürmer, benutzen die Löcher bloss als Versteck und ziehen frei zum Raube aus. Ein häufiger ansehnlicher Wurm *(Notopygus)* lässt bei der geringsten Berührung seine seidenartigen Seidenbüschelstacheln fahren, die sich mit ihren Widerhaken in die Haut des Berührenden bohren und einen empfindlichen nesselnden Schmerz erzeugen. Platte Gliederwürmer mit „Flügeln" oder Schuppenwürmer von ziegelrother oder grüner Farbe (Polynoë) sitzen, fast ähnlich den Napfschnecken, wie angesaugt an den Steinen. Ein langer runder rosenfarbiger Gliederwurm *(Dasybranchus)* liegt zusammengeknäuelt in dem Gestein und zerstückelt sich fast immer, wenn man ihn zerrt oder auch nur stört, gleich den Schnurwürmern (Nemertes). Noch empfindlicher sind die flinken, in der Dunkel-

heit oft auch selbst bei Tag herrlich grün oder blau Glied für Glied aufleuchtenden *Syllis;* diese leben, wie die Plattwürmer (Planarien) noch in ihren Theilstücken fort.

Die obere Fläche der Brunnensteine ist gemeiniglich mit struppigen *Algen* überwachsen, und auf diesen bemoosten Häuptern machen sich neben kleinen *Algenläusen* (Amphipoden) abenteuerlich behörnte *Spitzkrabben* bemerklich (Menaethius, Pisa, Cyclax, Huenia u. dgl.). Der unebene oder behaarte Rücken des Panzers und der Füsse ist bei diesen Formen zu einem Saatfeld wuchernder Algenstengel, Gräser, Ulvenblätter geworden, oder, wenn rein und glatt, richtet er sich nach der Färbung der Pflanzen, in welchen diese Krabben sich herumtreiben, und variirt auch bei ein und derselben Art vom Dunkelbraunen bis in's Smaragdgrüne. Aus dem zwischen den Algen eingestreuten Sand taucht, kaum als lebendes Wesen erkennbar, eine graue hässliche Krabbe auf *(Micippe),* welcher man in einem ästhetischen Thiersystem neben Repräsentanten aller Klassen des Thierreichs eine der untersten Stufen anweisen müsste. Noch schlauer, als diese Nachahmer ihres Wohnorts, hat es der Wollkrebs (Dromia) gemacht, welcher die Blösse seines leicht befilzten Rückens mit einem zurechtgekrümmten Schwamm oder einem Algenblatt verhüllt, die der weithinaufgeschobene Hinterfuss beständig zu halten beauftragt ist, und er täuscht so den gierigen Feind stets mit diesem, für ihn unschmackhaften Trugbilde.

Ein nächtlicher Besuch der Klippe.

Gar wundervoll ist ein *nächtlicher Gang* auf die Klippe bei der Ebbe, wo der Stock in einem Tümpel tausend Funken erregt und jeder Tritt phosphorartige Feuerspuren hinterlässt. Die Ursachen sind theils aufgestörte Würmer oder sehr nieder organisirte Schleimthiere (Noctiluca) und ohne Zweifel auch überall zertreute Theilchen in Verwesung begriffener thierischer Wesen. Wenn eine grössere Fläche des Meeres von solchen Thierchen, namentlich der Noctiluca, besetzt ist, so entsteht das berühmte *Meeresleuchten.* Das filtrirte, von ihnen also gesonderte Meerwasser, leuchtet bekanntlich nicht mehr. Auch schwimmt da

und dort höher oder tiefer ein grösserer leuchtender Körper, eine Qualle, langsam dahin, die grossen katzenartigen Augen des Dornbarsches oder Augenfisches (Priacanthus) leuchten herauf, grössere leuchtende festsitzende Kugeln gehören vielleicht Korallen an.

Ein Felsblock.

Ein gewaltiger Steinblock liegt, durch mächtige Sturmfluthen oder Menschenhand von der Region des Korallabhanges losgelöst und bis in diese ruhigere Zone gewälzt, auf einer leichten Vertiefung des Riffes, deren Kanten ihm nunmehr eine feste Lage sichern. Seine Oberfläche, nur von den Wellen des Hochwassers dann und wann bespült, ragt nackt, grau und trocken über die Fläche des Riffes. An dieser Oberfläche lüften sich kleine *Nadelschnecken, Uferschnecken* (Eulima, Rissoa) und winzige *Eremitenkrebse,* und klettert die behende *kleine Felsenkrabbe* (Nautilograpsus minutus) herum. Letztere findet sich in grösster Häufigkeit auf dieser ganzen Zone, wo sie trocken gelegt wird, von Loch zu Loch huschend; sie vertritt hier die grösseren Grapsus des Ufers. Untersuchen wir die noch unter Wasser stehenden Klüfte und Höhlen des Blocks, so springen erst einige *Fischchen* heraus, meist Springer, Schlammfische und Grundeln, (Salarias, Blennius, Gobius, Eleotris), und hüpfen kleine oft sonderbar gestaltete *Krebs'chen* hervor (Palaemon, Lysmata, Hippolyte, Athanas). Die Wände der Klüfte sind behängt mit der haarigen *Trompetenschnecke* (Tritonium pileare), der *Taschenschnecke* (Ranella), der *Seeohrschnecke* (Haliotis), kleinen *Seegurken* (Holothuria und Sporadipus), *Archenmuscheln* (Arca); auch ist hier die Hauptlese für die schon mehrfach erwähnten unerschöpflichen *Kreuzschnecken* (Doris). Austern, Seescheiden und Schwämme bedecken uud färben die Wände der Klüfte. Ein Körper nach dem andern lässt sich in's Wasser herabfallen, es sind die unvermeidlichen *Schlangensterne* (Ophiocoma erinaceus), zu welchen auch schon andere Arten sich gesellen (Ophiocoma elegans und Valenciae), und ein Schuppenschlangenstern (Ophiolepis cincta), ferner der schon genannte *Eierigel* (Echinometra) und apfelartige gewöhnliche *Seeigel* (Echinus) von bald weisser bald bunter Farbe. Wälzen wir den

Block um, so finden wir oft neben vielen der oben genannten Wesen einige gewaltige *Langusten* (Palinurus). Am besten fängt man letztere aber bei Nacht, wo sie ihre Schlupfwinkel verlassen. An solchen Steinen versteckt sich auch der braunrothe Achtfüssler oder *Seepolyp* (Octopus), der, entdeckt, zuerst schiessend davonschwimmt, bei grösserer Gefahr das Wasser mit seiner Tinte besudelt. Es ist nicht leicht, das schlüpfrige kräftige Thier zu bemeistern, unerträglich ist das Ankleben seiner Saugarme an die Haut. Unter dem Felsblock werden wir gewiss auch einige zwar gemeine, aber immer schöne *Porzellanschnecken* (Cypraea) finden. Es giebt deren in diesem Meere mehr als ein Dutzend von Arten von der grossen marktbaren Pantherschnecke (Cypraea pantherina) bis zu den kleinen Triviaarten. Mit ihnen wetteifern an Mannigfaltigkeit, mitunter auch an Schönheit die *Kegelschnecken* (Conus), welche von Linien- bis Spannenlänge vorkommen. Mit einer starken Schale versehen ertragen diese trägen Thiere die Stösse der Wogen und andere Unbilden. Sie lieben das heisseste Wasser, daher sie sich bei der Ebbe wenig verstecken, sondern frei in kleinen flachen Sandvertiefungen fast regungslos liegen.

Klippenbrunnen.

Lassen wir eine Zeit lang die Arbeit und schauen ruhig in einen der 2—4 Fuss tiefen Brunnen oder Tümpel hinein. Die gyrösen Ränder desselben sind mit *Algen* aller Art bewachsen: mit krustenartig flachen, hohen buschigen, breiig weichen bis knorplig oder steinern harten, grünen, braunen und röthlichen, moos- und farrenartigen, fruchttragenden oder früchtelosen. Da und dort sprosst eine bald mehr gelbliche, oder braune, bald röthliche *Griffelkoralle* (Stylophora) hervor, häufig noch klein und schmächtig, je weiter nach innen gegen die Brandung zu aber desto kräftigere und breitere Steinbüsche bildend. Während an den Zellen der stumpfen Astenden ein Wuchern des Bildungsstoffes stattfindet, erlischt das Leben mehr und mehr gegen die Wurzel, und dunkle schmierige Algen und Korallinen überziehen die abgestorbenen Generationen wie ein Leichentuch. Zwischen den Brunnenwänden schimmern wunder-

voll blaue, grüne und bunt braun gefleckte, bis $1^1/_2$ Spannen lange Zickzacke und Wellen hervor; sie gehören dem Mantel der grossen, zwischen dem Gestein eingeklemmten, leicht klaffenden *Dreispaltmuschel* (Tridacna) an. Unter den überhängenden Rändern des Brunnens halbversteckt liegen tiefschwarze glänzende Kugeln, von denen spannenlange nadelfeine Lanzen ausstrahlen, und dazwischen leuchten, senkrecht über die Kugelfläche sich hinabziehend, himmelblau schimmernde Linien und Punkte. Oben an einem Pol der Kugel dreht sich eine schwarze Keule mit zinnoberrothem Endsaum herum. Das ist der *Diademseeigel* (Diadema Savignyi) und die sich drehende Keule sein Mastdarm. Dieses Geschöpf gewährt durch all das, noch gehoben und vergrössert durch die spiegelklare Wasserschicht darüber, einen ebenso prächtigen Anblick, als die spitzigen, zerbrechlichen Stacheln mit ihren fast mikroskopischen Dörnchenquirlen, in die Haut der sich nahenden Fingerspitze eingedrungen, heftig brennende Schmerzen erregen. Die langen Stacheln bleiben immer unter dem Wasserspiegel, daher der Körper in einer gewissen Tiefe liegt. Leider legen sich die Stacheln beim Trocknen nieder und sind schwer unverletzt zu erhalten; die Gebilde sind wenig zum Verschicken geeignet. Der Boden des Brunnens ist mit kleineren und grösseren losen Steinen, und dazwischen mit Sand gefüllt, und zuweilen treiben auch hier phanerogame Gräser, Algen und Korallen empor. Hier ist der Hauptfundort der *Stachelhäuter* (Echinodermen), In behaglicher Ruhe liegt hier frei ausgestreckt eine schwarze, aber eigentlich, wie man an den sich färbenden Fingern der berührenden Hand sieht, purpurschwarze *Seewalze* (Holothuria vagabunda) von einzelnen oder dichter klebenden Sandkörnchen umgeben, in zwei Spannen langen Exemplaren: durch Reminiscenzen erregt sie bei den Landeskindern allenthalben Heiterkeit. Eine andere noch grössere Holothurie mit grossen gelben Seitenflecken erscheint durch ihre Plasticität monströs, indem sie eine bald wurstförmige bald scheiben- oder laibförmige Gestalt anzunehmen vermag. Alle diese Holothurien sind zum Selbstmord geneigt; sobald sie ihren gewohnten Lebensverhältnissen entrückt werden, stossen sie ihre Eingeweide zum After heraus, zugleich einen widerwärtig ranzigen Geruch verbreitend; andere stossen nur ihre Epider-

mis ab und gehen dann ebenfalls rasch ihrer Auflösung entgegen. Die schwarzen Arten der Holothurien in ihrer trägen Starrheit verwechselt man leicht mit der hier vorkommenden, im frischen Zustand gänzlich schwarzen Art des *Badeschwammes,* der alle möglichen Gestalten hat. Die in den Handel kommenden Schwämme sind gelblich und grau, da man sie wiederholt ausgewaschen und gebleicht hat. Die *Haftwalze* (Synapta) liegt, bald schlauchförmig vom Wasser aufgebläht, da, bald schnürt sie sich von Strecke zu Strecke ein, wie der Dickdarm des Menschen, und kann je nach der Contractur ihre Gestalt von einem armlangen weiten Schlauch zu einem dünnen Faden wechseln; ihre Oberfläche klebt unangenehm mittelst kleiner Kalkankerchen am ergreifenden Finger: auch kann sie sich mit Sand und Schmutz überziehen. In ihrer Gesellschaft finden sich noch allerlei schöne Haut-Stachelstrahler, theils frei liegend, theils in Spalten oder unter Steinen, so die „Braut des Meeres" oder der *Kammstern* (Asteropecten), der *Meerturban* (Cidaris), der *Schildigel* (Clypeaster), und der *Warzenstern* (Acrocladia mamillata), der oft abenteuerlich durch Verkümmerung einzelner Arme verunstaltete *Ophidiaster Ehrenbergi,* der prächtig scharlachrothe, wie ein Ordensstern aussehende, aber leider bald verbleichende *Scytaster.*

Brunnenfischchen.

Das Fischreich ist in diesen Brunnen immer noch, wie in der Uferzone, vorzugsweise durch *Grundeln, Springer-* und *Schleimfische* vertreten. Diese Fische sind sehr gewandt und vorsichtig und verstecken sich bei Annäherung eines Menschen sofort. Nur wenn man sich langsam nähert und ruhig sich hinsetzt; lassen sie sich beschauen, wie sie hackend die Algen abweiden, halb schwimmend, halb springend an dem Brunnenrand oben an der Wasserfläche hin und her fahren, in Spalten und Wurmröhren hineinschlüpfen, daraus neckisch mit dem Kopfe hervorschauen, erst im letzten Augenblick der Gefahr, wie wir schon von verschiedenen anderen Thieren gesehen haben, hinein oder davonhuschen und sich durch's Trockene von einem Tümpel zum andern schnellen. Die kurzen armartigen ver-

kümmerten Bauchflossen mögen diesen Springern und Schleimfischen bei solchen Gaukeleien wohl zu statten kommen. Der beste Springer ist der Salarias tridactylus. Es erscheinen in den Brunnen jetzt auch schon mehrere der schön gefärbten Korallfische aus der Familie der kammschuppigen Lippfische (Labroidei ctenoidei oder *Pomacentriden*), besonders junge, schwarz und gelb gebänderte oder graue Glyphisodon, und der kleine Goldkolibri unter den Fischen (Glyphisodon antjerius) mit schimmernd blauem oder grünem Rückenstreif. Diese kleinen Fischchen sind scheu und schwer zu fangen. Kaum zollgrosse silbrige Fischchen (Myxus) treiben sich immer nur an der Oberfläche des Wassers der Brunnen herum und glitzern um die Wette mit den von der Sonne beschienenen Kräuselungen des Wassers. Da schwimmt ein schlangenartiges Wesen sich windend durch den Brunnen und versteckt sich in einem Spalt. Nach einer Weile schaut es aus demselben mit dem langschnauzigen Kopf starren Blickes hervor. Es ist das freilich keine Schlange, sondern nur ein *Aal*, aber dennoch der Schrecken der Klippenfischer. Der Einheimische weiht jedes Individuum, das er bekommt, aus reiner Feindschaft dem Tode; sie zu essen kann er nicht über sich bringen. Diese Thiere winden sich auch gut durch's Trockene.

Fauna der Stylophorabüsche.

Noch ist ein Geschäft übrig, eines der lohnendsten aller Arbeiten auf der Klippe: das Ablösen und Zerschlagen der Griffelkoralle (Stylophora). Die Räume zwischen den Aesten und Zweigen haben sich Meeresgeschöpfe aller Art, besonders aber kleine Krebse und Krabben zum Wohnsitz auserwählt. Ausser vielen der Arten, die wir an den Brunnensteinen sitzen sahen (Gonodactylus, Alpheus, Actaea, Zozymus, Chlorodius, ferner Columbella, Cerithium, kleinen Conus, Ascidium, Schwämmen), lebt hier eine eigenthümliche charakteristische Fauna, die man sonst nirgends wieder findet; sie besteht hauptsächlich aus gewissen Arten der kleinen *Trapezkrabben* (Trapezia), die sich mit ihren Krallen an den rauhen Aesten sehr festzuhalten wissen oder so geschickt daran herumklettern, dass man ihrer nur durch

Zerschlagen der Koralle habhaft werden kann. Träge, aber noch fester sich anklammernd, sitzt die schmierige Krabbe *Cymo* da. Selten wird man die *kleinen Langschwanz-Krebse* Harpilius, Palaemon, Athanas, fantastisch geputzte Hippolyte und namentlich einen hochrothen Alpheus vermissen. Eine kleine *Purpurschnecke* (Purpura madreporarum) hat sich eine Schwiele gemacht und sitzt darauf fest angesaugt. Die vielgenannten Schlangensterne (Ophiocoma erinaceus und scolopendrina) sind hier auffallend selten, statt ihrer haben sich hier der schwarze und gelbe Ophiocoma elegans und der grüne Ophiocoma Valenciae eingewickelt. Hebt man einen solchen Busch rasch auf und lässt die spröde Masse auf's Trockene fallen und zerschellen, so enthüpfen eine Menge *kleiner Fischchen*, wie Eleotris und Gobiosoma, und der für diese Büsche besonders charakteristische Gobius echinocephalus. Man hat zu thun, alle diese Kleinigkeiten zur rechten Zeit und am rechten Ort zu packen, namentlich die Krebse. Wenn man nicht vorsichtig ist, wird man an diesen mit Bedauern den Verlust eines Armes oder Fühlers wahrnehmen. Beim Zerschlagen der Korallenäste zeigt sich in der kalkigen Centralmasse sehr vieler, ja der meisten eine platte Höhlung, welche eine *Dattelmuschel* (Lithodomus) so ausfüllt, dass diese nur einen ganz geringen Spielraum hat. Nur eine verhältnissmässig kleine Oeffnung führt von aussen zu dieser Pagode.

Uebergangs- oder Vorkorallbezirk.

Wir machen einen kleinen Schritt weiter einwärts auf der Klippe und treten in einen Bezirk, der sich zur Stylophorazone verhält wie die Seegraszone zur Uferzone, d. h. es ist ein Uebergangsbezirk. Das äussere Aussehen ist wesentlich noch dasselbe, nur ist diese Gegend fast immer vom Meere bedeckt und nur bei den starken Ebben des Nachsommers gangbar. Das Wasser ist bewegter, und wird zur frischen Quelle eines regen Korallenlebens, die Wellen der Brandung stossen noch an, aber ihre Kraft ist bereits am Klippenrand gebrochen. Die Griffelkoralle ist noch immer vorherrschend und gedeiht noch besser, als weiter aussen. Die andern Korallformen bilden meist Ueber-

züge, Kugeln und Knollen, welche friesartig den Rand der immer tiefer werdenden Brunnen schmücken, auf deren Boden auftreiben, auch der oberen Riffläche hin und wieder entsprossen. Hieher gehören viele *Sternkorallen* (Heliastraea, Solenastraea, Leptastraea), *Maschenkorallen* (Porites), *Wabenkorallen* (Favia), *Hirnkorallen* (Maeandrinen), manche *Punktkorallen* (Millepora), die bekannte *Orgelkoralle* (Tubipora) mit den purpurrothen Steinröhren. Die übrige Fauna dieses Bezirkes charakterisirt sich in Vermischung der Fauna der vorigen mit der folgenden Zone.

Eigentliche Korall- oder Brandungszone.

Jetzt verändert sich das Aussehen und die Anlage des Riffes auffallend. Der Boden ist zum Theil in eine schlüpfrige Algensteppe verwandelt, und zwischen dem üppigen Pflanzenwuchs bedrohen allenthalben im Gestein eingewachsene Röhren der *Wurmschnecke* (Vermetus) mit ihrem scharfen Oeffnungsrand den ausgleitenden nackten Fuss. Unter den Pflanzen fällt eine schön *blauschimmernde Alge* auf, deren Schimmer, sobald sie dem Wasser entrückt wird, erlischt, worauf sie, wie die meisten andern Algen, braun erscheint. Die Brunnen sind tiefer, schluchtartig geworden, das Auge kann oft den Grund nicht mehr erreichen, die Ränder sind überhängend. Diese Brunnen communiciren vielfach unterirdisch mit einander und mit dem offenen Meere, und dieser Theil der Klippe erweist sich zumeist nur als eine durch Spalten und kraterartige gyröse Löcher gegen die Oberwelt geöffnete *Steindecke eines grossartigen Höhlensystems.* Die Wogenbewegung des Tiefmeeres setzt sich, wenn auch gebrochen, durch diese Meereshöhlen fort, und bewirkt in den Oeffnungen ein in gemessenen Zwischenräumen wiederkehrendes Steigen und Fallen des Wassers, verbunden mit einem furchtbaren cavernösen Gurgeln und Zischen. Schweigt aber der Sturm des grossen Meeres, so ruht auch das Wasser dieser Höhlenbrunnen und das Auge dringt, vom sicheren Standpunkt auf der Klippe aus durch nichts gehindert, weit hinab in die klare Tiefe. Nirgends kann man sich das Korallenleben und was dazu gehört, ruhiger und gemächlicher beschauen, als hier,

und müsste man auch, für den Naturforscher eine Kleinigkeit, auf dem Bauch liegen und die Lupe, die Nasenspitze leicht eingetaucht, über einen lebenden Korallenbusch halten. Freilich sind solche Tage, wo bei vollständiger Ebbe, welche die Klippe bis zum Abhang entblösst, zugleich die Winde ruhen, äusserst selten und kehren nicht einmal jedes Jahr wieder. Um die Korallenwelt im Ganzen zu beschauen, setzen wir uns lieber in ein Boot. Für jetzt bemerken wir nur, dass auf dem gangbaren Theil der Brandungszone die *Kronenkoralle* (Madrepora) die vorherrschende Koralle geworden ist, ohne indess die Griffelkoralle ganz verdrängt zu haben, und wir benutzen die Zeit der Entblössung, um die übrige Fauna zu erforschen.

Fauna der Brandungszone.

Der Schlangenstern Ophiocoma erinaceus ist jetzt gänzlich verschwunden. Statt seiner finden sich im Gestein eingewickelt der schon genannte *Ophiocoma Valenciae* und andere Schlangensterngeschlechter, wie *Ophiothrix, Ophionyx.* Der grüngescheckte Eremitenkrebs wird auch noch angetroffen, nie aber der Clibanarius signatus. Dagegen sind jetzt verschiedene Miniaturarten dieses Pagurengeschlechtes häufig. Eine riesige Art *(Pagurus tinctor)* findet sich öfters in grossen Schneckengehäusen, wie in der Tonnenschnecke (Dolium) und im Tritonshorn (Tritonium), aussen auf diesen Gehäusen sitzt fast regelmässig eine gewisse Seeanemone oder Meernessel *(Adamsia)* in zuweilen grosser Zahl, und die Zwischenräume derselben sind dann nicht selten von Mützenschnecken (Capuloiden) besetzt, so dass sich eine Kolonie verschiedenartiger Wesen gebildet hat. Diese beiden Bewohner der Schneckenschale stehen in einem merkwürdigen Bunde. Der Engländer Gosse hat an nordischen Arten die schöne Beobachtung gemacht, dass der Krebs die Seeanemone mit seinen Scheeren auf die Schalen, die er bewohnen will, hinaufhebt, er braucht also dieses Geschöpf; wozu? ist freilich noch nicht ausgemacht. Die Seeanemone scheint jenen Wohnsitz als Fahrzeug zu benutzen, um sich an Orte tragen zu lassen, wo es für sie und den Krebs etwas zu fressen giebt, oder auch um so zu sagen Luftveränderungen zu geniessen, der Krebs lässt sich dagegen

von der Actinie vielleicht Ungeziefer abfangen, das freilich erst nachzuweisen wäre. Die Adamsia kann indess auch allein leben, man findet sie zuweilen an Steinen, doch seltener, als an jenen von dem Eremitenkrebs bewohnten Schalen. In leichten Vertiefungen und Spalten liegen kleine und grosse Arten der *Kegelschnecken, Igelschnecken* (Ricinula), *Achathörner* (Fasciolaria), das *Pimpelchen* (Turbinella), *Eck-* und *Rundmundkreiselschnecken* (Turbo und Trochus), alles Dickschaler, welche ohne Versteck der Brandung trotzen. Sehr häufig ist hier im Freien eine schöne blaue grosse Bogenkrabbe *(Zozymus aeneus)*, die sich von der Brandungswoge bespülen lässt. Höhere Felsen, die beim Niedergang der Brandungswelle periodisch an die Luft kommen, sind oft von einer Unzahl von *Seetulpen* (Balanus) bedeckt. Unter der Algendecke verbergen sich neue Formen von *Spitzkrabben* (Cyclax, Stenocinops, Pseudomicippe). Ueber Gesteinsritzen dehnen sich riesige *Seeanemonen* aus, wie Discosoma giganteum, und der gesellige Thalassianthus aster; sie können nur mit Mühe aus dem Gestein herausgebracht werden. Ein preiswürdiges Meisterstück ist es, sich der seltenen *Riesenannelide*, Eunice gigantea, die sich hier zuweilen zeigt und rasch wie eine Schlange dahinkriecht, zu bemächtigen, ehe sie in ihre unergründbaren Schlupfe sich zurückgezogen hat.

Die Hauptlese ist auch hier unter Steinen und zwischen den Aesten der Korallen. Freiliegende Steine, die man bloss umzudrehen brauchte, um sie abzulesen, giebt es hier freilich nicht; die Macht der Wogen schleudert solche bald zurück landeinwärts gegen die Stylophorazone oder versenkt sie in die Tiefe der Schluchten. Es liegen zwar eine Menge Steinblöcke, neben aufsprossenden belebten Korallenmassen, wild durch und über einander, aber alle sind an den Grund und an einander angebacken, wohl eine Wirkung des überreichen Kalkgehaltes der Brandungswoge, welche das Material zu den Bauten der Korallen liefert. Die Zusammenbackung ist oft nur erst eine lockere; zwischen Grund und Block bleiben *Poren* und *Lücken*, und diese sind es, welche eine Menge von lebenden Wesen versteckt halten, deren zarter Körper die offene Brandung nicht auszuhalten im Stande wäre. Hier ist die Heimath einer Menge von kleinen *Rundkrabben* und zwar meist anderer Arten und Geschlechter,

als die, welche die vorigen Zonen bewohnen. Neue schillernde Anneliden und Garnelengeschlechter kommen zum Vorschein. Zuweilen öffnet man durch Ablösen der Blöcke eine enge Schlucht, dicht beschlagen und bewachsen von Krusten, von *Moosthieren*, (Bryozoën), von moosartigen *Quallenpolypenstämmen* (Sertularien), kleinen Polypenkolonien kalkiger *(Coenopsammia, Cilicia)* und lederartiger Consistenz *(Zoanthus, Palythoa)* einer kleinen rothen Gorgonie *(Mopsea erythraea)* und gesellig lebenden kleinen Actinien, von Schwämmen, Seescheiden. Ferner haben sich hier Austern, Archenmuscheln, Klappenmuscheln (Spondylus) angesetzt, und hierhin haben sich die frei lebenden, aber nicht schwimmenden zarten *Schopfsterne* (Comatula) geflüchtet.

Korallenbewohner.

Die Fauna, die sich in der Griffelkoralle birgt, hat sich wenig verändert, mit ihr kommt die der dickbuschigen Bechersternkoralle (Pocillopora) überein. Aehnlich, aber eigenthümlich ist die der Schwammkoralle (Madrepora): statt der Trapezkrabbe findet sich hier die ähnliche Gattung *Tetralia,* auch die Garnelenkrebse treten in andern, aber verwandten Gattungen auf. Zwischen den Aesten der weichen Buschkoralle (Xenia) wird selten eine kleine Krabbe *(Camptonyx)* vermisst. Die Massivkorallen sind wenig zum Verstecken geeignet, nichts desto weniger haben sich mancherlei Geschöpfe von meist abweichenden Formen in ihrem Innern eingenistet. Hierher gehört die Wurmschnirkelschnecke *(Magilus),* die sich besonders gewisse Sternkorallen (Leptastraea) und Mäanderkorallen (Coeloria) zum Aufenthalt gewählt hat und mit diesen sich schon in dem Uebergangsbezirk findet. Der junge Magilus liegt, eine grau kupplige Schneckenschale, wenig tief unter der Oberfläche der Korallkolonie locker in einer glatten kuppligen Aushöhlung, wie die Dattelmuschel in der Griffelkoralle, und diese Höhlung communicirt mit der Oberfläche, wo die Korallsterne sich öffnen, mittelst eines kleinen Loches oder engen Kanals. Die älteren, wie man sie besonders in Mäanderkorallen sieht, liegen tiefer und senden von ihrer Schale aus eine dicke, mehrfach im dichten Innengewebe der Koralle hin und her gebogene Röhre bis

zur Oberfläche hin. Auch diese Röhre liegt locker in ihrem Kanal, sie ist sehr spröde und schwer ganz aus dem Korallstein herauszuschlagen. Es findet also nach dem erstmaligen Eindringen keine weitere Einbohrung statt, sondern das Thier rückt die Röhre der sich erhebenden Koralloberfläche entsprechend nach, und mit dem Wachsthum der Schale erweitert sich auch hie Höhle, wo die Schneckenschale liegt.

Ein anderer Schmarozer oder wenigstens Korallinwohner ist ein erst vor kurzer Zeit durch Heller bekannt gewordener abweichend gebauter Krebs, Namens *Cryptochirus*. Er steckt in einer kurzen senkrecht von der Oberfläche der Koralle eindringenden cylindrischen von ihm gemachten Röhre, wie die Wurmschnecke (Vermetus). Die Aehnlichkeit mit letzterer wird dadurch noch grösser, dass der schildförmige Kopf des kurzen Krebses einen deckelartigen Verschluss nach aussen bildet. Er hat sich fast immer in den Vertiefungen der Knollen eingelassen, sei es, dass er sich diese ausgewählt hat, sei es, dass er in seiner Umgebung das Korallleben stört, und dadurch die Knollenform bedingt.

Seiner Wohnung ähnlich ist die eines ansehnlichen *Kalkröhrenwurms* (Serpula), die sich aber viel tiefer in das Gestein hinein erstreckt und in buschigen und massiven Korallen sich befindet. Prächtig ist der Anblick des lebenden Thiers, wenn es mit leicht vorgestrecktem Vordertheil seine buntgefärbten spiraligen Kiemen im Wasser badet. Ein *Rankenfusskrebs* (Pyrgoma) hat sich mit dem röhrigen Theil seiner Schale in Strahlenkorallen (besonders Goniastraea) eingebettet, der strahlige Obertheil bildet elliptische Warzen, die den Sternen der Korallen sehr ähnlich sehen.

Der Korallenabhang.

Das Boot, von dessen trockenem Schoosse aus wir mit Musse und Bequemlichkeit, wenn auch immer mit etwas schwankendem Blick das Reich der Korallen und der Schätze des Tiefmeeres zu überschauen gedenken, ist durch einen tiefen Buchteinschnitt gegen die Klippe angefahren. Aber ganz ruhig muss das Meer sein, sonst würde kein Schiffer so verwegen sein, sein

Fahrzeug freiwillig der Klippenbrandung zuzusteuern, und glatt wie ein Spiegel muss dem Beschauer die Meeresfläche sein, denn die leichteste Kräuselung trübt die Aussicht in die Tiefe. Je niedriger ferner das Wasser bei der Ebbe steht, desto klarer der Blick. Auch räth man, zur Aufklärung eine Schicht Oel aufzugiessen.

Die Linie des Abhanges zieht sich im Ganzen ziemlich parallel dem Strande hin; wo das Ufer eine grössere Ecke macht, thut es auch die Abhangslinie. Im Einzelnen ist dieser Verlauf freilich nicht so regelmässig, so dass die Breite der Klippe von 200—400 Schritt wechselt. Auch ist die Abhangslinie viel buchtiger und geschlungener. Wo ein Hafen die Klippe unterbrochen hat, zieht sich die Abhangslinie bis dicht an das Ufer in einem Bogen heran, der Abhang verliert aber nach und nach an Tiefe und das Koralleben hört auf. Der Abhang ist bald steil und jäh, ja mit oft weit überhängendem Klippenrand, bald senkt er sich allmälig oder terrassenförmig gegen den Grund des Tiefmeeres herab, welcher durchschnittlich 5—8 Klafter unter der Riffläche liegen mag, so dass der sandige Grund unmittelbar vor der Klippe noch meist für das Auge erreichbar ist, er senkt sich aber fort und fort, und wenige Schritte vor dem Abhang nach einwärts blickt man nur in für das Auge unergründbare blaue Tiefen.

Dieser Abhang nun ist, wie die Terrasse eines Gewächshauses, mit den bunten vielgestaltigen Thiergewächsen, welche man Korallen*) nennt, über und über bedeckt, oder richtiger, er besteht nur aus solchen oder deren Resten, abgestorbenen verkahlten Blöcken, auf welchen sich neue Geschlechter aufzubauen beginnen, und um sie schwärmt und weidet das durch Farbenpracht und seltsame Formen ausgewählte Heer der Korallfische: „Wie Kolibri's um die Blumen der tropischen Pflanzen spielen, so spielen kleine, prachtvoll mit Gold, Silber, Purpur und Azur gefärbte, kaum einige Zoll grosse, nie grösser werdende Fische um die blumenartigen Korallenthiere, an denen schönfarbige, schalenlose, wundersam gestaltete Schnecken (Äeolidien) die blumenblattartigen Fangarme ebenso, wie die Raupen

*) Von κόρη oder κούρη ἁλός, Meerjungfrau.

und Gartenschnecken an den Pflanzen die Blumenblätter abnagen." *) All das ist umgossen von dem Zaubermantel der durchsichtigen Salzfluth, welche durch eigenthümliche Strahlenbrechungen die entfernten Gestalten hebt, vergrössert und ihnen täuschende Farben aufträgt, so dass man sie oft, aus dem Wasser gesetzt, kaum wiedererkennt. Man fühlt sich wie durch eine geheimnissvolle Kraft zu diesen so nah erscheinenden und doch durch das fremde Element so unerreichbar fernen Gegenständen hinabgezogen und man starrt, versenkt in namenlose Gefühle und dunkle Ahnungen von feenhaften Wesen, die in den paradiesischen Meeresgärten sich wiegen, träumerisch in die Tiefe. Solcher Ideen kann sich nicht einmal der wenig sentimentale arabische Fischer erwehren, auch für ihn giebt es, abgesehen von der elephantenhaften Seejungfrau (Halicore cetacea), die man fangen und abbälgen kann, da drunten reizende Genien, welche sich mit menschlichen Wesen zu vermählen trachten, aber freilich erst, wenn letztere durch vorherige monatelange Kasteiung mit ungesalzenem Brod und Wasser ihrem Fleisch und Blut eine halb ätherische Natur verliehen haben.

Der Forscher aber darf sich von Träumen und Phantasien nicht ködern lassen, er will die halbverschwommenen Zauberbilder greifen und zergliedern. Da möchte er nun gleich eine Taucherglocke und einen Taucherhelm bei sich haben, und sich selbst an Ort und Stelle hinabsenken, und die Fische möchte er mit einem Netze fangen. Aber von den ersteren kennt man hier zu Lande nichts und für das Netz ist das Wasser zu klar und der Grund der Terrasse zu rauh und verfänglich. Doch die wackeren Taucher, die auf dem Boote sitzen, wissen jeden Wunsch zu erfüllen; sie bringen rasch die Koralle, die man ihnen mittelst einer Stange der Richtung nach bezeichnet oder beschrieben hat, während die Fischer mit kleinen und grossen Angeln, an die sie die Lockspeise, bestehend aus kleinen Fischen, Fischfleischstücken, Würmern, Schlangensternen, Krebs-, Schnecken- und Muschelfleisch, Algen je nach der Grösse und dem Geschmack der Fische befestigt haben, die gewandten schwimmenden Bewohner des Abhanges einen nach dem andern

*) Ehrenberg über die Korallenbänke 1832.

hervor holen. Es gehört ein geübter Blick dazu, die Korallen schon an ihrem Standorte zu unterscheiden, ist es ja schon schwierig und oft kaum mit bewaffnetem Auge möglich, sie zu Hause am Studirtisch zu specificiren. Ueberlässt man das Sammeln der freien Wahl der Taucher, so werden diese nur immer eine beschränkte Zahl von Arten in möglichst vielen Exemplaren mitbringen. Dieselbe Art zeigt oft sehr verschiedene äussere Formen und Farben, und verschiedene Arten hinwiederum dieselben allgemeinen Formen und Farben. Bei dem Fang der Fische hängt man mehr vom Appetit der Fische ab, doch kennt der Fischer den Geschmack der einzelnen Fische und kann ziemlich genau voraus bestimmen, welche Fische die und die Lockspeise fassen werden.

Die Korallen.

Durch Mannigfaltigkeit der Arten und Formen, die Zahl der einzelnen Kolonien zeichnet sich in diesem Abhangsbezirk vor allem die grosse Gattung der *Kronenkoralle* (Madrepora) aus. Die Farbe der Stöcke und Thiere zieht sich meist vom Dunkelbraunen in's Gelbliche und Grünliche; die Spitzen der Aeste stechen gewöhnlich durch eine lichtere Färbung hervor, die bisweilen in's Bläuliche und Rosenrothe übergeht. Die Stöcke oder Kolonien sind bald rasenförmig, wie ein Grasbüschel, indem wenig verästelte verhältnissmässig niedere Stämme, von einer flachen Grundlage auf- und zum Theil auswärtsstrahlen, oder blatt-, netz- und rasenförmig mit gerundeter oder gyröser Peripherie, indem sich die Aeste und Zweige zu einer vielfach durchbrochenen Fläche vereinen, und endlich höher aufstrebend, busch- und baumartig gestaltet. Von diesen drei Grundformen findet sich die erste vorzugsweise auf der Höhe des Riffes, die Arten der zweiten breiten sich oft auf weite Strecken hin auf dem Abfall aus und bilden tafelartige Vorsprünge und Terrassen, die dritte Form gehört hauptsächlich der Tiefe an. Manche solcher Madreporenbäume erreichen eine Höhe von 3—4 Fuss, einige bilden Büsche, die in grosser Anzahl bei einander sitzend und im Meeresgrund vor dem Korallabhang oft wie ausgedehnte Wälder oder Steppen erscheinen. In ähnlicher Weise, wie die

letzteren, treten die distelartigen Gesträucher der *Reihenkoralle* (Seriatopora) mit zarten vielfach durch einander geschlungenen Stengeln auf.

Aber eigentlich felsbildend ist diese lockere und spröde Koralle nicht, von der man sich nur wundern muss, wie sie den Anprall der Brandungswoge auszuhalten vermag. Die Quader des Klippengebäudes liefern die Massenformen, vor allem die zu ungeheueren bläulichen, braunen oder schwarzen Kugeln, Knollen und Säulen geballten *Maschenkorallen* (Porites), die in gerundeten Wellen die Klippen-Vorsprünge besäumenden Hirn- oder *Mäanderkorallen* (Leptoria, Coeloria) mit grünschimmerndem Polypenfleisch. Felsbildend ist ferner die grosse Zunft der *Sternkorallen* (Asträen), welche convexe Ausbreitungen oder auch Kugeln und Knollen bilden. Die Sterne oder Oeffnungen der Einzelthiere haben je nach der Art bestimmte Grösse; von den grossen Acanthastraea und Prionastraea, bis zu den zierlichen Goniastraea und eigentlichen Astraea. Die flachen Krusten der flachen *Hügelkoralle* (Montipora) schimmern in lichten, gelben und violetten Farben. Die *Igelkoralle* (Echinopora) breitet sich als halbfreie Kruste oder als mehrfach gewundene braune oder gelbe Tafel mit sehr rauher Oberfläche aus, worauf stellenweise die Substanz sich zu Warzen und Säulen erhebt. Ebenso und bankweise tritt die solide *Hydnophora* auf. Die durch ihr empfindliches Nesseln gefürchtete, von den Eingeborenen „Feuerkoralle“ genannte, *Punktkoralle* (Millepora), welche von Manchen in das Reich der Quallenpolypen versetzt wird, steigt bald in Form aufrechter, dicker, oben abgestutzter Tafeln und Wände empor, oder sie zieht sich in allerlei Gestalten incrustirend über Wurmröhren, Muschelschalen u. dgl. herüber, oder sie formt sich, freiliegend, zu vielknotigen Knollen. Einige endlich erheben sich in dünnen, netzförmigen Platten, die leicht zerspringen und oben in noch zerbrechlichere zarte Endästchen auslaufen. Eine der schönsten und ihrer meist pfirsichrothen Farbe wegen sofort auffallende Koralle ist die *Bechersternkoralle* (Pocillopora), welche mehr an dem oberen Theil des Abhangs meist einzeln in Rasen, doch auch bankweise sprosst. Jene Farbe gehört dem Stockgestein an, und zwar nur dessen Enden, wie die oben genannte blaue bei den

Madreporen, der untere Theil und die Thiere sind braun. Auch die Griffelkoralle ist im oberen Theil des Abhangs, neben der Pocillopora, noch immer wohl vertreten, und wechselt ebenso vom Dunkelbraunen in's Rosarothe. Ausserdem giebt es noch eine Menge Korallformen, die aber ihrer Kleinheit oder Spärlichkeit wegen für die Klippenbildung einen untergeordneten Werth haben, so die bald tiefschwarz, bald schwarzgrün erscheinenden Bäumchen der *Coenopsammia,* die nur in der frühesten Jugend angewachsenen, später frei am Boden liegenden *Pilzkorallen* (Fungia), welche bald einen flachen runden Leib bilden (Fungia patella), bald sich zu einer langgestreckten Ellipse mit einer Längsfurche verziehen und dann einer in die Tiefe versenkten versteinerten Semmel täuschend ähnlich sehen (Fungia Ehrenbergi, Herpetholitha). Der Anblick der rosig strahlenden ziemlich seltenen *Galaxea* wird dem Finder immer Freude und Ueberraschung bereiten. In grosser Tiefe wächst die bekannte *schwarze Koralle* (Antipathes), eine sechsstrahlige Rindenkoralle. Aus der in andern, namentlich den amerikanischen Meeren, so reich vertretenen Zunft der achtstrahligen Rindenkorallen, wozu die berühmte rothe Koralle gehört, finden sich sehr wenige Repräsentanten im Rothen Meere. Während die Klippe bis an den Rand des Absturzes in der Zone der Brandung so dicht mit Algen bewachsen ist, scheinen die Vegetabilien gegen die Tiefe zu aufzuhören. Statt ihrer wuchern jetzt, oft in grosser Ausdehnung, die nur unvollkommen verkalkten *Lederkorallen* oder Alcyonien, welche der Laie sofort für Pflanzen halten möchte. Die Polypenthiere sind aber hier meist sehr deutlich und weit vorragend, sie haben zum Unterschied von den meisten übrigen Korallenthieren, deren Strahlen die Sechszahl zu Grunde liegt, nur acht Strahlen und ebensoviele gefiederte Fühler. Je nachdem diese Geschöpfe sich ausgebreitet oder zurückgezogen haben, wechselt die Färbung sehr auffällig, und man möchte eine durch irgend einen Einfluss beunruhigte Kolonie oder Bank für eine ganz andere Art halten, als eine unbehelligte. Einige dieser „Fleischkorallen“ bekommen durch überall in's Gewebe eingestreute Kalkkörner eine lederartige Consistenz, wie die Korkkorallen (Alcyonium); bei anderen treten die Kalktheile zurück und die Stöcke bleiben fast weich

(Xenia und Sympodium). Vorzugsweise pflanzenähnlich, oft hohe Stängel bildend und „Kätzchen“ tragend, sind die Ammothea.

Die Fische.

Der Reichthum an Fischen*) im Rothen Meere ist ein ausserordentlicher, man kennt jetzt gegen 520 Arten. Am Korallenabhang sind sie am üppigsten. Ob es wirklich korallenfressende Fische giebt, ist noch zweifelhaft; für die harten Korallen wenigstens, deren weiche thierische Substanz sich bei der geringsten Störung in den Becher zurückzieht, ist nur ein Nagen denkbar. Viele Fische fressen Pflanzen, andere nähren sich von den Massen der hier hausenden Würmer und Weichthiere, oder von Aas, die meisten fressen wieder Fische, sind also Raubfische. Der Klippenabhang mit seinen Buchten und tiefen Brunnen bietet noch den grossen Vortheil des Versteckens, und da das *Terrain bunt* ist, so sind es auch nach einem in der Natur allgemein giltigen Gesetz, das freilich viele Ausnahmen hat (der sogen. Mimikry), die dort lebenden Fische.

Die *Korallfische* geben an Farbenpracht und Mannichfaltigkeit dem Vogelreiche nichts nach. Wie unter den Vögeln die Papageie, so nehmen unter den Fischen die *Papageifische* (Scarus) mit dem Papageischnabel auffallend nachgeahmten Kiefern an Schönheit den ersten Rang ein. Mit ihnen wetteifern die übrigen Glieder der grossen Familie der *Lippfische* (Labroiden), namentlich die Meerjunker und Regenbogenfische (Julis), die scheibenförmigen hohen und äusserst kleinmündigen und zartzähnigen *Schuppenflosser* (Squamipinnen), zumal die Gattungen Borstenzähner (Chaetodon), Deckelstachler (Holacanthus), Peitschenfische (Heniochus), ferner die *Schnepperfische* (Acanthurus) und *Nashornfische* (Naseus) mit ihren scharfen Schwanzstacheln, die *Hornfische* (Balistes) und endlich die zierlichen, meist sehr kleinen *Pomacentriden,* die Kolibri's unter den Fischen. Diese genannten Korallfische sind meist verhältnissmässig schlechte

---

*) Siehe hierüber meine ausführliche „Synopsis der Fische des Rothen Meeres“, in den Verhandlungen der k. k. zoolog. botan. Gesellschaft in Wien, Jahrgang 1870 und 71.

Schwimmer und entfernen sich nicht weit von dem Klippenabhang gegen das Meer hin, kommen dagegen öfters auch in die tieferen Tümpel der Klippenfläche. Auch viele *brassenartige* Fische (Sparoiden) lieben den Aufenthalt am Abhang, doch weniger ausschliesslich, und ihre Färbung ist gemeiniglich weniger bunt. Die nahe damit verwandten *Caesio,* welche in Schwärmen vor dem Abhang sich umhertreiben, fallen dem Beschauer sofort durch ihre himmelblaue Farbe auf.

Die *Raubfische* unter den Korallfischen sind die *Barschartigen* (Percoiden), vor allem die artenreichen und herrlich gefärbten Sägebarsche (Serranus), und Schnittbarsche (Diacope), und die meist eine nächtliche Lebensweise führenden Dornbarsche (Myripristis), Zahnbarsche (Priacanthus), Spiessbarsche (Holocentrum) und die Chilodipterus. Die *Meeraale* (Muränen) zeigen sich mehr auf der Klippe selbst und in den Tümpeln; eine riesige Art (Muraena javanica) erreicht eine Länge von zwei Metern und mehr, und kommt auch vor dem Abhang vor.

Zu den Bewohnern der Klippenfläche in der Brandungszone gehören die grimmigen Gestalten der *Panzerwangen* (Cataphracten), wie der Drachenkopf (Scorpaena) und der scheusslichste aller Fische, die Synanceia. Sie sitzen hier unbeweglich zwischen Steinen und Gras versteckt, und der Betretende wird dieser Geschöpfe, welche, und zwar oft dieselben Individuen, die Farbe ihres Wohnortes in auffallendster Weise nachahmen können, oft nicht eher gewahr, als bis er auf sie getreten ist und sie, plötzlich auffahrend, ihm mit ihren Stacheln eine äusserst schmerzhafte Wunde beigebracht haben. Die Stiche der Synanceia wenigstens sind fast so schmerzhaft als die des Skorpions. Das Ungethüm hat die Spitzen seiner Rückenstacheln gewöhnlich unter einer dicken Haut versteckt, wie die Katze ihre Krallen. Es kann diese Haut aber willkürlich zurückziehen, wobei nach den Aussagen der Fischer ein milchiges Tröpfchen hervorquellen soll, eine Art ätzendes *Gift,* das die Wunde so schmerzhaft macht. Lieblicher, ja eines der schönsten Schauspiele in diesem Meere gewährend, erscheint der *Fittigfisch* (Pterois), wenn er mit ausgebreiteten zarten, bunten, grossen Flossen ruhig in einem Tümpel oder in einer Bucht einherschwimmt. Aber man hüte sich, ihm mit einem nackten Körper-

theile nahe zu kommen, seine schlanken, spitzen Rückenstacheln sind eine schwer verwundende Waffe.

Merkwürdig sind die ebenfalls meist in Buchten vorkommenden *Kugelfische* (Tetrodon). Wenn eine Gefahr droht, steigen sie zur Oberfläche des Wassers rasch auf, zu welcher Erhebung ihnen ihre grosse Schwimmblase jedenfalls nützlich ist, und schnappen hier mit Geräusch Luft ein. Die Luft dringt durch die Speiseröhre in einen zwischen Bauchfell und Haut gelegenen, unter gewöhnlichen Umständen zusammengelegten Sack (eine Ausbuchtung des Bauchfells) ein; der Sack füllt sich und dadurch bekommt der Fisch nach und nach die Gestalt einer Kugel, welche oben auf dem Wasser schwimmt, wie eine mit Luft gefüllte Schweinsblase. Der schwerere Rücken kommt nach unten zu liegen, der Bauch nach oben. Die Oberfläche der Kugel ist meist dicht mit Stachelchen besetzt, die bei dieser Procedur starr aufgerichtet sind. Bei dem Igelfisch (Diodon) sind diese Stacheln sehr gross und stark. In diesem Zustande sind diese Fische aktiv ganz wehrlos, sie können nicht mehr nach Willkür schwimmen, da die Flossen sich zurückgezogen haben, und sie sind ein reiner Spielball der Wellen. Aber wie der zusammengeballte Igel unter den Säugethieren vor Angriffen sicher ist, so sind es auch diese durch einen morgensternartigen Panzer geschützten Fischigel, um so mehr, da eine schwimmende Blase auch ohne Stachelschutz nicht so leicht zu fassen ist. Je nach der Grösse der Gefahr blähen sie sich bald wenig, bald sehr stark auf, und wenn man sie sehr beunruhigt, wird die Kugel fast bis zum Platzen gespannt. Ist die Gefahr vorüber, so stossen sie die Luft nach und nach mit Geräusch wieder heraus, und dann sehen sie wieder aus, wie ein gewöhnlicher Fisch und schwimmen davon. Uebrigens sind nicht alle Arten in gleichem Maasse ausdehnbar. Das Gebiss hat Aehnlichkeit mit dem der Papageifische, während die letzteren aber ziemlich harmlos sind, beissen die Kugelfische mit Ingrimm zu, wo etwas in ihre Nähe kommt. Die Köpfe der Kugelfische werden für sehr *giftig* gehalten, selbst für Katzen, während der übrige Körper wenigstens von den ichthyophagischen Beduinen viel gegessen wird. Der Biss ist nicht giftig. Sonst giebt es keine giftigen Fische in diesem Meere, nur erzeugt der Genuss mancher Fische zu gewissen

Zeiten Uebelkeiten und Brechen, z. B. das nicht unangenehm säuerlich schmeckende einer Makrele (Scomber Kanagurta).

Eine scheinbar von allen Fischen abweichende Gestalt haben die *Kofferfische* (Ostracion); sie haben einen kofferartigen, harten, unbeweglichen Panzer, aus einzelnen polygonalen Platten zusammengesetzt, aus dem nur die Flossen, der Mund und der Schwanz als bewegliche Extremitäten hervorragen. Sie schwimmen daher sehr schlecht, und man kann sie mit der Hand fangen. Bei genauerem Nachdenken über ihren Bau findet man indess die grösste Aehnlichkeit mit den Kugelfischen. Die Basen der Stacheln der letzteren, welche hier schon bald schmäler, bald breiter sind, haben sich bei den Kofferfischen einfach plattenartig verbreitert und sind mit einander verwachsen, während die Stacheln abgenommen haben oder verschwunden sind.

Andere seltsame Gestalten, die sich in den Buchten und Tümpeln herumtreiben, sind die *Tabakspfeifenfische* (Fistularia), die *Seenadeln* (Syngnathus) und die bekannten, hier indess ziemlich seltenen *Seepferdchen* (Hippocampus).

Mehr nur ausnahmsweise lassen sich auf der Klippenfläche zuweilen *Rochen* und kleinere *Haifische* sehen. Von den ersteren werden zuweilen kolossale Ungeheuer todt auf den Strand geworfen, so von der Gattung Cephaloptera und Ceratoptera. Ein solches Meerungeheuer ist auch der sogenannte schwimmende Kopf oder *Mondfisch* (Orthagoriscus), der in nächster Verwandtschaft zu den Kugelfischen steht.

Eine besondere Fischfauna bergen die schon öfters hier genannten *Seegraswiesen* (Gisua der Araber), die theils in Vertiefungen der Klippenfläche, theils auf dem Meeresgrunde, besonders im Hafen sich finden. Viele ihrer Bewohner zeichnen sich durch eine *grünliche Farbe* aus; hierher gehören manche Seenadeln (Gastrotokeus), die Messerfische (Amphisile), mehrere Brassenartige, besonders Lethrinus, die Percis, junge Plattfische (Platax), manche Diagramma.

Auf *sandigem Grund* vor und auf der Klippe, sowie auf dem Boden des Hafens leben, halb eingewühlt, meist in aller Stille auf Beute lauernd, die Schollen oder, wie man sie hier zu Lande nennt, die Mosesfische, die Plattköpfe (Platycephalus), welche zu den Panzerwangen gehören, und endlich Rochen,

namentlich die Torpedo, welche leichte electrische Schläge geben. Diese Grundfische haben das Gemeinsame, dass sie platt gedrückt sind und ihre untere, oder, wie bei den Schollen, die eine Körperseite matt und farblos ist. Nur der Gerres oyena, der sich, aber nur ausnahmsweise, auch zuweilen mit einer Seite in den Sand gräbt, hat überall silberglänzende Schuppen.

Eine Anzahl von Fischarten ist stets auf dem Strich. Die Schwärme derselben finden sich im Hafen und auf der Klippe, gehen aber nicht weit in's offene Meer. Mit der Fluth ziehen sie auf die Klippe bis gegen das Ufer, stets Niederwasser suchend, wahrscheinlich aus Furcht vor Raubfischen, und bei der Ebbe kehren sie wieder zurück in den Hafen, wenn sie sich nicht etwa in den Brunnen von der Ebbe haben überraschen lassen. Solche *Strichfische* sind die Barben, die Harder (Mugil), die Gerres, die Therapon, die Pristipoma, und mit ihnen ziehen auch, besonders bei Nacht, manche Korallfische, wie die Papageifische, manche Chrysophrys. Diese Strichfische sind meist gute Schwimmer.

Auch das *offene Meer* ist nicht arm an Fischen, wenn auch bei weitem nicht so reich, wie die Klippenregion. Sie sind alle *ausgezeichnete Schwimmer,* die weite Reisen zu machen im Stande sind und daher auch meist eine weite geographische Verbreitung haben. Viele derselben sind nicht nur über den ganzen indischen Ocean bis nach Japan und Australien hin verbreitet, was auch bei vielen der früher genannten Fische, selbst bei den eigentlichen Korallfischen der Fall ist, sondern auch über den Atlantischen Ocean bis an die amerikanischen Küsten und in das stille Meer. Einige wenige finden sich selbst in der Nordsee und im Mittelmeer. Diese Schwimmer haben fast alle eine *monotone* Färbung, die gegen den Bauch blässer wird, und die derselben Art angehörigen Bewohner der weit aus einander gelegenen Gegenden sind in Nichts, nicht einmal durch Farbennüancen zu unterscheiden, während die eigentlichen Klippenfische doch meistens einen *Rassenunterschied*, wenigstens in der Färbung zeigen.

Am nächsten, sowohl in der Zahl derselben Arten, als in Gleichheit der Farben, steht der Fischfauna und der Fauna des Rothen Meeres überhaupt diejenige der *ostafrikanischen*

Küsten und Inseln bis gegen Mozambique hin, während weiter gegen Osten die Arten und Rassen mehr und mehr andere werden. Von den 520 Fischarten des Rothen Meeres sind bis jetzt aus diesem Meer allein bekannt 140, aus ihm und dem ostafrikanischen Meere zugleich 26; die übrigen, also die grosse Mehrzahl, sind über den indischen Ocean verbreitet, bis nach Japan und Australien. 19 Arten leben auch im Atlantischen Ocean, und zwar mehr in dessen tropischem Theil, und *bloss 7 im Mittelmeer*. Von letzteren ist eine Art (Caranx trachurus) weltbürgerlich, sie findet sich von England bis Neuseeland, die andern gehören zu den oben erwähnten Schwimmern oder Hochseefischen, nemlich der bekannte Lootsenfisch (Naucrates ductor), der Schiffshalter (Echeneis naucrates), die Goldmakrele (Coryphana hippurus), der Hammerfisch (Zygaena malleus), der Nasenhai (Lamna Spallanzanii) und Sternhai (Mustelus).

Die Fische des offenen Meeres gehören meist den Familien der Makrelen und Thunfische (Scomberoiden), der Hornhechte (Scomberesoces), der Pfeilhechte (Sphyränoiden), der Haifische und der Häringe (Clupeoiden) an. Unter den ersteren zeichnen sich die *Stöcker* (Caranx) durch grossen Reichthum an Arten aus; sie sind Raubfische und ziehen namentlich den häringsartigen Fischen nach, deren periodischen Schwärmen sie folgen, daher auch sie periodisch erscheinen. Die eigentlichen *Thunfische* (Thynnus) scheinen hier nicht in grossen Schwärmen vorzukommen, die einzelnen Individuen haben oft eine bedeutende Grösse. Ein merkwürdiger, dem Thunfisch nahe verwandter Fisch ist der ziemlich seltene grosse *Seglerfisch* (Histiophorus), der Schwertfisch dieses Meeres. Er hat eine ausserordentlich hohe Rückenflosse und kann, sich auf die Seite legend, in einem Bogen gegen 12 Fuss weit, in mehreren Sätzen, 3—4 Fuss hoch über dem Wasserspiegel, in der Luft dahin schiessen. Aehnliche *Luftspringer* sind die Hornhechte (Scomberesoces) und die Halbschnäbler (Hemiramphus), auch die Harder (Mugil) und der häringsartige Chirocentrus, während die eigentlichen *fliegenden* Fische (Exocoetus) mittelst ihrer flügelartig entwickelten Brustflossen auf viel grössere Strecken sich in der Luft halten können. Die Flughähne (Dactylopterus) sind im Rothen Meere noch nicht beobachtet worden, dagegen kommt ein dem

Drachenkopf (Scorpaena) nahe verwandter Fisch vor, welcher, wie Ehrenberg beobachtet hat, fliegen kann, der Apistus israëlitarum. Der früher erwähnte Fittigfisch (Pterois) hat zwar auch flügelartig entwickelte Brust- und Bauchflossen, und man hat geglaubt, er könne fliegen, woher er auch seinen Namen hat, aber er fliegt nie, seine Flossen sind zu zart gebaut. Eine eigenthümliche Erscheinung ist es, wie ganze Schwärme dieser Spring- und Flugfische sich urplötzlich, wie auf ein Commando, oder wie wenn alle Individuen derselben äusseren Einwirkung unterzogen wären und denselben Gedanken und Willen hätten, sich erheben und alle derselben Richtung folgen. Dieser Gemeinsinn ist überhaupt den in Schaaren herumziehenden Fischen eigen.

Die *Lootsenfische* (Naucrates) umschwärmen, wie bekannt, die sonst so gefrässigen Haifische, ohne dass diese ihnen etwas zu Leide thäten, und sie folgen mit den Haien den den Ocean durchsegelnden Schiffen oft auf weite Strecken. Die *Schiffshalter* (Echeneis) heften sich mit ihrer Saugplatte am Kopf, die nichts als eine umgewandelte Rückenflosse ist, an die Haut der Haie und oft auch an die Wände der Schiffe, und durchreisen so die ganze Welt. Die *Häringe* und *Sardellen* erscheinen immer nur periodisch und in grossen Schaaren und sind stets von einer Menge von Seeraubfischen begleitet. Sie sind meist klein, einige verwandte Formen (Albula, Chanos und Elops) werden aber gross und diese finden sich in beiden Indien, ohne dass man im Stande wäre, sie artlich zu trennen. Alle die genannten Schwimmer gehen weit hinein in's offene Meer, kommen auch in den Hafen, aber es scheint nur wenigen auf der Klippe zu gefallen. Hier üben die Barsche das Raubgeschäft.

Manche Fische halten sich fast immer dicht *unter der Oberfläche* des Wassers, wie die Hornhechte und Halbschnäbler, manche lieben seichtes Wasser oder halten sich in mittlerer Tiefe auf, anderen ist es nur in *grosser Tiefe* wohl, und sie kommen nur selten herauf. Diese Verschiedenheit der Lebensweise hängt von der Art, oft aber auch von dem Alter ab. Viele Arten bekommt man immer *nur sehr gross,* so manche Arten von Serranus, Plectropoma, Diacope, Holocentrum, Sphaerodon, Pagrus, Dentex, Aphareus, Sphyraena, Thynnus, Caranx; ihre Jugend mögen solche Arten an für die Angel un-

zugänglichen Orten verleben, vielleicht in der Tiefe; manche Arten gehen erst mit dem Alter in grössere Tiefen, während man die jüngeren weiter oben trifft (manche Serranus). Die aus grosser Tiefe hervorgeangelten Fische zeigen die Erscheinung, dass ihr Leib aufgetrieben und ihr Schlund und die Speiseröhre zum Maul hervorgestülpt ist. Es ist dies offenbar eine Folge des verminderten Druckes auf die Gase im Körper und analog dem Aufschwellen des Frosches unter der Luftpumpe. Wenn der Fisch freiwillig heraufkommt, kann er durch seine Schwimmblase nach und nach das Gleichgewicht herstellen. Die in grosser Tiefe lebenden niederen Thiere haben als Ausgleichungseinrichtung ihr Wassergefässsystem oder etwas Entsprechendes. Viele *tief unten* „in purpurner Finsterniss" lebende Fische haben auffallenderweise eine hohe *rothe* Farbe, während andere ähnliche höher lebende Arten und Individuen dunkler, grauer oder bunt sind. Ausser dem Wohnort (bunte Korallklippe, offenes Meer), hat auch das *Geschlecht* einigen Einfluss auf die *Farben;* hieher dürften die auffallenden Farbverschiedenheiten mancher Papagei- und Junkerfische gehören, die sonst in der Gestalt nicht den geringsten Unterschied zeigen, doch sind darüber noch zu wenige Beobachtungen gemacht worden, man erkennt das Geschlecht nur zur Laichzeit leicht (Milchner und Rogener). Einige zeigen zur Zeit der Fortpflanzung lebhaftere Farben, *„Hochzeitsfärbung"*, so manche Caranx, nachher werden sie mager und zugleich grau. Auch hierüber sind weitere Beobachtungen wünschenswerth.

Viele Fische zeigen sich nur bei Nacht, und diese *Nachtfische*, sowie die in grosser Tiefe lebenden, haben meist *grosse Augen*. Es giebt freilich auch grossäugige Tagfische. Der „Augenfisch" (Priacanthus hamrur) trägt zwei sehr grosse Augen mit weiter, neblig aussehender Pupille, die in der Nacht im Leben *leuchten* wie Katzenaugen. Zu den leuchtenden Fischen gehören: Scopelus, Maurolicus, Astronesthes. Sie haben eigenthümliche runde Körperchen oder Drüsen am Körper, die oft wie Edelsteine, wie Amethyst schimmern, und bei Nacht leuchten sollen. Eine nicht geringe Anzahl von Fischen des Rothen Meeres giebt *Töne von sich,* und zwar meist, wenn man sie aus dem Wasser nimmt.

Doch wir haben uns mit dem schwachen Boote schon zu weit in die wellenvolle offene See mit ihren gehässigen Haien, Säge- und Hammerfischen, ihren gesellig spielenden Delphinen, säugenden Sirenen, gewaltigen Seeschildkröten gewagt, wir könnten selbst einem riesenhaften Pottfisch (Physeter), der auch zuweilen hier Besuche macht, zu nahe gerathen und kehren daher lieber in den ruhigen *Hafen* zurück. Da haben wir vielleicht das in diesem Meere seltene Glück, *Scheibenquallen* und *Kettensalpen* zu fassen, welche Geschöpfe zeitweise, aber oft nur alle paar Jahre einmal, besonders nach Ost- und Südostwinden, die Wasserfläche des Hafens bedecken. Oder wir fischen einige glänzende, stossweise schwimmende *Sepien* auf. Halten wir ein feinmaschiges Netz oder einen Schmetterlingshamen in's Wasser und schwemmen den Rückstand in einem Glase Meerwasser ab, so werden wir vielleicht allerlei Kleinigkeiten: Gitterthierchen, Infusorien, Larvenformen finden. Haben wir ein *Schleppnetz* und lassen das Boot durch eine vermehrte Mannschaft weiter rudern oder setzen wir noch besser ein Segel auf, so werden wir manchen seltenen Bodenbewohner erbeuten. Freilich ist mit dem Schleppnetz hier nicht viel zu machen, es reisst bald an dem felsigen Grund des Hafens, und noch mehr des Meeres in der Nähe der Korallklippe, wo auch die Tiefe zu gross ist.

Nachdem wir endlich auch noch einige über dem Wasser tanzende Mücken, auf der Oberfläche des Wassers laufende Meerläufer (Halobates), am sandigen Strande noch einige Sandkäfer (Cicindelen), und unter Steinen im Wasser winzige Springschwänze (Poduren) abgelesen, uns also auch noch der im Meere so spärlich vertretenen, durch die Krebse aber reichlich ersetzten *Insektenwelt* versichert haben, kehren wir, mit den Schätzen aller zoologischen Reiche von den Säugethieren bis zu den Infusorien und Urschleimthieren herab, schwer beladen auf das Festland zurück.

VII. Kapitel.

Die geheimen Wissenschaften der Moslimin.

Im alten Wunderlande Aegypten giebt es noch heutzutage, den fast einstimmigen Berichten seiner Bewohner zu Folge, Wunder über Wunder, und Erscheinungen aus dem Reich des Uebersinnlichen, welches ohne wahrnehmbare Grenzen vom Gebiet des Glaubens in das des Aberglaubens und des Unsinns streift, gehören zu den alltäglichen. Derlei Dinge zu behandeln, wird zwar meistens heutzutage zu den überwundenen Standpunkten gerechnet, aber wer nur einige Zeit mit den Moslimin umzugehen Gelegenheit hatte, der wird zugeben, wie tief durchdrungen das *ganze Volk* von abergläubischen Vorstellungen ist und wie man es *nur versteht,* wenn man Kenntniss nicht nur von seinem religiösen Glauben, sondern auch von seinem Aberglauben hat.

Die Ginn's.

Aegypten, wie andere Reiche des Islam (denn so lehrt der Koran selbst), wird neben der gewöhnlichen Menschheit von einer Unzahl von Ginn's (Genien) oder Geistern bewohnt, das sind aber keine Verstorbene, die „gehen müssen", wie in anderen Gegenden, (es „geht" nur der Geist eines Getödteten), sondern eine eigene Gattung von Geschöpfen, eine Art Kobolde oder Elfen, Mittelgeschöpfe zwischen Engeln und Menschen. Sie werden, wie die Menschen, geboren, wachsen, altern und sterben; sind männlich und weiblich, schwarz oder weiss, vornehm und niedrig, Freie und Sklaven, Moslimin und Christen, haben jeder seinen Namen, es bestehen Reiche, Regierungen und Könige, kurz sie sind *der Menschheit völlig parallel,* und unterscheiden sich von dieser nur durch Mangel von Fleisch und Blut, und ein höheres Lebensalter bis zu

300 und mehr Jahren. Sie stehen zu dem Menschengeschlecht in innigster Beziehung; jedes Menschenkind hat einen Gefährten aus dem Ginnreich, der in der gleichen Stunde mit ihm geboren wird, ihn als Schutzengel bedient, noch häufiger aber ihm allerlei boshafte Streiche spielt, ja ihn krank macht und selbst umbringt. Dieser Gefährte, die *Karina,* ist ein Weibchen, wenn das Menschenkind ein männliches ist und umgekehrt, und wenn der Mensch als Säugling an Krämpfen u. dgl. stirbt, so ist es meist die Karina, die ihn getödtet. Selbst in den officiellen Todtenregistern der Aerzte war die Karina bis vor Kurzem eine stehende Krankheitsgattung, unseren „Gichtern" genau entsprechend. Später, wenn der Mensch erstarkt, verlieren diese „Gefährten" mehr und mehr den Einfluss auf ihn und besuchen ihn nur noch hie und da im Schlaf, z. B. die Ginnjungfrau nähert sich liebend dem Menschenjüngling und umgekehrt: eine sehr poetische Erklärung verliebter Träume!

Für gewöhnlich sind diese Wesen unsichtbar, aber sie können allerlei ungreifbare *Schattengestalten,* die Umrisse von Menschen, Thieren und Unthieren annehmen und erscheinen als solche vielen Leuten. Bei genauerer Besichtigung seien sie sofort an ihrem senkrechten Auge zu erkennen. Viele, ja die meisten Landeskinder haben schon solche Begegnisse gehabt und wissen von dem „Afrit" schaudrige Histörchen preis zu geben, die unsern Geistergeschichten auf's Haar gleichen. Um dieser Gestalten sicher ansichtig zu werden, ist es nöthig, durch monatelange Vorbereitungen, Kasteiungen, Fasten, Essen blossen ungesalzenen Brods und Wassers der materiellen irdischen Fleischnatur ein halbätherisches Wesen zu verleihen.

Die Männer der Wissenschaft und die Zauberer.

Der *„Mann der Wissenschaft"* weiss durch Anrufung ihrer Namen, (die meist wenig arabisch klingen und dem Sprachforscher nicht uninteressante Winke über den Ursprung dieser „Wissenschaft" geben dürften), ferner durch Lesen gewisser Koranskapitel (namentlich des „Kursi") in einer bestimmten Anzahl bis in die Tausende von Wiederholungen, durch Hinmalen geheimnissvoll angeordneter Zahlen (dem sogen. Ab-

ged entnommen), Buchstaben, Figuren und Wörter, diese Geschöpfe herbeizubeschwören, zu bannen und sich dienstbar zu machen. Diese Wissenschaft, obwohl vom Propheten nicht empfohlen, wird im ganzen Reich des Islam von sehr vielen Männern, auch Frauen, gepflegt; als die Gelehrtesten und die Geschicktesten gelten die Moghrebiner (Mauren) und die Fellata aus dem Sudan. Sie schöpfen ihre Wissenschaft aus Tradition oder aus geschriebenen Büchern, die eine grosse *geheime Literatur* bilden; an Umfang, Bedeutung und Ansehen beim Volk kann sich damit nur die eigentliche Religionsliteratur messen. Vermittelst der Ginn, „Diener des Geheimnisses", oder auch durch auf irgend eine Weise erworbene Kenntniss eines der „geheimen Namen Gottes" verrichten diese Gelehrten allerlei Wunderthaten, wobei nur auffallend ist, dass sie meistens bettelarm sind. Die Armuth sei, entgegnet man, in vielen Fällen die Grundbedingung des Bundes mit einem Ginn, bei andern Ehelosigkeit und dergleichen Entbehrungen. Von Manchen aber behauptet man, sie seien, obwohl ächte Menschenmänner, mit einer Ginnfrau förmlich verheirathet, und verrichten die Wunder mittelst dieser für andere Menschen unsichtbaren Frau oder Fee; sie selbst geben es freilich nicht zu.

Zuweilen finden sich Menschen, die grossen Aufwand machen, während Niemand weiss, woher sie ihn bestreiten. Von solchen sagt man auch, sie seien im Bund mit einem Ginn, der ihnen das Geld liefere. Vor einigen Jahren trieb sich ein solcher geheimnissvoller mohammedanischer Herr in Aegypten herum, er hiess Sejid Abd er-rahman el Adaros aus Indien. Er fuhr mit einer Barke und grossem Gefolge das Nilthal hinauf, hatte einen eigenen Arzt bei sich und gedachte in den Sudan zu reisen. Das Reisen ohne bestimmten Zweck ist bei einem Mohammedaner etwas Aussergewöhnliches, und so erregte er grosses Aufsehen, um so mehr, als er Wunder that und sehr freigebig war. Augenzeugen behaupteten und schwuren, der Mann könne Geldstücke unter seinem Teppich nach Belieben hervorlangen, verwandle Silbermünzen mit einem Hauch in Goldmünzen, Salz in Zucker u. s. w. Genug, er wurde als Zauberer bei der Regierung denuncirt, und diese ersuchte ihn in aller Höflichkeit, seine Reiseroute statt in den Sudan nach der nächsten Hafen-

stadt (Koseir) zu nehmen und da sich nach anderen Ländern einzuschiffen, und gab ihm eine Eskorte mit.

Diese Leute beschäftigen sich nach ihrer Aussage nur mit der hohen guten Magie, und ihre Ginn's sind gute, die zu keinen sündhaften Handlungen, wie Stehlen und Tödten, sich hergeben, während die „Zauberer" mit teuflischen Wesen, bösen Ginn's im Bunde stehen. Die guten Ginn's, welche Moslimin sind, bedienen nur Moslimin. Die Christen und Juden, die Magie treiben, können das nur durch die schlechten, niedrigen Ginn's oder Teufelchen (scheitan). Diese Ungläubigen beschuldigen hinwiederum die Moslimin der Zauberei und beschwören ihre Genien durch Psalmen. „Ein Christ hüte sich wohl, einen moslimischen Ginn anzurufen," warnt ein alter Gelehrter, „der Ginn wird sich für diesen Missbrauch rächen und den Beschwörer sogar umbringen."

Als Hauptheimath der Zauberei gilt Maskat. Dort werden, wie zu den Zeiten der Chalifen, und in der Tausend und eine Nacht, noch heutzutage Menschen in Thiere, namentlich Esel und Affen verwandelt.

Die Zauberbücher.

Die geschriebenen Zauberbücher lehren, wie man es machen muss, um beliebt zu werden, um nach Wunsch zu erwachen, um Ketten zu lösen, um einen Entflohenen zur Rückkehr zu bringen, um die Ehefrau von Untreue abzuhalten, Jemand zu begegnen, Vögel vom Saatfeld entfernt zu halten, den Bauch des Diebs aufzuschwellen (!), einen Menschen oder Ochsen sich nachlaufen zu lassen; hauptsächlich aber, um Vergrabenes, einen Schatz, einen Dieb zu entdecken, die Ginn's zu beschwören, unter dem Kopfkissen Goldstücke zu finden. Auch sind darin eine Menge Recepte gegen das Kranksein im Allgemeinen, und gegen Kopfweh, Unruhe, Schrecken, Schlaflosigkeit, Fieber, Milchstockung bei Mensch und Vieh, Kopfgrind insbesondere; gegen Schlangen, Skorpione, Wanzen und sonstiges Ungeziefer, für und gegen Schwangerwerden.

Bund mit dem Eisen und Blei.

Der Triumph dieser Wissenschaft aber gebührt dem *„Bunde mit dem Eisen und Blei"* und wir glauben uns ein unsterb-

liches Verdienst um die kriegsgeängstigte Menschheit erworben zu haben, da wir ihn aus dem Zauberbuch abschrieben und aufbewahrt haben, zum Frommen für Freund und Feind. Hinfüro wird, da Jedermann sich beeilen wird, diesen Talisman auf der Brust zu tragen, kein Schwert mehr wirken, und keine Kugel mehr einschlagen, und das goldene Zeitalter ist gekommen. Der berühmte Ibrahim Pascha ist, wie der nächste beste seiner Unterthanen bezeugen wird, durch Tragen eines solchen Talismans aus allen Schlachten unversehrt hervorgegangen und ein alter Mann geworden, und der Kopf eines der Hauptchristenmetzler in Djedda in den fünfziger Jahren konnte nur nach Oeffnung des in seiner Armhaut eingenähten Talismans abgeschlagen werden.

Unter vielen andern folgende Recepte:

Recept zum Geisterbeschwören.

„Faste 7 Tage; Körper und Kleider seien rein. Lese zuerst das Koranskapitel „der Engel“ bis zu dem Wort „hasir“ 14male nach dem Nachtgebet; dann bete 4 Beugungen, sprich bei jeder Verbeugung das Fatha 7mal, und wenn du in der 7. Nacht jenes Kapitel 14mal gelesen, so bitte Gott um das, was du wünschest. Es wird nun ein Geist erscheinen von den dienstbaren Geistern dieses Kapitels, er wird dir Kunde geben über den Schatz und wie du dazu gelangst.

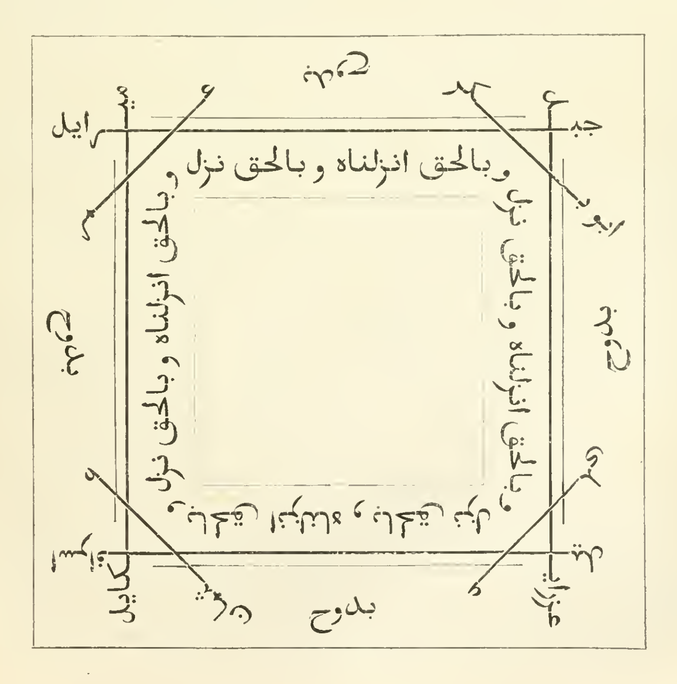
Und willst du noch mehr Wunderwirkungen dieses Kapitels sehen, so faste 7 Tage an einem einsamen Ort, nehme Räucherwerk mit dir, wie Benzoë, Aloëholz, Mastix und Räucherholz aus dem Sudan, und lese das Kapitel 1001mal in den 7 Tagen, nemlich für jedes der 5 Tagesgebete eine bestimmte Anzahl von Lesungen. Das ist das Geheimniss, und du wirst unbeschreibliche Wunder sehen, man wird bei dir Pauken schlagen, man wird über deinem Kopfe Fahnen aufhissen, du wirst lichtvolle Geister sehen von schönem, lieblichem Anblick. Mache mit einigen von ihnen Freundschaft und sie werden dir die Schätze aufdecken und die verborgenen Wissenschaften, und werden dich einweihen in die Geheimnisse der Religion.“

Interessant und charakteristisch war die Bemerkung eines unserer Bekannten, der eine solche Kasteiung und Beschwörung

durchprobirt zu haben behauptete: er habe wirklich allerlei scheussliche Gestalten in seinem Zauberkreis gesehen, *sie aber auch mit geschlossenen Augen gesehen;* schliesslich sei er ganz entsetzt geworden, und sei davon gegangen.

Liebeszauber.

„Schreibe folgende Formel (châtim) mit Rosenwasser und Sesamwasser am Mittwoch nach dem Vespergebet, nachdem dein Schatten 20 Schritte misst, auf Papier oder Pergament. Rolle dieses zusammen und wirf es auf die Erde. Dann schreibe die Formel auf die Fläche der linken Hand, räuchere mit Mastix, Benzoë und Koriander. Spreche das Kapitel „Amran“ und „Ichlâs“, während deine Hand über den Rauch gehoben ist, und hebe dann den Talisman von der Erde auf. Berühre deinen Leib damit, und den, auf den du es abgesehen hast. Hänge ihn an deine rechten Glieder, und du wirst Wunderbares sehen, Gottes Schutz ist bei dir. Aber gebrauche den Talisman nur zu Erlaubtem!“



Die im Quadrat innerhalb jeder Seite eingeschlossenen Worte heissen: bil háḳ ansilnâh u bil hák nésil, d. h. Im Recht (nicht unerlaubt) haben wir ihn (den Geist) herabsteigen lassen und im Recht stieg er herab. Die durch die Seiten des Quadrats gezogenen Worte sind: Gabraîl, Mikaîl, Israfîl, Israîl, d. h. die Namen der 4 Erzengel; die innerhalb der Ecken durchgezogenen Worte heissen: Abu békr, Omr, Otman, Ali, d. h. die vier Hauptgefährten des Propheten. Das ausserhalb des Quadrats stehende Wort ist biduh, der Name eines Ginn's, den man sehr oft auf *Briefadressen* schreibt oder die entsprechenden Zahlen des Abged 2468.

Zauberspiegel.

Viel angewendet wird der Zauberspiegel: Ein „reiner" unschuldiger Knabe (bis zu 12 Jahren) wird angewiesen, in eine mit Wasser gefüllte, aussen mit Sprüchen beschriebene Tasse zu schauen, während ihm unter die Mütze ein ebenfalls beschriebener Zettel gesteckt wird, der über die Stirn herunterhängt, dabei wird er beräuchert und von dem Magier werden Sprüche hergemurmelt. Nach einiger Zeit antwortet der Knabe auf Befragen, was er sehe, es bewegen sich Personen in dem Wasser, wie in einem Spiegel. Der Magier fordert den Knaben auf, dem Geist verschiedene Befehle zu geben, z. B. ein Zelt aufzuschlagen, Kaffee und Pfeifen zu bringen. All das geschieht sofort. Der Zauberer fragt die neugierigen Zuschauer, irgend eine Person anzugeben, die auf die Scene kommen soll. Wir nennen irgend einen Bekannten, eins, ob gestorben oder noch am Leben. Der Knabe befiehlt dem Geist, ihn zu bringen. Nach wenigen Sekunden ist er da; der Knabe soll ihn beschreiben. Das geschieht nach dem, was wir selbst sahen, fast stets auf ganz unzutreffende Weise. Der Knabe entschuldigte das damit, dass die vorgebrachte Person nicht recht in die Mitte kommen wolle, immer halb im Schatten bleibe, sonst sehe er aber die Personen wirklich und in Bewegung. Lane, ein sehr wahrheitsliebender Schriftsteller, erzählt hierüber freilich ganz wunderbare Dinge in seinem „modern Egyptians" (Vol. II. S. 91 ff.), wo der Vorgang genau beschrieben wird. Bei einem vorgefallenen

Diebstahl wurde, wir waren Zeuge, auch der Zauberspiegel befragt (was man darb el mandel heisst). Die Angaben des Knaben fielen auf eine, wie sich später herausstellte, ganz unschuldige Person, die der Knabe, wie es schien, absichtlich, aus Bosheit bezüchtigte. Aus diesem Grund wurden dergleichen Experimente, die früher sehr im Schwange waren, von der Regierung streng verboten, aber sind immer noch viel geübt.

Andere Zauberspiele.

Ein anderes Zauberspiel ist der sich drehende Krug: In einen mit Wasser gefüllten Krug werden Zauberformeln gemurmelt. Zwei gegenübersitzende Leute halten den Krug leicht mit der Hand und dem Daumen. Nach einiger Zeit fängt er an, sich zu drehen, nach rechts oder nach links. Je nachdem fällt die Antwort bejahend oder verneinend aus. Es erinnert das an das Tischrücken und an den Schlüssel, der sich dreht, wenn zwei Menschen ihn leicht berührend halten, oder, wenn er zwischen zwei Bücher u. dgl. gehängt wird. Letzteres Experiment gelingt ebensowohl, wenn man dazu ein lustiges Liedchen singt, als wenn man einen frommen Psalm hersagt.

Eine dem Tischrücken ähnliche Procedur wird öfters von den Eingeborenen geübt: Die Spielenden hocken um einen Mann, der sich wie todt auf die Erde hinstreckt, herum, reichen sich die Hände und je zwei sich gegenüber Sitzende legen die Hände oder Fingerspitzen unter den liegenden Mann. Dann sagt jeder dem andern in's Ohr: „er râgel mât, d. h. der Mann ist todt“. Nach einiger Zeit sollen die Spielenden mit ihrem untergelegten Finger den liegenden Mann in die Höhe heben können. Auch andere schwere Lasten sollen so leicht gehoben werden, also eine locomotorische Kraftwirkung, die freilich trotz des Glaubens noch nicht in's praktische Leben eingegangen ist.

Von dieser Art der Zauberei ist wohl zu unterscheiden die *natürliche* Magie „sîm“, durch natürliche Mittel und durch Blendwerk wirkend, aber verschieden von der gewöhnlichen Kunst der Gaukler. Ein Meister dieser Magie, erzählt man, habe die Sinne seiner Zuschauer so zu täuschen gewusst, dass er durch den Rachen eines Kamels einzugehen und am hintern Ende wieder

herauszukommen schien. Ein Anderer habe ihm aber einmal einen Possen gespielt und ein Gegenmittel gegen die Blendung angewendet, und dann haben die Zuschauer gesehen, wie jener eigentlich neben dem Kamel vorbeigieng.

Furcht vor den Geistern.

Die wenigsten Landeskinder zeigen grosse Lust, mit den Geistern in nähere Berührung zu kommen, aber alle glauben fest daran. Daher wagt es Niemand, allein in einem Hause zu wohnen, in später Nacht allein auszugehen, allein in einem Zimmer bei Nacht zu bleiben; und wenn der Mann Abends ausgehen und seine Freunde besuchen will, flüchtet die Frau, wenn sie keine Kinder oder Diener hat, zu den Nachbarn und Verwandten. Nur die Nachtwächter, Todtengräber und Soldaten schützt die Gewohnheit zwar nicht vor dem Geisterglauben, aber vor der Furcht. Am Freitag, dem muhammedanischen Sabat, zumal belieben die Geister, sich an den Schwellen der Thüren und Thore aufzuhalten, und Niemand wagt es, dann dort Platz zu nehmen. Des Nachts auszukehren, wird für unstatthaft gehalten, es könnte dabei ein Ginn gestossen und beleidigt werden, so dass dieser sich vielleicht rächen würde. Aus ähnlichen Gründen habt man den Katzen nicht leicht etwas an, weil solche verlarvte Ginn's sein könnten. Nie wird man einen Moslim ein Liedchen oder sonst wie pfeifen hören, am allerwenigsten bei Nacht, denn das Pfeifen lockt die Geister herbei. Den Respekt, welchen das Volk den Ginn's zollt, bezeichnet der allgemein gebräuchliche Ausruf: „Mit Erlaubniss, ihr Gesegneten", wenn Jemand in eine Räumlichkeit, namentlich in den Abtritt tritt oder Wasser ausschütten will. Man will damit die hier sich aufhaltenden Ginn's warnen und aufmerksam machen, sie möchten aus dem Wege gehen, damit ihnen nichts geschehe.

Besprechen, Talisman.

Am meisten aber sucht man sich vor diesen Wesen als Krankheitsgenien zu schützen; hierauf beruht fast die ganze Volksmedicin. Wer sich krank fühlt, lässt vor Allem durch

einen Schulmeister, einen Schriftgelehrten oder wer sonst eine „gesegnete Hand“ hat, ein Kapitel oder einige Verse aus dem Koran über sich und den leidenden Theil insbesondere verlesen, oder er hängt sich einen solchen Vers, auf ein Zettelchen geschrieben, in ein Ledersäckchen gewickelt und wohl vernäht, an; lässt sich auch wohl einen Spruch mit Tinte in einen Teller, eine Pfanne schreiben, verrührt dann die Schrift mit Wasser, verschluckt diese nauseose Tintenbrühe und genest zuweilen. Hilft dieses religiöse Mittel nichts, so sucht man Hilfe bei der Magie. Es wird kaum ein Städtchen, ein Dörfchen geben, wo sich nicht wenigstens ein zu dieser Kunst sich bekennender „Arzt“ findet, und dieser verschreibt dem Kranken für eine Kleinigkeit einen kostbaren Talisman, doch erst, wenn er zuvor ausgespürt hat, ob die Krankheit von Geistern, vom bösen Blick, von Gott oder von einer materiellen Ursache herrührt. Die Meisten lassen es gar nicht so weit kommen, sondern behängen sich und jedenfalls ihre Kinder von den ersten Tagen ihres Lebens an mit einem oder mehreren Amuletten gegen alle bösen Einflüsse überhaupt.

Das neidische Auge.

Eine grosse Concurrenz in der Bosheit macht den Ginn's der böse Blick. Da laufen viele Menschen herum, die gerade keine Zauberer sind, die Augen wie andere haben, aber „leere, hohle“. Sie können nichts Schönes in eines Andern Händen sehen, und der Neid fällt wie ein Blitz unheilschwanger auf das bewunderte Geschöpf. Dieses erkrankt plötzlich oder allmählig, oder es begegnet ihm ein Unfall und oft stirbt es. Ja diese Eigenschaft, einen bösen Blick zu thun, ist nicht einmal immer willkürlich: der Vater ist im Stand, bewundernd sein eigenes Kind zu morden! Wer könnte alle die Belege, die das Volk für diese Theorie angiebt, aufführen! Wenn einer Ziege die Milch stockt, so erinnert man sich sofort, dass ein altes Weib (in andern Ländern Hexe genannt, ein Begriff, der den Moslimin fast ganz fehlt), eben aus dem Hause ging; wenn ein schlecht befestigter Gegenstand fällt, so hat ihn das Auge eines darnach Lüsternen zu Fall gebracht. Der Neider vermag die

Datteln seines Nachbars, ja die Vögel in der Luft mit seinem Blick herabzuschiessen. Ein *guter Theil der Gewohnheiten des Volkes ist gegen diese geheime Gefahr gerichtet.* Das Schmutzighalten der Kinder, zum Theil die Gastlichkeit, das dringende Einladen eines Anwesenden zum aufgetragenen Essen, das sorgfältige Verbergen eingekaufter Speisen beim Heimtragen, das freiwillige Darreichen eines von einem Andern bewunderten Eigenthums, haben hierin ihren Grund, ja *selbst das Absperren der Frauen* geschieht nicht bloss auf Mohammed's Gebot oder aus eitler Eifersucht, sondern auch aus Furcht, ein böses Auge könnte die theuren Wesen schädigen. Auch gegen die Wirkungen des „Auges“ helfen Koransprüche, Talismane, vor und nach dem Einschlagen des Fluchs. Wer aber in guter Absicht bewundernd nicht schaden will, schliesst in sein Lob den Namen Gottes ein: ma scha allah.

Die Leute des Segens. Die Heiligen.

Im Gegensatz zu diesen Neidern, Kobolden und teuflischen Zauberern giebt es Gottlob auch wieder solche Menschen, die Glück und Segen verbreiten, die ahl el baraka (Leute des Segens), es sind das die schon mehr erwähnten Schech's oder Heiligen, nemlich Blödsinnige, Kindische, Verrückte, auch Asceten und Einsiedler. Die meisten derselben haben gar keinen Beruf und leben von Almosen, die sie nicht erbetteln, sondern Jedermann findet ein Verdienst und einen Vortheil darin, sie zu beschenken, da der Lohn Segen ist. Andere leben von ihrem Beruf und sehen wie andere Menschen aus, aber sie gehören einer Segensfamilie an. Man erweist ihnen Ehre, wie einem Scherif oder wie einem Mann von Stand, man küsst sie zum Gruss auf Haupt und Hand. Diese Heiligen sind meist harmlose Geschöpfe, die Niemanden etwas zu Leid thun, und denen Niemand Böses thut. Sie nehmen sich viel heraus, was ein gewöhnlicher Mensch nicht wagte. Zuweilen führen sie sich indess auch polizeiwidrig auf, und man lässt sie gewähren, da man ebenso ihren Segen sucht als ihre Ungnade fürchtet. Das Volk glaubt an ihre Wunderkraft. Ein solcher Heiliger, erzählt man, wurde angetroffen, wie er Nachts in einen Laden

einbrach; er wurde von der Polizei angehalten und festgenommen. Den andern Morgen erwachten die Diener der Obrigkeit zur Strafe für diesen Eingriff jeglicher mit einem Ausschlag am ganzen Körper. Ein Heiliger zündete den Laden eines Kaufmanns an; alle Waaren verbrannten. Aber der Segen des Missethäters liess ihn nach wenigen Monaten all seine Habe verdrei- und vervielfältigt wieder gewinnen. Ein solcher ausserordentlicher Mensch, ein Greis, der bekannte Schech Selim, sitzt völlig nackt Jahr aus Jahr ein am Ufer des Nilflusses an einem gewissen Ort in Oberägypten, und lebt von dem freiwilligen Tribut der vorbeifahrenden Schiffer. Geben sie ihm nichts, so hält sein Fluch das Schiff, selbst die Dampfer, im Laufe auf, und es ist keine Möglichkeit, weiter zu kommen, bis der Heiligentribut bezahlt ist. Ein Anderer besitzt die Gabe der Allwissenheit und giebt dem Fremden, den er noch nie gesehen, genaue Kundschaft über dessen Vorleben, Namen, Familie. Noch grösser ist die Wunderthätigkeit *nach dem Tod*. Der Körper solcher Heiliger, wenn er seine letzte Fahrt zum Grabe thut, übt auf die Bahrenträger einen geheimnissvollen Druck aus, so dass sie nicht weiter können, und zwingt sie, einer bestimmten Richtung zu folgen und ihn an einem ihm beliebenden Orte zu begraben. Ein durch harmlosen, frommen und langen Lebenswandel bekannter alter Negersklave in Koseir, der gegen Abend starb, wollte sich durchaus nicht mehr desselbigen Abends begraben lassen, die Träger konnten den Leichnam trotz alles „la ilah ill allah" nicht zum Friedhof bringen, so blieb der Leichnam, was man sonst nicht gern thut, zu Hause, bewacht von einer Menge Betender. Aber auch den andern Morgen wollte es lange nicht gehen, der heilige Todte trieb die Träger in allen Strassen der Stadt herum, bis endlich auf Mahnung des aufgeklärteren Gouverneurs die höheren Beamten die Bahre zum Grabe trugen, selbst den türkischen Soldaten war es nicht gelungen. Die ganze Stadt war in Aufregung. Die Moslimin sagen, die Engel üben diesen Rückdruck aus, die Christen meinen, das thue der Teufel. Betrügerei oder Possenspielerei darf man hiebei nicht immer annehmen; fast die ganze männliche Bevölkerung versuchte sich dabei, und darunter ordentliche ernste Männer. Es ist eben der feste Glauben

dieser Leute, dass der heilige Todte oder die Engel den Druck machen, und dann fühlen sie es auch. Selbst in Cairo kommt dergleichen häufig vor, wie im übrigen Lande. Auch die Processionen der Götterbilder bei den alten Aegyptern bewegten sich nicht nach Willkür, sondern nach höherer Eingebung.

Der Heilige erscheint nun einigen vermöglichen Personen im Traum und fordert sie auf, ihm eine Grabstätte zu erbauen, worauf er ihnen ein wirksames Mittel zum Heilen ihrer Krankheiten angiebt. Hat er nun erst einen Tempel, so geschehen Wunder auf Wunder. Das Volk strömt dahin und thut Gelübde, der Wunsch wird erfüllt, man bringt Opferthiere dar, von denen der würdige Opferpriester oder Heiligenpfleger (Nekîb) die Hälfte oder ein Viertel in Anspruch nimmt; das Uebrige wird an die Armen vertheilt. Das Grab bekommt nach und nach durch Schenkungen kostbaren Schmuck, und man feiert alljährlich ein grosses Jubiläum (s. Kap. III). Kurz, es hat sich nach und nach ein wichtiger *Heiligenkultus* entwickelt, der dem christlich-katholischen nicht nachsteht. Der Koran kennt ihn noch nicht und daher wollten ihn auch die mohammedanischen Puritaner, die arabischen Wehabiten nebst vielem andern aus der reinen Religion Muhammed's ausgemerzt wissen. — Manchen mundet es sehr, im Geruch der Heiligkeit zu stehen, vòn Jedermann geehrt und gefüttert zu werden. Solche Propheten ziehen von Ort zu Ort, lassen ihre früheren Wunderthaten ausposaunen und heilen und quacksalbern. Ein solcher Mensch, dessen Vater verstand, wie einst Christus, eine ganze Versammlung von seinem blos für ihn bereiteten Tische zu sättigen, entblödete sich nicht, von einem, der Kinder haben wollte, 50 Thaler Vorauszahlung zur Anschaffung der Arznei zu erschwindeln, worauf der Gottbegünstigte mit dem nächsten Schiffe absegelte, um nie wieder gesehen zu werden.

Zustände der Verzückung.

Die *Zustände* der Verzückung oder Ekstase sind im muhammedanischen, und wohl im ganzen Orient von jeher an der Tagesordnung gewesen. Sie werden *ebenfalls* den *Ginn's* zugeschrieben, welche sich plötzlich einer Person bemächtigen,

und sie „umkleiden oder reiten“ und aus derselben reden und handeln. Es liegt in der Natur aller Völker eine unwiderstehliche *Neigung*, sich zu *berauschen*, und wenn ihnen der Branntwein oder Wein streng verboten ist, wie den Moslim's, so thun sie es mit Opium und Haschisch, und wenn sie aus religiösen Bedenken auch diese lassen müssen, so berauschen sie sich mit der Religion selbst. Dazu scheint man die *religiösen Tänze* oder Zikr's erfunden zu haben, von denen schon mehrmals die Rede war. Nach diesen Uebungen mit stundenlangem Hin- und Herwerfen des Kopfes und Körpers und tausendfacher Wiederholung des Namens Allah ereignet es sich ganz gewöhnlich, dass ein und der andere in Verzückung fällt. Wie beim Branntweinrausch wird der eine gemüthlich, der andere stumpf und stumm, der dritte wild wie ein Teufel. Solchen Besessenen läuft der Schaum zum Mund heraus, während sie den Namen Allah mühsam fortzustammeln suchen, endlich fallen sie ohnmächtig zu Boden, oder sie bleiben steif und starr wie eine Bildsäule stehen, oder rasen wahnsinnig umher und schlagen, was sie finden, nieder. Gewisse Derwische sollen dann gar Feuer, Glas und Schlangen essen. Am meisten geneigt zu solchen Dingen sind die *Sudaner;* die Sklaven wissen sich in freien Stunden nicht besser zu belustigen, als sich durch Gesang und Tanz, welche immer eine religiöse Basis haben, verrückt zu machen. Sie setzen einen Ruhm darein, bald in diesen Zustand zu gelangen. Hie und da mag es einem gelingen, besessen zu werden, andere thun bloss so, und so kommt es vor, dass, wenn die Polizei dazu geräth, alle eben noch verzückt und starr daliegenden Personen plötzlich Reissaus nehmen.

Weitere Folgen hat diese Verzückungsberauschung nicht. Die Besessenen erwachen entweder von selbst oder durch Einrufen von „la ilah ill allah mohammed rasul allah“, und dann sind sie, wie wenn nichts geschehen wäre. Viele der Heiligen, die man herumlaufen sieht, mögen sich ihren Blödsinn durch viel wiederholte Verzückungen geholt haben, und Leute dieser Sorte sind auch am ehesten geneigt, bei den frommen Exercitien abzufallen.

Sâr.

Bei den *Frauen* sind die Zikr's nicht im Gebrauch, aber die Neigung zu Verzückungen ist bei diesem nervösen Geschlecht noch viel grösser, und sie haben sich ein durch, wie man sagt, abyssinische Sklavinnen eingeschlepptes Mittel adoptirt, das nach und nach so einriss, dass die Regierung sich veranlasst fühlte, es zu verbieten. Nichts desto weniger ist es noch allgemein bei Hoch und Nieder, zumal in Oberägypten, im Schwang. Der „Sâr", ein gewisser Ginn, ist der gewaltige Krankheitsgenius, der sich vorzugsweise auf die Frauen wirft. Wo bei einer Frau irgend eine Krankheit sich zeigt, deren Ursachen nicht klar zu Tage liegen, so ist der Sâr schuldig „ʿaleha es-sâr". Es wird sofort bekannt gemacht: Heute ist der Sâr bei der und der; es muss aber ein Samstag, oder auch ein Dienstag oder Donnerstag sein. Eine Menge Weiber und Mädchen strömen in das Haus der Kranken und bekommen Busa, das halbgegohrene arabische Bier, das Lieblingsgetränk der Abyssinier, und Hammelskaldauen. Nun wird gesungen und gepaukt und der Sârtanz aufgeführt: Die Weiber in hockender Stellung oder mit untergeschlagenen Beinen schwingen in ähnlicher Weise, wie beim Zikr, ihren Oberkörper und Kopf hin und her. Bald werden einzelne besessen, und springen wahnsinnig tanzend herum. Das Ganze steht unter der Leitung der Schêcha des Sâr, welche eine durch ihre Neigung zu ekstatischen Zuständen bekannte Person, meist eine Sklavin ist und sich damit viel Geld verdient. Sobald diese und andere ekstatisch geworden sind, befrägt man die Somnambule über das Mittel gegen die Krankheit. Das Heilmittel besteht stets in einem einfachen dicken silbernen Fingerring ohne Stein, seltener Arm- und Fussspangen, und sobald der gierige Sâr dadurch befriedigt worden ist, soll die Krankheit aufhören. Der Glaube daran ist so gross, dass viele ihren letzten Pfennig opfern, um sich jenen Silberschmuck und die bei der Menge der Besucherinnen, die bewirthet werden, nicht geringen Kosten zu schaffen.

Wie der Taranteltanz des Mittelalters ist dieser Sâr ansteckend; eine Frau nach der andern in der Sâr-Gesellschaft erhebt sich und es kommt sie wie willenlos das Tanzen an, Kna-

ben und selbst Männer nicht ausgenommen, die bei diesen Orgien hie und da zugelassen werden. Bei manchen verändern sich die Gesichtszüge, sie schlagen sich selbst in's Gesicht, stossen den Kopf gegen die Wand, weinen, heulen, wollen sich erwürgen, und es ist schwer, sie zu bändigen; sie geben sich für andere Personen, für Heilige, und namentlich für den Sâr selbst aus. Man fragt sie, was sie wollen, man zeigt ihnen einen silbernen Ring, einen Hennateig, oder Busa. Sie heften einen wüthenden Blick darauf, ergreifen sie dann plötzlich mit wilder Hast, stecken den Ring an, binden sich den Hennateig in die Faust, oder trinken Busa. Damit ist in der Regel der Sâr gesättigt und befriedigt, der Besessene wischt sich den Schweiss ab und redet nun ruhig und vernünftig, wie zuvor. An einem der für den Sâr bestimmten Tage wiederholt sich oft der Anfall, und endet wie der erste nach Befriedigung des oft ganz sonderbaren Wunsches.

Diese Zustände sind *keine Verstellung,* das sieht man klar, warum sollten sie sich selbst schlagen und oft gefährlich verletzen, sondern acuter Wahnsinn, Ekstase. Der Spiritist wird diese Personen Medium's, der Anhänger des thierischen Magnetismus „magnetisirte" nennen. Wir erinnern uns, in dem Bericht eines Arztes aus dem englisch-abyssinischen Feldzug gelesen zu haben, wie einem Mädchen plötzlich die Idee kam, ein Wolf zu sein; sie rannte davon, dass Niemand sie einholen konnte, bis sie endlich einen Knochen fand. Sie verzehrte diesen mit der Gier eines hungrigen Wolfes, worauf sie augenblicklich zur Besinnung kam. Das schaut gerade so aus, wie die Wuth unserer Sârbesessenen; und Abyssinien ist das Heimatland.

Volksmedicin.

Da mit Talisman's, Belesen, Tanzen und Gelübden nicht alle Krankheiten zu heilen sind, so hat sich daneben auch noch eine reiche Volksmedicin gebildet, die sich an greifbare Stoffe hält. Manchen derselben ist ihre Wirksamkeit nicht abzustreiten, und sie stimmen mit den Erfahrungen der Aerzte ziemlich überein, so sind z. B. das Zink oder Alaun der Hauptbestandtheil aller Augenpulver, Bleiverbindungen der der Mittel gegen

Wunden und Eczeme, ebenso adstringirende Pflanzenstoffe, namentlich „Helbe“ oder Hornklee (Trigonella foenum graecum). Viel im Gebrauch sind: „gutes Oel“ d. h. Olivenöl zum Einreiben bei Rheumatismus, Hautkrankheiten, ferner Fenchel, Koriander, Kümmel („Korn des Segens“), Malven, Münze, Opium, Salpeter, Salmiak, Schwefel, grüner und blauer Vitriol, Bleiglätte, und als Abführmittel Bittersalz, Sennesblätter, Tamarinden, Rhabarber, Scammonium, Gummi Gutt, weniger die über Gebühr gefürchteten einheimischen Coloquinthen. Letztere wenden die Beduinen so an, dass sie die ausgemarkte Schale Abends mit Milch füllen und diese Milch den andern Morgen trinken. Aderlass mit der Lanzette, Schröpfen mit Rasirmesser und Horn, Haarseil vermittelst einer Kichererbse (humusa), das Glüheisen oder ein glühender Nagel, z. B. bei Kopfschmerzen, siedendes Oel für frische Wunden, Samen von Hornklee, „Helbe“ für Geschwüre, das warme Dampfbad besonders bei Rheumatismus, bei Syphilis und Hautkrankheiten sind Hauptmittel, weniger allgemein ist der Gebrauch der Blutegel; der einheimische Blutegel (Bdella nilotica) macht böse Wunden. Wenn die linke Seite krank ist, so muss am linken Arm zur Ader gelassen werden. Auch Fuss, Hand- und selbst Nasenaderlass werden oft gemacht.

Die Mehrzahl der Mittel ist aber krass empirisch und ihre Zusammensetzung abenteuerlich. Es sind besonders *thierische Stoffe*, die auch zum Theil ehemals in unserer materia medica blühten: Bocksgalle, Hunde- und Affenkoth, Schwarzkäfer, Perlen, Knochen von Hunden und Fischen, Eidechsen, Mumien, Schneckendeckel, alle diese entweder roh, oder gekocht, gebacken und geräuchert, ferner viele Pflanzenstoffe aus allen Ländern, die oft schwer zu enträthselnde Namen haben, stehen im Ruf grosser Heilsamkeit. Wir theilen einige *Recepte* mit: Gebrannte Hundsknochen mit Eisenvitriol und Ochsengalle sind gut gegen Hämmorrhoiden, wenn man jene Mischung mit etwas Speichel aufträgt. Ebenso in Oel gebackene Schwarzkäfer, denen man dann die harten Decken, den Kopf und damit die Eingeweide wegnimmt und wieder unter gelindem Feuer in Oel erweicht. Diese *Schwarzkäfer* sind überhaupt ein Universalmittel. So streicht man die innere, weiche weisse

Masse, das Fleisch, mit einem Lidstab auf die Augen, und noch nicht erhärtete Hornhautflecken verschwinden. Auch ist das gut gegen Nachtblindheit. Aehnlich präparirte Scarabäen (Ateuchus sacer), mit etwas Baumwolle in's Ohr gelegt und nach ein paar Tagen durch den Druck der mit geschlossenem Mund und Nase hervorgetriebenen Expirationsluft ausgeblasen, ist vortreffliches Mittel gegen Schwerhörigkeit. Ein Recept *zum Fettwerden für Frauen* ist: Schwarzkäfer werden gebrannt und gemahlen. Dazu setzt man Rindsschmalz und Sesamöl und „Mufetta", d. h. ein Gemisch aus allerlei Stoffen, die sich bei den Gewürzkrämern finden. All das wird zusammengekocht, und jeden Tag eine Kaffeeschale davon genossen. Ohrwürmer vertreibt man mit eingeträufeltem Zwiebelsaft (in der That plausibel!). Gegen Abortus ist sehr gut, wenn die Frau einen kleinen Skorpion und ein Stückchen Bernstein in einem Säckchen zusammengebunden auf dem Kreuz trägt; statt deren auch Perlen oder rothe Korallen. Um nicht schwanger zu werden, sollen „die Töchter Eva's" von dem Pulver der gebrannten Porzellanschneckenschale (Cypraea) drei Mund voll nüchtern nehmen. Zum Schwangerwerden wird ein kleines Stückchen Opium für den ersten Tag der Kur in den Schooss eingetragen, die andern drei Tage ein Stückchen Wiederkäuerwanstes. Aehnlich applicirte Opiumstückchen werden viel bei unregelmässiger Wehenthätigkeit angewendet. Bei Einwärtsstehen der Lidhaare zieht man die Haare mit der Pincette aus und bestreicht die Stelle mit einer Stubenfliege, der man den Kopf abgerissen hat, oder statt dessen mit Johannisbrodpulver mit Oel geknetet. „Es werden dann keine Haare mehr nachwachsen". Eczem des Kopfes und anderer Stellen wird durch Aloë, in Essig aufgelöst und tüchtig eingerieben, vertrieben. Als *Aphrodisiacum* dient namentlich Ingwer und Ingwereingemachtes, das theure Ambra (eine fettwachsartige Substanz, die sich im Darm und in der Blase des Pottfisches findet, und zuweilen im Meer schwimmend angetroffen wird) und Honig oder Zimmt und Carotten- oder Rettichsamen mit Honig gekocht, ferner die Galle des Raben, die gebrannten Schalen der Tridacnamuschel mit Honig. *Gegen Skorpionenstich* dient: ein Stück Knoblauch aufgerieben, sowie der Schmutz vom Ohr eines Esels; sehr viel kommt gegen

solchen Stich in Anwendung das Auflegen eines geschliffenen Edelsteins, z. B. Jaspis, Rubins, Türkisses oder des Deckels der Trochusschnecke, auch mancher auffallender Münzen, welche an der Stelle, wo der Stich sich befindet, ankleben sollen. Andere behaupten, dass dieses Kleben durch Einreiben vom Eselshuf hervorgebracht werde. Diese *Edelsteine* stehen überhaupt in grossem Ruf der Heilsamkeit und werden oft theuer erkauft, die verschiedenen Varietäten haben je besondere Wirkungen und ebensoviele Namen, z. B. die rothmarmorirten und -punktirten Jaspisse, die wie Blutstreifen oder Blutpunkte aussehen, stillen Blut. Der Bezoarstein (eine Concretion, die man im Magen verschiedener Thiere, besonders Wiederkäuer, findet) wird als ausgezeichnetes Antidot gegen alle Gifte, einschliesslich des Schlangengifts gerühmt, am vorzüglichsten sei der der Affen. Ein Becher aus Rhinoceroshorn sichert ebenfalls gegen alle Gifte, die man etwa zu trinken bekäme.

Die Thiere im Volksglauben.

Die häufige Anwendung thierischer Stoffe und Gegenstände als Arzneimittel oder Talisman beruht zum guten Theil in dem Glauben an eine Verwandlung, aber nicht in dem Sinn der indischen oder pythagoräischen Seelenwanderung, die ist dem Islam ganz fremd, sondern in dem einer Verzauberung. Viele landläufige Geschichten derart mögen von dem Volk selbst für Mythen oder Fabeln gehalten werden, viele werden aber wirklich von den Meisten fest geglaubt.

Während in höchstgelehrten Kreisen der modernen Civilisation der Mensch ein durch natürliche Zuchtwahl und Zeit verwandelter Affe ist, ist der *Affe* bei den heutigen Aegyptern ein verwandelter Mensch. Der Pavian, so wird allgemein behauptet und geglaubt, war ein böser Bursche, der dem Propheten seine rothen Schuhe stahl, und sie dann hinten unter seinem Rock versteckte. Der Prophet aber merkte es und sprach den Fluch über ihn: „Dieb, Deine Gestalt werde ein Zerrbild des Menschen, Dein Steiss aber, über dem meine Schuhe hängen, behalte zum Andenken an Deine Frevelthat deren rothe Farbe auf alle Zeiten.“ Die Welt beginnt für den Moslim über-

haupt erst recht mit dem Propheten, und dass der Pavian, der in Aegypten auf den Denkmälern schon häufig abgebildet ist, früher existirt haben könne, darüber denkt er weiter nicht nach. Einen Affen im Hause zu halten, „ist nicht gut“, er bringt Unsegen. Affenkoth aber ist ein gesuchtes Ingredienz vieler Arzneien.

Die *Hyäne* gilt allgemein als ein vom Zorn Gottes verwandelter verruchter Zauberer. Aber eben desswegen besitzen Haare, Zähne, Fell und Fleisch Wunderkräfte. Das Fleisch wird, nachdem das Thier nach den Regeln des Koran geschlachtet ist, auf dem Markt verkauft und geht (ein solches Schlachtthier ist immer eine Seltenheit) reissend und zu gutem Preise ab, die Ulema, die Spitzen der Religion, sind die Hauptliebhaber. Denn es giebt Kraft, namentlich Manneskraft. Das Liegen auf einem Hyänenfell vertreibt Rückenschmerzen. Auch die Zähne werden gut verwerthet, sie dienen als Amulett für Jung und Alt. Besonders gesucht sind aber die Haarbüschel der Mähne, und wer ein Fell hat, hüte dasselbe wohl vor der lüsternen Menge, der Besitz dieser Haare verbürgt die Treue und Zuneigung der Gatten, sowie die Gunst der Hohen.

Der *Fuchs* verdankt seiner Schlauheit gar wundersame Historien, die über ihn umlaufen, doch werden diese nicht geglaubt, sondern als Fabeln angesehen. Darin spielt Meister Reineke meist die Rolle eines Kadi. Eine Fabel für viele: Ein Mann trägt in einem Korbe Hühner zu Markt. Ein Fuchs, der die Hühner gern hätte, legt sich wie todt mitten in den Weg. Der Mann mit den Hühnern wundert sich, geht aber vorüber. Nach einer Strecke findet der Mann wieder einen todten Fuchs, und weiterhin einen dritten. Nun, denkt der Mann, drei Fuchsfelle sind schon der Mühe werth, sie mitzunehmen und zu verkaufen, stellt seinen Korb hin und geht zurück, die Füchse aufzulesen. Aber er findet nichts mehr, und als er zu seinem Hühnerkorb zurückgekehrt, findet er diesen leer.

Wie die Hyäne, so gelten auch andere, namentlich *schädliche Thiere,* für verwandelte Bösewichte, so die Schlangen und die Skorpione, auch die zwickenden grossen Ameisen (Myrmica). Der Schlangenbeschwörer macht ein Gewerbe daraus, in den Häusern etwa verborgene Schlangen herauszulocken und ruft sie im Namen der Erzväter oder Propheten: Adam, Enoch

(Edris), Noa, Abraham, Ismaël, David bis Christus auf, wobei er aber nicht ermangelt, einen Korb mit Schlangen mitzubringen. Die *Skorpione* werden auf den Ruf: homâr, d. h. Esel, zum Stehen gebracht, um sich erschlagen zu lassen. Gegen sie, wie gegen die Schlangen, kann man sich durch Eingeweihte *giftfest* machen lassen; dann darf man aber keinen mehr tödten. So brachte uns einmal ein abyssinischer Sklave einen Skorpion in der Hand herbei, und er liess ihn auf Befehl selbst in Spiritus fallen. Nach einigen Tagen aber wurde derselbe Sklave von einem Skorpion gestochen, und wollte Salmiakgeist haben. Er hatte ja die Bedingung des Bannes gebrochen.

Eine andere Art der Verwandlung ist die, welche die *schollenartigen* Fische erzeugte. Moses wollte einst einen Fisch backen. Als dieser auf einer Seite braun gebacken war, gieng das Feuer oder Oel aus, und Moses warf den Fisch erzürnt in's Meer, wo dieser in dem halbseitig gebackenen Zustande fortlebte und bis auf den heutigen Tag in seinen Nachkommen das eigenthümliche Aussehen, auf einer Seite weiss oder farblos, auf der andern gefärbt, behielt. In Constantinopel erzählt man Aehnliches von den dortigen Schollen, dort war aber der Thäter der Sultan Mohammed II., der Eroberer Stambul's.

Gewissen Thieren werden Instinkte und Sinne zugeschrieben für Dinge, die der Mensch nicht wahrnehmen kann: so soll das Kamel zur Zeit des Aufgangs der „Tureja", d. h. der Plejaden, dieses Gestirn wahrnehmen, wenn es für Menschen noch unsichtbar ist, und zu dieser Zeit (Anfangs Juni) soll es sich nach keiner andern Richtung niederlegen lassen, als mit dem Kopf nach Osten gewandt. Auch Fische sollen jenes Gestirn zuerst sehen.

Während manche Thiere, wenigstens die schädlichen oder für schädlich gehaltenen und die jagdbaren verfolgt und bei jeder Gelegenheit getödtet, andere, wie der Hund oder das Schwein, als unrein tief verachtet und vom Leib gehalten werden, gilt das *zwecklose Tödten* harmloser Thiere allgemein als *Sünde*. Ein sonst roher Türke hob einmal die Würmer und andere Meeresgeschöpfe, die wir beim Sortiren unserer Sammlung als untauglich einfach weggeworfen hatten, sorgfältig auf und trug sie wieder in ihr Element zurück. Von strenggläubigen

Gottesgelehrten wird sogar das Anlegen einer Sammlung von Thieren verurtheilt, für sie ist ja die Naturgeschichte keine Wissenschaft, sondern Spielerei. Die nützlichen und harmlosen Aasgeier zu schiessen, gilt geradezu als eine Rohheit.

Wer aber den grossen schwarzen *Raben* oder Wüstenraben (Corvus umbrinus) tödtet, der geht nicht ohne Strafe aus. Dieser Vogel, „Noa-Rabe“ genannt, der von Noa einst aus der Arche entsandt wurde und nicht wieder kam, ist der *Onkel* der Schwarzen, der Sudaner. Als uns einmal ein Jäger auf Bestellung einen solchen brachte, holte dieser ihn ganz geheimnissvoll aus seiner Rocktasche hervor, nachdem er vorher sorgfältig die Thüre verriegelt hatte. Aber die Sache war ruchbar geworden, in der Nachbarschaft liess sich ein Pauken nnd Kreischen hören, das sich dem Hause näherte. Bald stand die ganze Zunft der schwarzen Gesellen drunten. Die schwarzen Sudansklaven bilden nemlich seit alten Zeiten einen Bund zum Zweck religiös-nationaler Unterhaltungen. Nun gieng ein Pauken, Händeklatschen, ein Brüllen und Geheul los, ein Tanz, wobei die Tänzer mit Bockshörnern sich umgürteten, wurde aufgeführt. Der Präsident oder Schech der Schwarzen forderte auf die Frage, was es gäbe, freundlich aber ernst und entschieden das *Blutgeld:* ihr „Onkel“, der Bote, der ihren Angehörigen im Sudan, denen sie geraubt worden seien, von Zeit zu Zeit Nachrichten über sie bringe, sei erschlagen, wir selbst seien der intellektuelle Mörder. Der gedungene Mörder war inzwischen geflohen, ward aber bald aufgespürt und in das Haus zurückgebracht. Wir gaben einige Groschen, glaubten, die Sache sei abgemacht und bälgten den Vogel weiter ab. Aber das Toben vor dem Hause, das Todtengeheul um den Erschlagenen und der Todtentanz wurde immer ärger: der Onkel war mehr Blutgeld werth. Endlich nach langen Unterhandlungen mit dem Schech, der seine Sache so feierlich vortrug, dass man glauben musste, er nehme sie ernst, wurden wir mit drei Franken quitt. Die abgebälgte Leiche des Onkels wurde der Horde übergeben, in eine mit farbigen Tüchern bedeckte Bahre gelegt und unter feierlicher Begleitung mit Fahnen und Rufen von la ill allah, als gäbe es einen Menschen zu begraben, auf den Friedhof getragen und förmlich beerdigt. Aehnlich gieng es einmal sogar dem Kadi, der einen Raben

geschossen hatte. Er wollte anfangs durchaus nicht zahlen; da vermauerten ihm die Schwarzen die Hausthüre, bis er endlich doch das Blutgeld hergab. Selbst ein Pascha in Djedda soll zu diesem Blutgeld gezwungen worden sein.

Alchemie.

In naher Verwandtschaft mit der Volksmedicin steht die Alchemie oder die Kunst, aus einigen billigen Stoffen das theure Gold zu fabriciren. Es giebt immer noch Leute, die sich damit beschäftigen, noch keiner ist aber davon reich geworden.

Religiös-astronomische Phantasieen.

Weit mehr im Gebrauch ist die Astrologie. Die astronomischen Begriffe des Volks und der Gelehrten sind die des Propheten, und wenn man ihnen andere beizubringen sucht, schütteln sie ungläubig oder stolz den Kopf. Noch immer kreist die arme Sonne tagtäglich von Osten nach Westen um die Erde, welche Scheibenform hat, und die ein von Ginn's bewohnter Ringberg (der Kaf) umgiebt. Darüber liegen *7 Himmel*, Paradiese von köstlichen Wasserbergen durchströmt, dort führen die Gläubigen einst mit ihren ewig jungfräulichen Huris, „deren Augen schwarz und gross sind wie Perlen, die noch in ihren Muscheln verborgen," ein wonnevolles Leben. Diese und die Paradiesknaben kredenzen ihnen die Schalen mit köstlichem, fliessendem Wein, „der den Kopf nicht schmerzen und den Verstand nicht trüben wird". Dahingegen die von Anbeginn der Welt voraus verurtheilten Ungläubigen, werden heulend und zähneklappernd tief unten im *Feuer* der Hölle schmachten, und nur wenn sie ein frommes Leben führten, wird ihre Höllenpein etwas gemildert. Die Sonne, der Mond haben ihre Wohnung im 5. Himmel, bei ihrem Umlaufe ruhen sie in Stationen (mensil) aus. Im obersten der 7 Himmel aber sitzt Gott auf einem Stuhl „ársch", der von *4 Erzengeln* gehalten wird, nemlich Israfil, Gabrail, Michail und Israil.

Unter ihnen stehen, nach den geheimen Büchern, als *grosse Himmelsengel:* Semsemaîl, Kasfeail, Sarfeaîl, Rangeail. Die Herrschaft über die Erde haben: Moshab, Murra, Ahmar, Ba-

ragan, Schamharisch, Saubaa und Maimun. Sie wechseln die Regierung an jedem Tag der Woche; am Samstag, dem Unglückstag, herrscht der böse Maimun. Auch bei den *alten* Aegyptern war der Samstag der Tag des *Typhon* oder des bösen Princips. Jeder dieser Engel hat ebensoviel Diener, als das Abged Zahlen aus ihren Namen herausbringt, z. B. Moshab 747. Andere Engel oder Ginnkönige (mélek) sind: Leltahtilin, Mahtahtilin, Kahtahtilin, Fahtahtilin, Nahtahtilin, Gelhatahtilin, Lamakfengel, welch letzterer der grösste ist; die Anfangsbuchstaben der ersteren zusammen geben den Namen dieses letzteren.

Ein gewisser Engel oder Ginnkönig heisst Meitataru, er wohnt in einem der 7 Himmel. Wenn man auf der Erde räuchert, so riecht er es, er wedelt mit seiner Ruthe, befiehlt seinen Untergebenen nachzusehen und dem Räucherer zu Diensten zu stehen. Ein anderer, wie der christliche Ginnkönig Kim, wird durch den Geruch der geräucherten Schneckendeckel angelockt.

Die Sternschnuppen sind von Gott herabgestürzte böse Engel oder Teufel. Sie sind's, welche den Menschen die bösen geheimen Wissenschaften, die Magie lehren. Daher sagt pflichtgemäss jeder Gläubige, wenn er eine Sternschnuppe sieht: „Ich nehme Zuflucht zu Gott vor dem gesteinigten Teufel."

Astrologie.

Die stets geöffnete Pracht des tropischen oder subtropischen Sternenhimmels ladet mit Gewalt zu seinem Studium ein. Die Sterne dienen auch dem gemeinen Manne als nächtliche Uhr, und dem Reisenden und besonders Seefahrer als Leiter. Da in diesen Breiten die Winde einen sehr regelmässigen, der Jahreszeit entsprechenden Verlauf haben und die Sterne diese anzeigen, so hat der Seemann wohl recht, wenn er sich vor dem und dem Sterne in einem gewissen Stande fürchtet, ihn als Unglücksstern betrachtet, z. B. den Lahemir, wenn er Abends im Westen steht (s. Kap. V), andere als Glückssterne. Solche Gedanken führen aber ganz allmählig in das abenteuerliche Gebiet der Astrologie über, und es giebt wenige, die den Einfluss der Sterne auf das Geschick des Menschen zu läugnen wagten. Christen und Moslim's beschäftigen sich damit. Eine eigene

Literatur giebt an, wie man diesen Einfluss zu enträthseln vermag, unter andern „das wahre genaue Buch des berühmten griechischen (?) Philosophen Abu Móschaër, des grossen Astronomen". Wichtiger für diese Wissenschaft, als die Kenntniss des Sternengewölbes, ist die des Abged. Jeder Buchstabe des Alphabets, das aber eine andere Ordnung hat, als das jetzt gelehrte, nicht A B T Th u. s. w., sondern A B G D (daher Abged) entspricht einer bestimmten Zahl, z. B. biduh = 2468.

Es giebt 12 Gestirne für die Männer, 12 für die Frauen. Man berechne die Abgedzahl des Namens irgend eines Menschen, dessentwegen man die Astrologie befragen will, sowie den Namen seiner Mutter. Von dieser Zahl ziehe man 1212 ab, bleibt als Rest 1, so ist das Gestirn des betreffenden Menschen der Widder und der Aufgang des Mars; sein Temperament ist dann sanguinisch. Bleibt zwei, so ist sein Stern der Stier und sein Planet die Venus; sein Temperament ist „erdig", d. h. phlegmatisch u. s. w. Diese Kunst lehrt auch, zu wissen, ob ein Kranker sterben werde, ob etwas Abwesendes zurückkehrt, eine Sache zum Ende kommen wird, wie das kommende Jahr sich gestalten wird. Viele verdienen ihr Brod mit dieser Rechnerei, an Glaubenden fehlt es nicht, selbst unter den höheren Ständen; gar viele lassen sich in ihren wichtigsten Interessen ganz von solchen Sterndeutern und Rechenkünstlern bestimmen. Diese sind oft so keck, Wetten zu machen, nehmen eine Summe zum Voraus, und wenn die bestimmte Zeit gekommen ist, wo die Vorhersage sich erfüllen soll, sind diese fahrenden Künstler längst auf und davon.

Geomantiker und Zigeuner.

Geomantiker, welche das „Darb er-raml" treiben, sind meist Sudaner. Auf jedem Jahrmarkt kann man einige solcher halbnackter, schwarzer Propheten auf dem Boden kauernd sehen, wie sie Löcher und Striche in den Sand machen, darüber einige Steine wie Würfel werfen, und dem Volke daraus für einige Pfennige ihr Leid und Lieben voraus sagen. Auch Zigeunerweiber sitzen da, und weissagen in ihrer bekannten Weise aus den Linien der Handfläche, oder mit Muscheln, die hier statt der Karten dienen.

Die Zukunft.

Am Wichtigsten sind die Weissagungen des Propheten. Sie stehen zwar nicht offenbar im „deutlichen Buch", aber die Weisen wissen sie daraus herauszuziffern, und Jedermann kennt und glaubt sie. Der Islam wird tausend, nicht tausende von Jahren (el elf u la el ulûf), vollenden; Andere sagen: nicht zwölf Jahrhunderte. Jetzt schreibt man 1292 nach der Flucht (oder Uebersiedlung, wie die Moslim's die Hedjra übersetzt haben wollen). *Es muss also die Welt bald ein Ende nehmen,* und dazu mehren sich die Zeichen immer mehr: Eisenbahnen, Telegraphen, Luftschifffahrt, immer mehr um sich greifende Herrschaft der Franken und fränkischen Wesens. Gegen Ende dieser Zeit wird es übel um die Welt stehen; die Könige bekriegen sich, es wird grosse Theuerung, Unglaube und Zuchtlosigkeit herrschen. Die Horden des *Königs von Abyssinien* werden von ihren Bergen steigen und das heilige Land des Islam und Aegypten erobern. Daher verfolgte die mohammedanische Welt den letzten abyssinischen Krieg mit England und Aegypten mit grösster Spannung. Der Sultan wird aus Constantinopel vertrieben und nach Aegypten flüchten. Dann kommt der *Muhdi* *) (Reneg des Koran?); seiner Abgedzahl nach (1253) wäre er bereits geboren. Dieser wird, ein Messias, aus einer unscheinbaren Familie aus Jemen entsprossen, durch seine Vorzüge sich erheben, aber erst in seinem vierzigsten Jahr, und bald die Herrschaft der ganzen Welt erringen. Während seiner Herrschaft versöhnen sich Christen und Moslim's, alle Menschen werden brüderlich communistisch ihre Habe theilen. Ein *Antichrist* tritt auf, und sucht wieder Unfrieden und Misstrauen zu säen. Nun aber kommt *Christus* und tödtet den Antichrist. Die Moslim's werden nun alle durch Pest und Krankheiten sterben, und es bleiben *nur Christen übrig.* Schliesslich sterben auch diese aus, und es giebt keine Menschen mehr auf Erden.

---

*) Ein solcher falscher Muhdi, der viel Anhang fand und um ein Kleines ganz Aegypten in Aufruhr brachte, ist indess bereits vor etwa 10 Jahren füsilirt und die Ortschaft dem Boden gleich gemacht worden. Es war der Hâg Thejib von Gau in Oberägypten.

Tag des Gerichts.

Am Ende aller Dinge bläst der Erzengel Israel mit einer Trompete oder Posaune und die ganze Erde wird ein ebenes festes Feld. Es fällt ein Regen, welcher die Reste der Todten aller Zeiten und Völker zum Keimen bringt, wie die Samen einer Pflanze. Sobald die Körper wieder gebildet sind, steigen sämmtliche Menschenseelen, welche von der Zeit des Todes an in einem Brunnen bei Jerusalem eingeheimst waren*), jegliche zu ihrem Körper zurück, und es kommt der Tag des Weltgerichts, welches — wie der Gewährsmann versichert — bei Damiette in Aegypten abgehalten wird!

---

*) Ueber den Aufenthalt der Seelen zwischen Tod und Auferstehung giebt es verschiedene Ansichten. S. Lane III, p. 169, Anmerkung.



